Folio 425 r=

Horn

Uiber

den

waren Begrif

von

Freiheit.

Horn.

Nürnberg und Markbreit

1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Ich habe in meinem Buch: — Uiber Gleichheit und Ungleichheit — versprochen, daß, wenn daßelbe so glüklich seyn solte, gute Aufname zu finden, ich noch ein andres: — Uiber den waren Begrif von Freiheit — schreiben würde; die gute Aufname von meinen Herrn Intereßenten und vom Publikum ist erfolgt * — es folgt also auch hir di Erfüllung meines Versprechens.

* Di weitläuftige Recenſion in der allg. teutſchen Bibl. betraf nichts weſentliches und tadelte gerade das, was den allgemeinen Beifall meiner Leſer gefunden hat; ein Beweis: daß ich das Publikum kenne, für das ich ſchreibe. —

Ob ich meinem liben teutschen Vater-
land mit diser Arbeit einen Dinst leiste,
mag der Inhalt meines Buchs entscheiden,
und der Beifall, den es erhält. Sovil ist
gewis, daß wir in einem Zeitpunkt leben,
der der allgemeinen Wolfart und Rue ge-
färlich ist, der also di Aufmerksamkeit eines
ieden Menschenfreunds, eines ieden Pa-
trioten verdint.

Freiheit kan man der Menschheit nicht
absprechen, si ist das eigentümliche Recht
derselben, das angeborne Gefül irer Natur;
wenn si aber zum Umsturz der Staaten em-
porstrebt, sich über di Schranken bürger-
licher Verhältniße hinwegschwingen und
auf Kosten allgemeiner Rue und Sicherheit
schwärmen will, dann verdint si disen edlen
Namen nicht, dann artet si in Zügellosigkeit
aus, wird, stat einer Woltäterin und Be-
glük-

glükerin der Menschheit, eine Zerstörerin ire Wolfart. Ists einmal auf den Punkt gekommen, daß di Unzufridenheit, von irrigen Begrifen geleitet, Zügellosigkeit für Freiheit hält, dann ist di fatale Krisis, der trübe Zustand der Verwirrung, wo iede Leidenschaft ire Rolle spilt; Neid und Bosheit tretten dann aus iren verborgnen Schlupfwinkeln hervor, und der Verfolgungsgeist scheut sich dann nicht, mit seinen verderblichen Akten am hellen Tag zu erscheinen; auch an Frevlern und Unmenschen felt es dann nicht, di sich einbilden, das Wort Freiheit seze si über alle Rechte der Menschheit weg, hebe alle Achtung gegen andrer Wol, Ehre und Leben auf und — wäre das: o dann müste dise Erde zur Mördergrube werden! Aber vergebens wird der Dämon einer so törichten Freiheit seine verderbende Fakel über unser teutsches Vaterland

land schwingen! Ein Genius beßerer Denkungsart wacht noch über uns! Der Geist unsrer Nation geht den ruigen Gang ernster Uiberlegung; so wenig er gewont ist, Sklavenfeßeln zu tragen, so gerne hält er sich in den Schranken der Ordnung und verbindet mit dem Begrif von Freiheit di Begrife von Sicherheit, Rue und allgemeiner Glükseligkeit.

Dise Begrife nun in ein helleres Licht zu stellen — weil auf richtigen Sin alles ankomt und durch unrichtige Begrife das Wolfartsgebäude ganzer Staaten in Schut zusammenstürzen kan — zu zeigen, worin ware Freiheit besteht, wi unzertrenlich der ware Sin derselben in di Glükseligkeitslere der Welt verwebt ist, das ist Plan und Zil meiner Arbeit.

Di französische Revolution ist das Augenmerk derselben nicht, sondern nur Veranlaßung dazu, so wi si Veranlaßung war, daß das Wort Freiheit zum Motto gegenwärtiger Zeiten geworden ist; der Gesichtskrais, über den meine Ideen sich verbreiten, sind di Staaten und Nationen der Erde nach dem Inbegrif und Verhältnis ires bürgerlichen Glükszustands, mit vorzüglicher Hinsicht auf unser teutsches Vaterland, wi Glükseligkeit und Freiheit mit dem Geist unsrer Nation und der wirklichen Konsistenz einer bestmöglichsten Verfaßung sich vereinbart, oder vereinbaren könne.

An sich selbst ist dise Arbeit kein hingeschleuderter Entwurf, wi di ersten besten zufälligen Gedanken ihn schufen, sondern di Frucht des reifsten Nachdenkens,

der

der stärksten Anstrengung des Geistes nach der Richtschnur eines lang durchdachten Plans, zu deren Vollendung ich mir keinen weiten Zeitraum wälen konte und wobei ich selbst di Sorge für meine Gesundheit auser Augen sezen muste.

Was hir Grundriß des Ganzen, Symmetrie seiner Teile und planmäsige Art der Darstellung ist, gehört mit zu dem wesentlichen, eigentümlichen und absichtlichen diser meiner Arbeit; wer tadeln will, weil meine Vorstellungsart di seinige nicht ist, versuche liber, ein beßeres Gebäude aufzufüren — damit wird der Welt mer gedint seyn — denn tadeln ist leichter, als beßer machen und der anonyme Feind, der seinem Privathaß ein Opfer bringen will, bedenke, daß es hir di gute Sache des allgemeinen Besten gilt. Der unparteiische Ausspruch des

ein-

einsichtsvollen Mannes soll mir willkom-
men seyn.

Bei meiner Ortografie bitte ich auf Analogie und Pluralität des Ganzen zu sehen; denn daß unter hunderttausend Buchstaben zuweilen einer zu vil oder zu wenig ins Glid komt oder einer mit dem andern verwechselt wird, kan sich leicht zutragen. Im Ganzen wird meine Schreibart uniform seyn und di Abhand-lung über meine Ortografie, di nun nächstens erscheinen wird, soll alles in Richtigkeit und Ordnung bringen.

Zum Schluß muß ich noch anfügen, daß ich Präliminarien vorausgeschikt habe, welche den waren Begrif von Freiheit von allen Seiten beleuchten und erläu-tern, damit das Gebäude von 12 Kapiteln, di es enthält, auf einem desto vestern Grund aufgefürt werden konte.

Um

Um di vornemste meiner Pflichten nicht zu verſäumen, bringe ich den beiden hoen Beförderern diſer meiner Arbeit öffentlich den wärmſten, devoteſten Dank der Unvergeßlichkeit! Ich ſolte Ire Namen mit goldnen Buchſtaben in mein Buch zeichnen, aber Si ſind gewont, im Stillen gros zu handeln, und ein geringer Schimmer würde den Glanz nicht vermeren, den Si ſchon haben und der ni verlöſchen wird.

Ich empfele mich iedem geneigten Leſer, vorzüglich meinen Gönnern und Freunden!

Geſchriben den 24 Oktober 1794.

Sub-

Subskribenten-Verzeichnis.

Se. Hochgräfl. Erlaucht und Excellenz, Hugo Damian Erwein, des Heil. Röm. Reichs Graf Schönborn, regirender Graf und Herr zu Wisentheid ꝛc. ꝛc. ꝛc. des Heil. Röm. Reichs, wi auch der Erbkönigreiche Ungarn und Böheim Fridler und Panirherr, des hoen Erzstifts Mainz Erzschenk, des Hochstifts Wirzburg Obertruchseß, in den österreichischen Landen ob- und unter der Ens Erbtruchseß, Irer Röm. Kaiserl. auch apostol. Maiestät wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, dann des Kaiserl. St. Josefs Orden Ritter.

Se. Hochgräfl. 'Erlaucht und Excellenz, Josef Heinrich, des Heil. Röm. Reichs Graf Schlik, regirender Graf und Herr zu Paßaun Weiskirchen, K. K. wirkl. Geheimer Rath, Kämmerer und bevollmächtigter Minister am oberrhein- und fränkischen Krais.

Se. Hochgräfl. Erlaucht, der regirende Graf und Herr von Rechteren und Limpurg.

Abtschwind.

Herr Pfarrer Westernacher.

Albertshausen.

Herr Amtman Hirsch.

Altenschönbach.

Herr Amtman Köppel.

Ansbach.

Herr Regirungsrath Bomhard.
— — Geheimer Sekretair Koch.
— — Geheimer Rath Lösch.
— — M. Joh. Thomas Martini, Lerer am Königl. Gymnasium
— — M. Joh. Adam Schäfer, Lerer der virten Klaße am Königl. Gymnasium.
— — Geheimer Regirungsrath Schmid.
— — M. Georg Friderich Stiber, Lerer der dritten Klaße am Königl. Gymnasium.
— — Direktor Uz.
— — Joh. Georg Zenker, Landgerichts-Aßeßor und Professor.

Aubstadt.

Herr Pfarrer Weinman.

Mkt. Bergel.

Herr Pfarrer Prell.
— — Kammer-Kommißar Schmidt.

Bimbach.

Herr Justizamtman Hofman.

Birkenfeld.

C. V. Freiherrin von Wildenstein, geborne Voit von Salzburg.
Herr Troll von Wöllwarthl. Sekretair.

Diderswind.

J. W. verwittibte Freiherrin von Thüngen, geborne von Stein zum Altenstein.

Eisenach.

Herr von Oldershausen.

Ermetshof.

Herr Senior Esenbek.

Exdorf.

Herr Schmidt, Kand. des Minister.

Gaibach.

Se. Hochgräfl. Gnaden Herr Graf Franz von Schönborn, K. K. Kammerherr.

Geiselwind.

Herr Amtsverwalter Schwingenstein.

Helbburg.

Frau T. A. von Lang, geborne Freiin von Kozau.

Hollach.

Herr Amtman Wölfing.
Freiherr von Oettinger.

Mkt. Ipsheim.

Herr Kammer = Kommißions = Rath Richter.

Irmelshausen.

Verwittibte Freiherrin von Bibra, geborne von Heldrit.
Herr Pfarrer Dizel.
—— Gerichtsverwalter Koch.
—— Kandidat Krig.

Kizingen.

Herr Moriz Paul Negelein, Mechanikus.

Kleinlangheim.

Kastenamt.
Herr Joh. Martin Kemmeter, Richter.

Krafts-

Kraftshof.

Herr Pfarrer Drechsler.

Rainbernheim.

Herr Kaplan Lampert
—— Karl Meyer, Kammerrath.

Manau.

Herr Willhelm Eller, Pfarradiunkt.

Marktbreit.

Herr Doktor Weinrich.

Marolds weisach.

Herr J. Ch. G. F. Beumelburg, Pfarrer.

Michelfeld.

Herr Generallieutenant Freiherr von Schertel.

Nürnberg.

Freiherr von Eglofstein, Geheimer Rath.
— — von Eglofstein, Kammerherr.
Herr Hof = Krigsrath von Ettenauer.
—— Gruber, Gastgeber zum roten Han.
—— Pr. Lieutenant und erster Plaz = Adiutant von Grundherr.
—— Stadtgerichtsassessor von Imhof.
—— Obrist von Münster.
—— Willhelm Roth, Gastgeber zum roten Roß.
—— von Schlümbach.
—— J. W. Th. C.
—— Wagamtman von Volkamer.
—— Weiß, K. K. Gesandschaftssekretair.

Neuhof.

Herr Kastenamtman Herrman.

Neustadt.

Herr Sekretair Schöpfel.

Nordheim.

Freiherr von Stein.

Ostheim vor der Rhön.

Herr Doctor und Hofrath Christof Jos. Berger.
— — G. Ch. Höpfner, Stadtschultheis.
— — Kammer = Kommißionsrath Thon.
— — Pet. J. Gotlob Schüler, Gerichtsverwalter.
— — Hofmedikus Scheidemantel.
— — G. P. F. Thon, Amtsvogt auf der Lichtenburg.
— — Georg Christof Winröder, Burgermeister.

Prichsenstadt.

Herr Kommerzien = Kommißair Ebenauer.
— — Joh. Christof Immel, Kaufman.
— — Erdman Ernst Kirchner.
— — Notar und Kantor Oeffner.
— — Stadtschreiber Plempel.

Römhild.

Freiherr von Beulwiz, Forstmeister.
Herr Rath Güttich.
— — Amtssekretair Güttich.
— — Hofadvokat Grözner.
— — Rath Gruner.
— — Hofadvokat Kircher.
— — Obereinnemer Rippel.
— — Hofagent und Kaufman Wölfing.
— — Burgermeister Zizman.

Rappershausen.

Herr Pfarrer Kempf.

Regensburg.

Herr C. L. Thon, Ob. Synd.

Rüdenhausen.

Herr Hofrath Thaut.

Rügheim.

Herr Pfarrer Graner.

Rügland.

Herr J. F. Schmidt, Rath und Sekretair.

Schweinfurt.

Herr Keller, Gastgeber zur schwarzen Krae.
Egnizische Ganerbschaft zu Unfind.
Herr Johann Heinrich Stepf, Senat.

Sommerhausen.

Herr Hofrath Stadelman.
— — J. C. Stadelman, Rath und Amtman.

Mkt. Steft.

Herr Johann Konrad Feuerlein, Kommerzienrath.
— — Kommerziendirektor Lampert.
— — Kommerzien = Aßeßor Schwarz.
— — Joh. G. Schwarz, Cand. Minist.

Schwebheim.

Herr Amtsverweser Pfort.

Schweinshaupten.

Herr Magister Rudolph.

Themar.

Herr Hofadvokat und Stadtsyndikus Sternberger.

Virnsperg.

Herr Josef Jäger, Obervogt.

Walchenfeld.

Herr Christof Albr. Beyer, Amtsverwalter.
— — Johann Georg Seiz, Pfarrer.

Waltershausen.

Herr Joh. Fr. Nenninger, Pfarrer.

Wezhausen.

Herr M. Joh. Georg Heyl, Pfarrer.

Wirzburg.

Herr Graf Friz von Stadion.

Wisentheid.

Herr Graf Erwein von Schönborn.
— — Graf Fridrich Karl von Schönborn.

Wiseth.

Herr Pfarrvikarius Burkhard.

Wonfurt.

Herr Amtman Grienseysen.

Zillbach.

Herr C. F. von Arnswald, Herzogl. Sächs. Weimar. Oberlandjägermeister.
— — Karl Sleevogt.

Goldne Freiheit! Du bist das Glük der Menschheit! Du bringst, gleich der Sonne, Heiterkeit über das Leben des Menschen und versüsest ihm seine Tage. Du leitest ihn auf den lichten Pfad der Zufriedenheit, wo Früchte und Blumen für ihn blüen. Unter deinem goldnen Zepter küssen sich Eintracht und Fride. Du fürst di Menschheit hervor aus den Finsternisen der Unwissenheit, des Irtums und des Aberglaubens, entreißest si aus der Sklaverei der Leidenschaften und entfesselst si von den Banden der Torheit und des Lasters. Gewalttätigkeiten, Unterdrük-

ung und Elend sind nicht in den Gebiden deines Reichs und der Verfolgungsgeist fleugt vor deinem Antliz. An deiner Hand wandeln di Menschen als glükliche Söne, als glükliche Töchter der Erde den lichten Pfad der Vernunft und ernden den Segen der Tugend. In deinem Schos genisen si di süsen Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft und nichts störet ire Rue. Dein Ursprung ist vom Himmel! Glüklich! wer in deinem Reiche wont!

Frei-

Freiheit!

Diſen Namen nanten von ieher alle Zeitalter, alle Nationen und alle Menſchen. Von den patriarchaliſchen Zeiten bis zu den Zeiten der Hirarchie wurden ir Opfer gebracht: in ienen Zeiten — Opfer der Gaſtfreiheit und in diſen — unglükliche Menſchenopfer. Das goldne Zeitalter beſung diſen Namen in Lidern, di Zeiten der olympiſchen Spile feierten ihn, und unſer filoſofiſches Jarhundert ruft ihn aufs neue mit lauter Stimme wider aus und alle Winkel Europens hallen davon wider. Di Grichen und Römer fochten dafür und in unſern Tagen iſt in einem der mächtigſten Reiche des Erdenteils, den wir bewonen, Freiheit das Loſungswort, wobei Ströme von Blut fliſen, das Unterthanen gegen den Regenten empört, Bürger gegen Bürger, Freunde gegen Freunde in

Waffen bringt, das wi eine tobende Flamme um sich herbrent und ringsum Schreken und Verwüstung verbreitet. Kan der Würgengel des Todes uns dis köstliche Gut verschaffen, oder der Geist der Weisheit und des Fridens? In den meisten Gemütern zündet vileicht nur der leere Ton des Worts: Freiheit — das Feuer des Aufrurs an, one den waren Wert, den waren Besiz und Genus derselben zu kennen. Di meisten fechten vileicht nur für den Schatten und verliren das Wesen.

Wir sind freie Menschen, freigeborne Bürger der Welt. Als solchen ist es uns überlassen, zu wälen zwischen dem, was gut, oder bös ist. Glükseligkeit ist der Genus unsrer Freiheit, solche zu suchen, unser Beruf und, si zu finden, unsre Bestimmung. Uns allen steht der Weg dazu offen; wandeln wir denselben, so gelangen wir zum Zil; brauchen wir di rechten Mittel zur Glükseligkeit, so sind wir im waren Besiz unsrer Freiheit.

Unsre Freiheit aber ist entweder eine inre, di in unserm Busen wont und Rue des Gemüts, Friden des Herzens, Zufridenheit der Sele in uns schaft; oder eine äusere, di unsere Unternemungen befördert, di uns den ungestörten Besiz und Genus irdischer Güter, auf di wir gerechte Ansprüche machen können, gewärt und sichert, unsern Zustand verbessert und, frei von Hindernisen, unser irdisches Glük gründet und bevestigt. Aber unsre Freiheit hat unzälige

Klippen,

Klippen, woran si oft scheitert: so wi Sturmwinde auf dem ungestümen Meer ein Schif oft von seinem Weg abfüren, daß es in di Hände der Seeräuber fällt, welche di Menschen, di drauf sind, zu Sklaven machen, so bestürmen oft di Leidenschaften der Menschen ire Freiheit und füren si in den Dinst irer Sklaverei; so wi den Wandrer in grosen Wäldern oft Räuber und wilde Tire anfallen, so werden oft Menschen auf der Wanderschaft durch dises Leben di Störer des Glüks, der Rue und der Zufridenheit irer Geferten, diser edelsten Güter der Erde, worauf di Freiheit irer vernünftigen Bewoner gerechte Ansprüche macht. Di übertribnen Leidenschaften, di zu heftigen Begirden und Affekten der Menschen sind di Springfedern, di bei irer mäsigen Regung unsern Kräften Schwung und Tätigkeit geben, uns manches Vergnügen, manche Freude gewären; di uns aber auch in irer zu heftigen Aufwallung oft in di Versuchung füren, alle Kraft zu verliren, in Onmacht der

Raserei

Raserei hinzusinken und von dem Strudel des Jammers verschlungen zu werden.

Wir sind einmal Menschen: Wenn der Tod uns dijenigen raubt, di uns am libsten auf der Welt waren, wenn di Schikung Freunde von uns trent, di uns an irem Busen wärmten, wenn wir überhaupt Güter der Erde verliren, di uns wert und teuer waren, dann ist es der Müe wert, dem Verlust eine Träne zu weinen; selbst in der Ergisung solcher Traurigkeit ligt eine Art von Wonne, wenigstens wird uns dann leichter ums Herz, wenn der Ausbruch der Wemut uns den Busen öfnet. Wenn aber dise Traurigkeit sich all unsrer Sinne bemächtigt, wenn das Gemüt ir zu vil Raum und Gewalt läßt, daß si in Schwermut und Melancholie übergeht, oder sich wol gar in Verzweiflung verwandelt, dann raubt si der Sele ire Tätigkeit, dem Gemüt seine Rue, dem Herzen seine Zufridenheit, folglich das ganze Glük unsrer innern Freiheit, so wi

das Glük unsrer äusern; raubt uns unsre Gesundheit mit den Freuden des Lebens und verkürzt uns oft selbst den Raum unsrer Tage.

Di Libe zu dem andern Geschlecht ist der natürlichste Affekt des Menschen. Si ist der Grundtrib, der di Welt erbaut. Auf dise gegenseitige Neigung beider Geschlechter gründen sich alle Generationen, so wi das Wol und Wachstum aller Völker, one si würde di Welt öde und finster seyn. Di reine Empfindung derselben gewärt ein seliges Gefül, spornt zur Tugend und zur Tätigkeit an, di dem Jüngling zu Mitteln dinen müsen, des Gegenstands seiner Libe würdig zu werden. Der Weg der Ordnung fürt zum freien Genus derselben, fürt oft zu Besiztümern und Freuden, di zwei Personen auf di ganze Zeit ires Lebens in den Schos des Glüks betten; nur bei denen, di fremden Leidenschaften fronen, kan diser Stand ein Stand des Elends und der Sklaverei werden, nur unreine Absichten und er-

kaltende Libe können diſes Glük ſtören. Auſerdem hat der Weg der Libe noch eine gedoppelte Klippe, woran tauſend Jünglinge ſchon geſcheitert ſind. Bei vilen wird ſi entweder zum tiriſchen Trib, der auſer den Schranken der Ordnung beſtändige Befridigung verlangt: der Jüngling ſpringt dann von einer Ausſchweifung zur andern über, wird von einer Welle der Leidenſchaften zur andern fortgeworfen, vergißt ſeine Beſtimmung, verſcherzt ſein Glük und ſinkt in den Abgrund des Verderbens; oder das Gefül der Libe wird zu heftig: der Jüngling läßt dann ſeine ernſthaftern Geſchäfte ligen, hängt mit ſeiner Sele an romantiſchen Bildern, opfert alle köſtliche Stunden ſeiner Empfindung auf, und verlirt dann zulezt oft noch den Beſiz. Der zu heftige Grad diſer Leidenſchaft macht Helden zu Sklaven und Weiſe zu Toren und fürt oft bis auf den Gipfel des Wanſins hin. Mit Bezauberung liſt dann der Libetrunkne ſeiner Lotte den Oßian, ſtürzt nider vor

der

der Gebiderin seines Herzens, umfaßt ire Knie, drükt ire Hand an seinen Busen und verstumt! — Sein Leben hängt allein an ir! — aber ir Besiz ist onmöglich — nun ist ihm nichts süser, als der Tod von irer Hand! An den Feßeln seiner Leidenschaft, bewafnet von seiner Gelibten, wandelt er den nächtlichen Hügel hinan und stirbt den Heldentod der Libe.

Alle Arten von Ausschweifungen machen den Menschen zum Sklaven. Di Stimme der Wollust ist bezaubernd, mit der si di Menschen zu sich lokt, ire Gefilde, di si zeigt, sind nichts als paradische Gegenden der Freiheit; dort trinkt man den Nektar der Freuden und genist Früchte der Wonne. „Warum sol der Zwang des Ehestands abhalten, alle dise Freuden zu genisen?„ denkt der lüsterne Tor: „ist er was anders, als ein täuschendes Joch für den Schwachen?„ Er reißt sich los von seiner Gattin, vergißt seine Kinder, ver-

nach-

nachläßigt sein Hauswesen, wirft sich in di Arme der Wolluſt, taumelt mit ir von einer Freude zur andern und wandelt in diſem Paradis der Freiheit ſo lange, bis der Nektar Wermut für ihn wird und di Roſenbetten ein Dornenlager. Der Ruin ſeines häuslichen Glüks, di Erſcheinung ſeiner vernachläßigten Kinder, der auf dem Geſicht ſeiner Gattin abgemalte Kummer, ire Vorwürfe, di Vorwürfe ſeines Gewißens — welche Dolchſtiche für ſein Herz! aber ſi treffen ihn nicht lange: ſein ausgemergelter Körper ſinkt bald ins Grab und di Hinterlaßenſchaft für di Seinigen iſt dann Frondinſt der Armut.

Ein Vater hat Töchter: er hoft, durch ſeinen Reichtum ſi glüklich zu machen und denkt nicht daran, daß Tugend und gute Erziung allein glüklich machen. Seine Libe zu inen, geſtattet inen alle ſogenante Freiheit. Di eine hat beſondre Reize, di viler Augen auf ſich zien; ſi folgt den

Lok-

Lokstimmen der Libhaber, und wandelt den freien Pfad nächtlicher Libe, ir Busen steht bald iedem offen, ein ieder kan Freuden in irem Schos ernden; aber endlich keimt eine Frucht! — nun trit Angst und Furcht für ire Eltern an di Stelle einer ausschweifenden Libe, si verbirgt iren Zustand vor inen und, in der Betäubung viler durcheinanderkreuzender Vorstellungen, di ire Selei beängstigen, tödet si di unglükliche Geburt irer Ausschweifungen! — Ire Mutter will nun verzweifeln, ir Vater gäbe sein halbes Vermögen drum, wenn durch einen solchen Fall das gelibte Kind seiner Hofnung nicht ein Gegenstand des Jammers für ihn geworden wäre; aber an eben dem Seil der Libe, das di unbedachtsame, vernachläßigte Tochter in zügellose Ausschweifungen hingefürt hat, wandert nun das unglükliche Mädchen ins Spinhaus und spint den Faden des Kummers und der Reue, den si mit Tränen sezt.

Ein

Ein andrer Vater hat einen einzigen Son; er hoft, ihn durch seinen grosen Reichtum einst zu einen glüklichen Man zu machen und läßt ihn weder eine Profession, noch sonst etwas lernen. Seine Mutter, di befürchtet, ir libes Sönchen möchte krank werden, oder gar sterben, verwart ihn bei Vergehungen gegen iede Strafe, selbst gegen den geringsten Verweis seines Vaters; si gestattet ihm allen Willen, gibt ihm für den gröbsten Feltrit kein unschönes Wort. So wächst das libe Sönchen in dem sanften Schos der Verzärtlung nach und nach heran, wird in müsigen Stunden bekant mit den Lastern der Jugend und überläßt sich nach und nach mit unbändiger Wildheit allen Arten von Ausschweifungen. Da di Gelder, di ihm seine Mutter gibt und di er seinem Vater heimlich entwendet, welche Entwendung stets als ein listiger Streich geprisen wurde — da dise Gelder nicht mer zureichen wollen, greift er fremde Gelder an, erhält nach

und

und nach eine Fertigkeit im Stelen, begeht öftere und gröſere Dibſtäle, wagt zulezt gewaltſame Einbrüche und bringt es in diſer unglüklichen Kunſt ſo weit, daß ſi ihn zulezt an di Ruderbank fürt, oder daß er eine Zirde des Galgens und ein ewiger Schandflek ſeiner Familie wird. Di Verzärtlung hat ihm den Strik dazu geſponnen, und den Weg dazu gebant.

Nichts beraubt di Menſchen irer Freiheit mer, als di Trunkenheit, ob ſi ſich gleich alsdenn am freieſten dünken. Der Trunkne dünkt ſich gröſer, als ein König, di ganze Welt iſt ſein und ſteht unter ſeinem Urteil. In ſeinen Augen iſt iede Staatsverfaßung tadelnswürdig; er wüſte beßere Einrichtungen zu treffen. Nach ſeiner Meinung könte man alle Miniſter und Räte entberen, und di Menſchen one Auffſicht und Lenkung nach irem Wolgefallen dahinwandeln laßen. Di Abgaben ſind ihm zu drükend, er weis ſi nimmer aufzutreiben —

so sizt er taumelnd beim Glas, läßt es einmal um das andremal füllen, hebt es in di Höe, trinkt aufs Wol der edlen Freiheit und versichert, daß, wenn alle Menschen, wi er, dächten und handelten, es beßer in der Welt aussehen würde. Di politische Begeisterung nimt zu, di Köpfe werden wärmer, und endlich stürmisch, zulezt fligen Krüge und Gläser durch einander, Stulbeine prallen auf di Hirnschädel, es gibt Blut und Wunden und zulezt komt di Wache und macht dem Lerm ein Ende. Nun entsteht Heulen und Schreien des Weibs und der Kinder, Mangel und Unordnung im Haus, und di trunknen Politiker hätten vileicht di ganze Abgabe mit der Zeche entrichten können, di si gemacht haben. Wi würde es wol in der Welt aussehen, wenn si von solchen Wein- und Bir-Königen regirt würde, di oft nicht di nötige Einsicht für ire Handirung haben, di ir kleines Hauswesen oft nicht einmal zu verwalten und in Ordnung zu erhalten wißen?

Der

Der Affekt des Zorns spilt eine Hauptrolle unter den Menschen, und hat den stärksten Einflus auf ire Freiheit. Er entsteht aus mancherlei Bewegursachen, hat verschidne Grade und ist von verschidner Art. Wenn ein Regent seinen Untertanen heilsame Vorschriften gibt, di aufs Beste derselben abzilen und Frevler verwerfen und überschreiten si, wenn Prediger iren Zuhörern di sanften Warheiten der Religion auf das dringendste ans Herz legen, um si auf den Weg der Glükseligkeit zu leiten, di unser aller Wunsch und Bestimmung ist und di Menschen wandeln in gedrängten Haufen fort auf der Heerstrase des Lasters und der Torheit; wenn ein Lerer seinen Schülern gute Leren gibt, um si zu nüzlichen und glüklichen Gliedern des Staats zu bilden, und di Schüler folgen seinen guten Ermanungen nicht; wenn ein Hausvater weise Anstalten für sein Hauswesen macht, um es in blüendem Flor und guter Ordnung zu erhalten, Kinder und Gesinde aber verachten seine Anordnungen, und

handeln

handeln so, wi es mus zerrüttet werden — erwacht ein gerechter Zorn, der aus verfelten Absichten entsteht und der in einer Sele nur erwacht, di ire Pflichten und di Glükseligkeit der Menschen nicht als gleichgültige Dinge ansiet. Wenn der Menschenfreund di erhabne Absicht hat, aus Zuneigung für di Wolfart seiner Mitbrüder, Gutes in der Welt zu befördern, keine Müe, selbst den Aufwand nicht scheut, der damit verbunden ist, und seine guten Absichten werden nicht nur verkant und verachtet, sondern der Geist der Verfolgung hält auch sogar über seine besten Unternemungen Rath und Wache und di Unterdrükung breitet auch da mit eiserner Hand ire schwarze Deke über das Gute — o! dann erwacht in dem Herzen des Menschenfreunds das Gefül des Unwillens als ein Zweig des gerechten Zorns. Wenn der Edle di Unschuld kränken, den Bedrängten unterdrüken und di Bosheit triumfiren siet, dann erhebt sich di Entrüstung in seiner Sele und

wenn der Weise das allgemeine Verderben betrachtet, den Quellen deßelben nachspürt, di schifen Anstalten, di falschen Ratschläge erwägt, di es befördern helfen, di Irtümer, di Vorurteile beobachtet, di dem Wachstum allgemeiner Wolfart hinderlich sind, di Schikane, den Betrug entdekt, der von der Schwachheit der Einfältigen, oder auch von der unbefangnen Aufrichtigkeit der Rechtschafnen seinen Gewin ziet; wenn er das Laster und di Bosheit im Flor, di Tugend und Redlichkeit im Staub erblikt — o! dann erwacht der bis zum Enthusiasmus beselende Eifer in ihm! o! dann trit ein Cicero auf und spricht der guten Sache das Wort, dann komt ein Solon und gibt dem Staat beßere Geseze. Alle dise Arten des Unwillens, des Eifers und des gerechten Zorns sind ein heiliges Feuer im Busen des Menschenfreunds, das zu grosen und edlen Handlungen erwärmt, und machen dem menschlichen Herzen Ehre.

Allein

Allein es gibt auch andre Arten des Zorns, di di Menschen ernidrigen, di Rue des Gemüts, so wi di Gesundheit inen rauben, und oft nicht nur si, sondern auch ire Familie unglüklich machen. Es gibt Menschen, di, one Befugnis, glauben, es müsse sich alles nach irem Willen richten, was si tuen, seie das Beste, wenn es auch oft noch so felerhaft ist, und di ieden sogleich die Hize ires Zorns fülen laßen, der iren Absichten sich widersezt, oder si nicht befördern hilft, und di sich dadurch unendlich vil Unrue, Anfechtung und Ungemach zubereiten. Es gibt andre, deren Temperament zum Zorn geneigt ist, di über iede Kleinigkeit aufbrausend werden, und di erst alsdenn allemal den Feler irer Uibereilung bereuen, wenn si di übeln Folgen derselben empfinden. Oft ist ein einziges Wort der Funke, der den Affekt des Zorns in Flammen sezt. Der Zornige vergißt dann in der Heftigkeit seines Affekts di Sorge für seine Ehre,

für sein Glük und für sein Leben. Wi mancher ist nicht schon um eines einzigen Worts willen im Zweikampf gesunken! Wi mancher hat nicht schon in der Hize dises unseligen Affekts Torheiten begangen, di di Rüe und das Glük seiner Lebenstage stören! Wi untröstlich ist nicht Alexander, da er den Clitus erstochen hat! er sperrt sich selbst ein, genist weder Speise noch Trank; mit Gewalt müssen seine Freunde zu ihm eindringen, um ihn seiner Verzweiflung zu entreißen; keine Vorstellungen besänftigen seinen Schmerz, di Vorwürfe, di er sich über di Uibereilung seiner Tat macht, ergisen sich in Tränen, brechen in lautes Heulen, in di bittersten Klagen aus. — Und was war es, das den Alexander zu einem solchen Schrit verleitete? Beleidigung seiner Ehrbegirde: Alexander rümte sich beim vollen Becher seiner Taten, wi mancher andre Held beim blinkenden Glas es auch tun würde — seine iüngern Generäle schmeicheln seiner Rumsucht, di ältern unterdrüken iren Un-

willen,

willen, Clitus wagt es allein, ihm zu widersprechen, und seine Taten herabzusezen: Wein und Leidenschaft verleiteten disen zur Tollkünheit, seinen König zu demütigen, und Wein und Leidenschaft verleiteten jenen zur Schwachheit, einen Freund zu durchboren! so erzeugt eine Leidenschaft di andre, und Alexander muste di Hize eines aufbrausenden Zorns, der er einen Freund aufopferte, mit der schmerzlichsten Reue bezalen. Aenliche Beispile legt uns di Geschichte und di Welt täglich unter tausendfältigen Erscheinungen und Abweichungen vor Augen. Eine Mine, ein Wort, ein Widerspruch, eine scheinbare Beleidigung der Ehre, ein Vorrang, eine Warheit, di man nicht zu hören wünschte, sind oft hinreichend genug, den Zorn in volle Flammen zu sezen.

Bei dem Sanguinischen lodert di Flamme des Zorns nur schnell auf und verlischt dann wider eben so schnell, indeß richtet si doch in den kurzen Augenbliken irer Auflodерung oft Ruinen an, di traurige Folgen

en und nagenden Kummer hinterlaßen. Durch starke Anreizung wird der Zorn, zumal bei einem kolerischen Temperament zur Erbitterung und durch Beleidigungen, di empfindlich fallen, oder unsre Rue, unser Glük stören, unsre Ehre kränken, wird er zur Rache, di oft di ganze Lebenszeit hindurch genärt wird, und di das Gemüt in beständiger Unrue erhält. Bei manchem, der das Zil seiner Rache nicht erreichen kan, wird solche zur Wut, di di traurigsten Spuren hinterläßt. Wenn di Rache iren höchsten Grad erreicht, betäubt si alle Sinne, erstikt si alles Gefül und ist taub gegen alle Vorstellungen der Vernunft; si gleicht alsdenn dem brennenden Durst, der nach dem Trunk lechzt. Wi hätte sonst Ankerström einen König morden können, der gros und edel dachte, dem er Dank und Ehrfurcht schuldig war, von dem das Wol viler tausend Untertanen abhing? Wi hätte er zu einer so abscheulichen Tat schreiten können, wenn er di Folgen erwogen hätte.

Nicht aber blos unsere — Leidenschaften allein, sondern auch vorzüglich di Leidenschaften und Begirden andrer sind Störer unsrer Rue und unsrer Freiheit.

Di Habsucht macht sich kein Gewißen daraus, irem Nachbar einen Teil von seinem Aker abzupflügen, um sich solchen zuzueignen, ihm Früchte, oder was es sonst ist, zu entwenden, und ihm Gerechtsame strittig zu machen, in deren ruigem Besiz er und seine Vorfaren seit langen Jaren sich befanden. Der Habsüchtige erlaubt sich jede Art des Betrugs, wodurch er andre verkürzt und um das Ire bringt. Kauft er, so wird immer mit der Zalung, oder mit einem Teil derselben zurükgehalten, um noch eine Gelegenheit übrig zu haben, si entweder abzuleugnen, oder durch allerlei Vorwand streitig zu machen. Verspricht er etwas, so wird er ni gesonnen seyn, es zu halten. Schlist er einen Kontrakt, so wird er stets auf Schikanen gebaut seyn: entweder er

wird

wird sich zweideutiger Ausdrüke bedinen, wodurch er den andern überlistet, oder er wird ihn mit Klausuln verzäunen, di das eigentliche Versprechen wider onvermerkt aufheben sollen. Di Habsucht achtet keine Freundschaft, achtet Bruder und Schwester nicht, si hat kein Gefül der Libe, der Billigkeit und des Wolwollens; um einer Kleinigkeit willen stört si di Eintracht, den Friden und das Glük einer ganzen Familie. Der Habsüchtige unternimt di ungerechtesten Prozeße, in der Hofnung, daß Kabalen und Länge der Zeit seinen Gegner ermüden werden. Um nidrigen Gewinsts willen wird er der Verräter seines Freundes, seines Nachbarn, seines Bruders und seines Vaters; one Errőten kan er Unwarheiten zum Nachteil seines Nächsten sagen, wenn es di Not, oder sein Vorteil erheischt, und, einen falschen Eid zu schwören, ist eine Kleinigkeit für ihn, wenn es einträglich für ihn ist. Der Selenverkäufer macht sich kein Gewißen daraus, Menschen

zu

zu verfüren und si zum Handelsprodukt zu machen. Der Bandit ist ums Geld zu iedem Mord bereit und der Seeräuber von Algier macht es zu seinem Gewerb, Schiffe zu erbeuten und in di Sklaverei zu füren. Di Begirde nach Besiztümern hat di Eroberung von Amerika gemacht, si macht di Moren zu Sklaven, fürt si in di finstern Schachte von Peru, fürt si ans Ruder, ans Joch auf Zuker- und Reisplantagen und den Uiberrest auf den Menschenmarkt. So spilt di Begirde nach Reichtümern mit dem Glük, mit der Rue und mit der Freiheit der Menschen.

Der Neid ist feiner in seinen Unternemungen, als di Habsucht, aber seine Anschläge und Unternemungen sind auch um so gefärlicher für di Freiheit der Menschen. Er beobachtet di Handlungen der Menschen mit bewafneten Augen, beschleicht ire Unternemungen auf nächtlichen Wegen und gräbt gefärliche Gruben. Das Glük andrer

macht

macht ihn krank, aber er trägt di Maske der Gefälligkeit. Jede Handlung der Menschen ligt unter der Anmaßung und dem Tadel seines richterlichen Urteils. Ein schönes Kleid, das einer trägt, kan ihn schon in grose Unrue versetzen und Ursache genug für ihn werden, an seiner Unterdrükung zu arbeiten; sind es vollends Verdinste, di er an seines gleichen bemerkt — o! dann entsteht schon der bitterste Schmerz in seiner Sele, er wird keine Gelegenheit versäumen, solche zu verringern. Er weis di Feler der Menschen mit den stärksten Pinselstrichen darzustellen, um andern solche so auffallend zu machen, als si ihm sind. Siet er den andern eine Stufe höer steigen, so ist sein Blik mit schmerzlicher Empfindung zu ihm aufgerichtet. Er weis di heimlichsten und künstlichsten Plane zu schmiden, das Glük andrer zu zernichten, zumal wenn es ein Glük ist, in deßen Besiz er selbst seyn könte, und wozu er, wenn auch nicht mer

Würdig-

Würdigkeit, doch mer Vorrechte zu besizen glaubt, als der Beneidete. Mancher ist durch di Stimme des Neids um sein Glük gebracht, durch ire geheime Schlingen gestürzt und durch di feinste verborgenste Kunst aus der Höe in den tifsten Abgrund herabgestürzt worden. Vileicht wäre Struensee nicht auf dem Schafot gestorben, wenn Neid und Mißgunst nicht seine Wächter gewesen wären. Der Neid stürzte den Kanzler Morus, der das einzige sich zum Hauptfeler anrechnete, daß er seinem Got nicht so treu gedint hatte, als seinem König. Di Intriken des Neids waren di Tribfedern, daß der Entdeker der neuen Welt als ein Gefangener zurükgeholt wurde und ein Par beneidete Handschue raubten dem Herzog von Marlborough seinen Posten und gaben dem Spanischen Succesionskrig eine andre Wendung.

Di gröste Zerrüttung unter den Menschen richten di verschwisterten Furien des Zorns, der Feindschaft, der Rache und der Verfolg-

ung

ung unter den Menschen an. Mitwerbung, oder Hinderniße bei gewißen Abſichten, Verſagung gewißer Gefälligkeiten, Entziung gewißer Vorteile, Veranlaßungen zu Zank und Streitigkeiten erzeugen oft eine Feindſchaft, di di ſchlimſten Folgen für ire Gegner hat. Di Ausbrüche gegenſeitiger Feindſeligkeiten gebären dann di Erbitterung, di oft ſo tife Wurzeln im Herzen der Menſchen ſchlägt, daß ſi di ganze Lebenszeit hindurch dauert. Di Früchte derſelben ſind: Kränkungen, Verläumdungen und Unterdrükungen, di dann zu Mitteln dinen müſſen, di gegenſeitige Rue zu ſtören. Der Zorn der Verbitterung wird entweder durch wirkliche, oder durch vermeinte Beleidigungen aufgereizt. Di Blize des Zorns zünden oft gefärlich und richten dann groſe Verwüſtung an. Iſt di Beleidigung gros, läßt ſi empfindliche Eindrüke im Herzen zurük, hat ſie Folgen, welche di Erinrung derſelben erneuern, ſo erneuert ſich di Rache, di um ſo gefärlicher wird, ie länger ſi, unterdrükt und genärt,

im Busen schlummert. Geheime Verfolgung wird nun um so sichrer das Zil derselben. Unter dem Schleier der Verstellung sucht si oft di scheinbare Ausśönung, oder lebt unter dem Anschein der Vergeßenheit mit irem Beleidiger in scheinbarem vertrautem Umgang, um seine Absichten, seine Gesinnungen und Handlungen um so genauer besichtigen zu können. Im Verborgnen lauert si, wi eine Schlange, auf seine Wege, legt seinen Schritten Fallstrike und bewacht iede seiner Unternemungen. Alle nae und entfernte Verbindungen müssen ir dann zu Mitteln dinen, iren Zwek zu erreichen. Gelingen ir dann ire verderblichen Plane, komt der erwünschte Zeitpunkt, wo si, zu irer Befridigung, zur Ausfürung können gebracht werden — wehe dann dem Gegenstand derselben! Kan der Erzürnte ihm dann sein ganzes Glük, seine Freunde, seine Güter, seine Ehre rauben, kan er ihn in den Staub nidertretten — der Unglükliche wird sich keine Ausśönung, keine

Schonung

Schonung von dem Rachgirigen zu versprechen haben.

Bei Regenten wird di Rache ein ausübendes Recht der höchsten Jurisdiktion über ein Land, bei Völkern di Behauptung gewißer Rechte und Freiheiten. Es war Beleidigung eines ganzen Volks, daß Paris di Helena aus Grichenland entfürte; di Rache bewafnete di Grichen, si belagern Troja so lang, bis si es zum Opfer irer Rache machen können. Di Schweizer empfanden ehemals den Druk und di Tyrannei der Landvögte zu ser und erkämpften mit irem Blut di Freiheit ires Landes. Peter der Erste hörte in Wien den fürchterlichen Aufrur der Strelizen, deren Schreken er schon einmal in seiner Jugend erfaren hatte; er eilt in sein Reich und läßt 2000 um di Stadtmauern herum aufhängen. Friderich der Zweite entdekt den Plan, der gegen ihn gemacht war und komt mit den Waffen zuvor, di Rechte seines Königreichs zu

ver-

verteidigen. Dergleichen Ausübungen von Rache sind Ausübungen eigner Rechte. Nur alsdenn sinkt di gerechte Rache zur Nidrigkeit herunter, wenn di streitenden Völker Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten ausüben: Magdeburg bleibt ein ewiges Denkmal des Gefüls der Wemut für di Menschheit.

Di Gewalttätigkeit spilt auf dem Schauplaz der Erde in manchen Reichen der Welt eine schröfliche Rolle als Störerin menschlicher Freiheit. Die Muselmänner leben unter einem drükenden Joch der Gewalttätigkeit, ir Leben und ire Güter hängen von der Willkür ires Despoten ab. Es kostet den Sultan einen Wink, so wird ein Bascha, ein Grosvezir strangulirt. Ein Wink! — so müssen andre in di siben Türme wandern. Gewönt an das Joch der Gewalttätigkeit, übt der Türke solche auch in seinem Haus gegen seine Weiber und Sklaven aus. Um di Türken unter

dem

dem Joch der Tyrannei zu erhalten, wird inen weder Drukerei noch andere Mittel zur Aufhellung und Ausbildung ires Geistes erlaubt. So sind noch ser vile Reiche auser unserm Weltteil, worinen di Menschen unter einem noch härtern und verächtlichern Joch der Despotie leben, wo Leben und Güter und was das Leben für Glükseligkeit hat, der blinden Leidenschaft eines Tyrannen unterworfen ist, wo di Würde der Menschheit auser allem Betracht bleibt; und — wenn dann der ausgebildete und an eine glüklichere Regirungsform gewönte Europäer das Traurige eines solchen Zustandes erwägt, oder wol selbst das schrökliche Schiksal hat, der Sklave eines solchen Reichs zu werden, wo er wi ein Tir behandelt wird und unter der Peitsche eines kleinen Tyrannen den Pflug zien mus, welch ein Los! Welch ein Abstand gegen seinen vorigen Zustand mus da nicht seinen Augen sich darstellen! was mus di Menschlichkeit bei dem Gedanken an Freiheit hir nicht empfinden! — Welch eine

traurige

traurige Erinrung gewärt nicht das Bild eines Nero, wenn er seine Mutter und Verwandte hinrichten läßt, wenn er Menschen zur Lust mit Hunden hezt, wenn er Rom an allen Eken anzünden läßt, um zu sehen, wi Troja aussae, da es im Brand stund! Welch ein schröklicher Auftrit war nicht di Pariser Bluthochzeit für di Betrachtung der Menschheit! Welch ein jämmerlicher Anblik der Tod des unschuldigen Kalas! Welche Schauder würde es nicht erregen, wenn di Seufzer so mancher Unschuldigen, di schon in Gefängnisen schmachteten, vor di Oren der Menschheit drängen! Welchen Unwillen mus es nicht in dem Gemüt eines ieden Rechtschafnen erweken, wenn man Cromwelln, di Bibel unter dem Arm, das Volk täuschen siet, wenn er mit verstekter Gewalttätigkeit di Hinrichtung seines Königs zu bewürken und di englische Nation unumschränkt zu regiren weis!

Wenn di Gewalttätigkeit der Menschheit auf der einen Seite zu finstre, zu enge, zu traurige Schranken anweist, wo meistens nichts als Angst, Kummer und Schreken wont, so erweitert sı auf der andern Seite der Luxus zu ser, so erlaubt diser den Menschen zu vil Lust, zu vil Freuden. Es gibt eine Art eines erlaubten Luxus, wobei der Staat in all seinen Glidern glüklich seyn kan; one solchem würde derselbe nicht einmal wol bestehen; es mus Gebrauch von den Produkten und Waaren gemacht werden, di verarbeitet sind und zum Verkauf dastehen; das mus den Arbeitern ire Narung, den Gewerben iren Gang, der Handelschaft iren Flor geben, und alle Tribräder allgemeiner Glükseligkeit im Umlauf erhalten. Wenn aber der Luxus in einem Staat übertriben wird, wenn er den höchsten Grad der Ausschweifung erreicht, wenn alle wichtigere Angelegenheiten, alle ernstere Geschäfte darüber vernachläßigt werden, wenn es einer dem andern zuvortun will,

dann

dann entsteht allgemeines Verderben. Ein Verfall erzeugt alsdenn den andern, di häusliche Glükseligkeit sinkt alsdann sowol, als di allgemeine Glükseligkeit des Staats; bei versäumten, oder übelverwalteten Geschäften gerät di Maschine des Staats in Unordnung, grose Schulden erzeugen Bankerote, di grosen vile kleine und den Ruin ganzer Fabriken und Gewerbe; di Stokung der Narungsquellen erzeugen dann zu vil Armut; zu grose Weichlichkeit und Ausschweifungen: Krankheit und Elend. Dadurch werden alsdenn eine Menge Glider des Staats in Untätigkeit versezt, der Abgaben werden dann weniger, der Auflagen mer und so entsteht nach und nach allgemeines Verderben.

Wenn dise Ausschweifungen, Leidenschaften und Begirden in iren Wirkungen und Folgen bei einer ganzen Nation den höchsten Grad erreichen, so erzeugen si in irer Zusammenstimmung und Vereinigung di Re-

 bellion;

bellion; oder: so wi di Summe und der höchste Grad diser Leidenschaften, Ausschweifungen, Begirden und Affekten allgemeines Verderben unter einem Volk anrichtet, so ist diſes Verderben der Zunder, woraus di Flamme des Aufrurs iren Ursprung nimt. Di Rebellion gleicht einem fürchterlichen Gewitter, das durch di Anhäufung zu viler Feuerteile in der Luft entsteht; anfangs verkündigt es seine Ankunft durch widerholtes Wetterleuchten und wandelt langsam daher in schwarzen Wolken, auf einmal entsteht ein Sturmwind und es verbreitet sich schnell über den ganzen Horizont! fürchterlich ist dann sein alles erschütternder Donner! Seine Blize, sein Hagel, seine Uiberschwemmungen töden Menschen und Vi und verwüsten ganze Gegenden. So di Rebellion: durch di allgemeine Unzufridenheit, durch laute Klagen, durch das allgemeine Verderben, durch den Verfall des Kommerzes, der Gewerbe und des Narungsstands, so wi durch den Verfall des Kredits, der

durch

durch zu häufige Bankerote und durch di Anhäufung zu viler und zu groser Schulden entsteht, durch den daraus entspringenden Ruin des allgemeinen Wolstands sind di Gemüter schon entzündet, der Funke des Aufrurs glimt unter der Asche, anfangs laßen sich nur widerholte Klagen hören, nach und nach werden si lauter und allgemeiner, nun darf nur noch der Preis der Lebensmittel steigen, eine drükende Auflage darf nur noch gemacht werden, so bricht di allgemeine Unzufridenheit in di fürchterliche alles verzerende Flamme der Rebellion aus. Di Unzufridnen suchen nun di Quelle des allgemeinen Ruins in der schlechten Haushaltung und Verwaltung des Staats, man bestürmt den Pallast des Regenten und verlangt Hülfe von ihm; allein wi will der Regent durch einen Machtspruch dem Verfall des allgemeinen Wolstands, dem allgemeinen Ruin und Verderben auf einmal abhelfen? Nun erwacht di Erbitterung, man tödet und verjagt seine Miniſter und Amtleute und der

Regent mus flüchten aus seinem Reich, wenn er nicht der Gefangne seines Volks, das ihm alle Schuld aufbürdet, wenn er nicht das Opfer seiner Wut werden will. Alle Leidenschaften erreichen nun iren höchsten Grad. Das im Busen lodernde Gefül der Verachtung, womit manche Hoe denen im nidern Stand begegnet sind, wird zur tobenden Rache, man trit die höern Stände, selbst den Edlen, selbst das Verdinst, one Rükficht und Schonung, in den Staub, selbst di Denkmäler der Ehre berümter Vorfaren werden nidergerißen und zertrümmert; wer einen Groll gegen einen Minister oder Vorgesezten hat, fürt ihn vor den Richterstul des Volks, spricht ihm das Verdammungsurteil und di Vollstrekung deßelben übt, oft one alles Verhör, di Wut des tobenden Haufens aus. Ströme Bluts flisen. Weil nun alle Menschen frei und einander gleich seyn sollen, stürmt man di Gefängnise und reißt si nider, um die Opfer der Gewalttätigkeit, di unschuldig gefangen sizen,

zu erlösen; aber auch di Schuldigen kommen mit los und üben nun ire Rache. Wer der Gefar entfliet, dem raubt man seine Güter. Da alle Gewerbe, alle Manufakturen bei einem solchen Zustand darniederligen müssen, und der Verfall des Narungsstands vile in Mangel versezt, plündert man di Reichen, schwelgt auf Kosten des Aufrurs und erlaubt sich alle Arten der Ausschweifung. Di Versamlung weiser Männer sol nun dem allgemeinen Verderben abhelfen, und di Ordnung wider herstellen — aber vileicht sind Männer von eben so wütenden Leidenschaften unter inen, als unter dem Volk, und ire Ratschläge, ire Anstalten müssen sich bald von Parteien, bald von dem unbändigen Willen eines stürmischen Volks lenken laßen. Di hellste Vernunft, di gröste Weisheit der Menschen können oft das sobald nicht wider gut machen, was di tobenden Leidenschaften derselben verderben.

Vorher störten dise Leidenschaften, Affekten und Begirden in irer unsichtbaren Durcheinanderwirkung di Freiheit, di Rue und den Friden einzelner Menschen und nun der höchste Grad derselben, di Zügellosigkeit: di allgemeine Ordnung, Rue, Sicherheit und Wolfart des Staats. Ist ein Schif frei, das Mastbaum, Segel und Ruder, das überdis seine Steuerleute verloren hat? Ein Spil der Wellen ist es nun, di es entweder an Klippen, oder auf di Sandbank werfen, ieden Augenblik ist es in Gefar, bei seinem lechen Zustand, in den Abgrund zu versinken, oder eine Beute zu werden.

Was ist Freiheit?

Di Vernunft, diser göttliche Funke im Menschen, di Vernunft, di erst Menschen zu Menschen macht, di Vernunft, wenn si genärt und gepflegt wird, ist das Licht so unsern Pfad erleuchtet, daß wir frei und sicher darauf wandeln. Wer in den Finsternissen der Nacht wandelt, lauft Gefar, anzustosen, in Gruben zu fallen, oder sonst einen Unfall zu haben, wer sich mit der schwachen Lampe seiner eignen Vernunft begnügt, wird nur di wenigen Gegenstände, di si beleuchtet, und di ihm nae sind, dunkel erkennen, wer Irlichtern folgt, kan in Sümpfe gefürt werden, wer aber bei hellem Sonnenschein der ausgebildeten, reinsten Vernunft weiser Männer wandelt, der wandelt am Tag, der wandelt im Land der

Sicher-

Sicherheit, der wandelt den Pfad warer Freiheit.

Wenn von der Freiheit des Menschen di Rede ist, so ist vom Tun und Laßen, als freien Handlungen der Menschen, di Rede. Wo aber freie Handlungen stat finden sollen, mus eine Wal vorhanden seyn; dise Wal haben wir bei allen Gegenständen, di uns vorkommen, unter bestimten Bedingnisen. Wäre keine Wal vorhanden, so würden wir entweder so und nicht anders handeln, oder gezwungen seyn, so zu handeln: jenes würde unsre inre, dises unsre äusere Freiheit stören. Und dise Wal bestimt di Vernunft, denn one Vernunft können wir nicht wälen. Freiheit ist also Gebrauch der Vernunft, und der Stand der Freiheit ist also der vernünftige Zustand des Menschen.

Der Mensch kan verschidne Wege wandeln, und von allem, was ihm vorkomt, das Gegenteil tun, dise Freiheit hat ein

ieder.

ieder. Ich kan das erlaubte und verbotne tun oder laßen, meine Vernunft, di zu unterscheiden weis und die Folgen untersuchen kan, hat di Freiheit, zu wälen. Di Vernunft legt das Gute und das Böse, das Nüzliche und das Schädliche, das Beßere und das Schlimmere auf di Wage und wägt es gegen einander ab, das Uibergewicht bestimt ire Wal. Hätte der Königsmörder seine und des Landes Wolfart vor Augen, überdächte er di schröklichen Folgen für sich und di Seinigen, er würde ni den rasenden Schrit tun. Erwägten di Menschen di jämmerlichen Folgen der Rebellion: si würden auf Wegen des Fridens und der Vernunft zum Zwek zu gelangen suchen.

Wer das Böse, das Schädliche wält, hört auf, frei zu handeln, di Betrüglichkeit der Sinne, di Torheit der Leidenschaft hat ihn verblendet, er handelt als Sklav derselben; wer aber das Gute, das Nüzliche wält, folgt den beßern Einsichten der Vernunft,

nunft, und handelt also frei und dise Freiheit ist alsdenn: das willkürliche Betragen der Menschen nach Anleitung der Vernunft.

Di Wal der Vernunft aber ist noch nicht würkliche Freiheit selbst; denn dazu gehört Ausübung. Si ist das Stillstehen zwischen dem, was mit unsrer Freiheit übereinstimt und was ir zuwider ist, si ist der entscheidende Zeitpunkt zwischen dem, was wir tun, oder lassen. Wälen wir das, was mit der Vernunft übereinstimt, dann wandeln wir den geraden Weg der Freiheit fort; denn Vernunft ist der für uns Menschen bestimte Pfad, den wir zu wandeln haben; wälen wir aber das, was mit der Vernunft nicht übereinstimt, dann gehen wir den Scheinweg, oder den Irweg.

Freiheit ist also das Resultat der Vernunft, di Moralität unsrer Handlungen und entspringt aus dem Vermögen, zwischen dem Bösen und Guten zu wälen. Dises

Ver-

Vermögen bestimt unsern moralischen Zustand, di Sfäre unsrer moralischen Handlungen, folglich den Zustand unsrer Freiheit.

Di Tire genisen keine Freiheit, weil si keine Vernunft besizen. Zwar werden si zu einiger Gelerigkeit gebracht, wenn si unter di Aufsicht der Menschen kommen; aber si folgen dann nicht irer eignen Uiberlegung, sondern der Anweisung der Menschen, di si unterrichtet haben. Ire Geschiklichkeit verbreitet sich nur über das, was inen einmal eingeprägt ist, one Erweiterung und Vervilfältigung, one einen vernünftigen Begrif damit zu verbinden. Selbst di eigentümlichen Geschiklichkeiten, welche di Natur inen lert, sind nichts als einfacher Mechanismus, one Manchfaltigkeit einer freien Wal. Di Tire folgen einzig und allein blindlings dem gewaltsamen Zug eines gewißen Instinkts, der ire Handlungen bestimt; sich selbst überlaßen, rennen si in Gefaren und fülen oft den grausamsten Zwang

des

des Hungers: Daher di Wildheit. Glüklicher und zwangloser leben si unter der Fürsorge der Menschen, di si auf di Weide füren und gegen Gefaren schüzen.

Kinder können sich noch keine Vorstellungen von den Dingen machen, wissen solche noch nicht gehörig von einander zu unterscheiden, wissen noch nicht, was nüzlich, oder schädlich ist, und wissen also auch noch nicht den gehörigen Gebrauch von den Dingen zu machen; si langen nach allem, was inen vorkomt, one beurteilende Wal; mit dem Meßer verwunden si sich und am Licht verbrennen si sich.

So di Wansinnigen: Dunkelheit ist in irer Sele, di Gegenstände berüren nur ire äusern Sinne und di Eindrüke sind inen oft kaum fülbar. Zwischen den äusern Eindrüken und dem Urteil der Sele ist der dichte Schleier der Verwirrung gezogen, der iede Vorstellung verdunkelt und hindert.

Des Wansinnigen Handlungen haben weder Zwek noch Bewustseyn. Der Wansinnige aber sowol, als di Kinder genisen di Rechte menschlicher Freiheit: Di Vernunft andrer Menschen übt di inen zukommenden Rechte der Menschheit an inen aus.

Di Vernunft lert uns nicht allein was wir gebrauchen sollen, si lert uns auch, wi wir es gebrauchen sollen. Wenn eine Arzenei noch so köstlich ist uud wir kennen iren Wert nicht, können wir keinen Gebrauch davon machen, und wenn wir den Wert derselben kennen, wissen aber di Quantität ires Gebrauchs nicht, kan si uns unnüz, oder gar schädlich werden.

Glükseligkeit ist das Zil unsrer Freiheit, der Genus der einen sezt uns in den Besiz der andern. Aber was ist Glükseligkeit? Wi gelangen wir dazu? Welches sind di Mittel? — Das sind di wichtigen Fragen, so unsre Vernunft zu untersuchen, zu

prüfen

prüfen und zu beurteilen hat. Der Vernünftige denkt sich alle ihm bekante Arten von benamter Glükseligkeit und unterwirft si der genauesten Prüfung und Beurteilung; und wenn er dann siet, daß der Reiche bei all seinem Uiberflus noch eine unzufridne Mine macht, wenn er siet, daß, der im Wolleben seine Tage hinbringt, mit Todenbläße auf seinem Gesicht gedekt ist, als wi der Hunger und das Elend, wenn er siet, daß ängstliche Sorgen der Hoheit Furchen in di Stirne gezogen haben, wenn er siet, daß Unordnung, Ausschweifung und Zügellosigkeit di Menschen in Armut, Krankheit und Elend stürzen; — wenn er dann das ruige Aug, den Zufridenheit verkündigenden Blik des Weisen siet, di heitre Mine des Tugendhaften, di Heiterkeit, di Munterkeit, den Wolstand des Mannes, der in den heilsamen Schranken der Ordnung lebt, seine Geschäfte besorgt und seine Pflichten erfüllt — was wird er wälen? Seine Vernunft müste ganz verdorben, von Leidenschaften verblendet,

verblendet, von Vorurteilen umnebelt, von der Unwißenheit verfinstert, oder vom Irtum getäuscht seyn, wenn er bei einer solchen Untersuchung, bei einer solchen Prüfung nicht das richtige Urteil fällen solte. Der Vernünftige wird Hoheit und Reichtum nicht für Glükseligkeit selbst halten, sondern dise Güter unsers Erdenlebens nur als Mittel ansehen, wodurch wir uns ware Glükseligkeit verschaffen können, wenn wir si gehörig gebrauchen. Weisheit und Tugend werden das Zil seiner Bemüung seyn. An der Hand der Vernunft wird er si suchen und ire Früchte in den Schranken der Ordnung genisen. Wer sich durch di Moralität der Vernunft gegen di gewaltsame Verfürung der Leidenschaften verwart, wer sich gewönt, alles genau zu prüfen, den Trug von der Warheit, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden, der wandelt im Licht der Vernunft, der wandelt auf dem sanften Pfad moralischer Freiheit, di nichts anders ist: als das Vermögen und der erhabne

Vorzug des Menschen, nach den Einsichten und Vorschriften der Vernunft zu handeln.

Di Vernunft allein kan frei handeln; si allein hat das erhabne Vermögen, uns in den Besiz der Freiheit zu versezen, auser ir ist alles Zwang, Verirrung und Sklaverei. Di Sinne folgen keiner willkürlichen Regel, sondern nemen so lang Eindrüke an, als si offen stehen, so lange Gegenstände auf si würken und wi si auf si würken; und überlassen sich der Berauschung des Eindruks bis zum Taub- und Stumpfwerden. Di Vernunft ist ire Gebiderin. Di Leidenschaften gleichen einem tobenden Pferd, das di Vernunft im Zügel halten mus. Di Vorschriften der Vernunft sind also keine Vorschriften des Zwangs, sondern Vorschriften der Freiheit, weil si die Menschen vor Torheit und Unfall bewart.

Di Vorschriften der Vernunft aber sind verschiden. Di objektive Vernunft gibt

allemal

allemal richtige Vorschriften, wenn di Vorschriften der subjektiven Vernunft oft felerhaft sind. Di objektive Vernunft ist di allgemeine reine Vernunft, welche sich di Sachen nach irer waren Beschaffenheit denkt, sie nach irem eigentlichen Wert betrachtet und nur dann wält, wenn di Wal mit iren Vorschriften übereinstimt. Si wird ni Misbrauch von den Gütern der Erden machen; wird ni ausschweifend in irem Genus seyn; wird ni Leidenschaften befridigen, di der Ehre; der Gesundheit und dem Glük nachteilig sind. Di subjektive Vernunft aber; oder di Vernunft eines ieden Individuums; eines ieden einzelnen Menschen denkt sich di Gegenstände nur nach dem Umfang irer Einsichten, in der Säre ires Gesichtskreises, der oft durch Nebel des Irtums und der Unwissenheit verdunkelt ist, betrachtet di Gegenstände oft nur geradezu durch das dunkle Glas der Sinne, oder beurteilt si nach gewissen vorgefaßten Meinungen, oder nach der Schwachheit irer

Vorstellungen. Si glaubt nicht, daß es schädlich sei, sich gewissen Ausschweifungen, gewissen Begirden bis zur Berauschung zu überlassen, si macht, bei dem Genus der Güter, gemeiniglich den Reiz derselben zu irem Masstab, und greift oft gerade nach dem, was der Ehre, dem Glük und der Gesundheit nachteilig ist.

Di Einsichten und Vorstellungen der reinen Vernunft sind Sonnenblike der Sele, sind Darstellungen des Anschauns am hellen Mittag des Geistes, vermöge deren man di Gegenstände nach irer waren Gestalt und Beschaffenheit erkent; Di Einsichten und Vorstellungen der subjektiven Vernunft hingegen, sind Darstellungen des Anschauns in der Dämrung, wo wir an den Gegenständen nur dijenige Form und Beschaffenheit finden, di unsre Einbildung inen gibt, und nur dann geht ir di Morgensonne auf, wenn si in das helle Gebid der objektiven Vernunft eintrit. Da also vermöge diser Verschiden-

heit

heit der Darstellung und des Anschauns eine Sache ganz anders erscheinen kan, als si würklich ist, so kan es Beschaffenheiten der Dinge und Vorstellungen geben, di mit den Begrifen dises oder ienes Menschen gar wol übereinstimmen, aber nicht mit der Vernunft überhaupt. Nur di Einbildung dises, oder ienes Menschen kan Gespenster erbliken und Erscheinungen von den Geistern der Verstorbnen haben, nur der Furchtsame kan sich aus entzündeten Dünsten feurige Männer formen und di armen Steinsezer im Verdacht der Erscheinung haben, nur der Einfältige kan sich Leichen, Schwerder und feurige Drachen ans Firmament des Himmels malen, und di Kometen für Profeten des Krigs, der Pest und des Hungers halten, nur der Leichtgläubige kan vor dergleichen Schrekbildern zittern; di reine Vernunft betrachtet si mit einem ganz andern Aug.

So gibt es auf der andern Seite Wahrheiten, di mit den Einsichten dises oder

ienes

ienes Menschen gar nicht überstimmen wollen, di den Begrifen diſes oder ienes Individuums abgeſchmakt und onmöglich vorkommen und di doch aus dem Licht der reinſten Vernunft und Erfarung erzeugt ſind, di ſo war, ſo einleuchtend, ſo erhaben, ſo entzükend ſind, di mit der Vernunft überhaupt ſo übereinſtimmend und nach Anleitung irer Regeln gefunden worden ſind! Wenn di begrenzte Vernunft des Einfältigen di Sonne höchſtens für ein groſes, woltätiges, glänzendes Licht, den Mond für eine hellſcheinende runde Scheibe und di Sterne für flimmernde Feuerfunken hält, o! dann ruft di Stimme der höern Vernunft: Menſchen! glaubt nicht, daß der Erdenhügel, den ir bewont, di einzige bewonte Stadt in dem unermeslichen Reich der Schöpfung ſei, hebet eure Häupter auf und ſchauet di Welten, di über euch ſind! Jene Sonne, in di euer Aug nicht ſchauen kan, iſt ein Feuermeer, das Millionmal gröſſer iſt, als eure Erde; Jener Mond, den di Scheibe eures

Erd=

Erdballs beschattet, ist auch ein Weltkörper, der seine Bewoner hat, wi eure Erde, alle dise unzäligen Planeten, di am Firmament leuchten, sind bewonte Staaten, welche wider ire Sonnen haben, di si beleuchten. Welche Warheiten, di uns di Vernunft gibt! Wi erweitern sie nicht di Sele! Zu welcher Höe schwingt durch si nicht unser Geist sich auf! Mit welchem freien Blik kan er nicht den weiten Raum der Schöpfung durchwandern! Wi unerschroken bleibt er nicht vor dem Schweif des Kometen stehen! Wi staunt er nicht di Pracht des Nordscheins an! — Wenn der Schwache nicht glauben kan, daß di Erde, one auf einem Fundament zu ruen, mit freiem Schwung um di Sonne sich järlich einmal drehe, one mit disem Gedanken in den Abgrund zu versinken; wenn er nicht begreifen kan, wi di Bewoner von Amerika unsre Gegenfüsler seyn können, one aus irem Standpunkt in den unermeslichen Abgrund des leeren Raums hinabgestürzen;

dann

dann besteigt der heller denkende den Kan der reinen Vernunft und läßt das Ufer neben sich vorbeischwimmen.

Was für einen Begrif von Freiheit ziet nun aber unsere Vernunft aus diser Betrachtung? Disen: daß es eine gedoppelte Freiheit geben kan: eine eingebildete, und eine wirkliche; daß, ie heller das Licht ist, worinnen wir di Gegenstände erbliken, di Begrife, di si uns geben, auch um so reiner und vollkomner seyn müssen, und daß, ie reiner und deutlicher unsre Erkentnis ist, di wir uns von den Dingen erwerben, auch unsre Freiheit beim Gebrauch derselben um so mer gesichert sei. Nur alsdenn ist unser Geist in dem Besiz der erhabensten Freiheit, wenn er sich losgemacht hat von den Feßeln der Unwißenheit, des Aberglaubens und der Torheit; denn alsdenn zittert er nicht mer vor den Popanzen einer träumerischen Einbildungskraft, fürchtet keine Fantome der Nacht, di den Schwachen in Angst

und

und Schreken versezen, sondern lacht der Märchen. Bei den natürlichen Erscheinungen in der Luft wird seinem Herzen nicht mer bange für Warten der Dinge, di da kommen sollen, mit heitrer Mine hebt er sein Haupt gen Himmel empor, staunt di prachtvolle Sternnacht an, bewundert di Erscheinungen der Natur, forscht den Ursachen irer Entstehung nach, und schüttelt den Schleier des Vorurteils von seinem Angesicht, so wi das Joch der Leidenschaften von seinem Naken.

Di reine Vernunft ist di Sonne, di den moralischen Zustand des Menschen erleuchtet. Si erleuchtet ihm das ganze weite Gebid würklicher Freiheit. Unter iren sanften Stralen blüet ihm iede Art von Glükseligkeit auf, di das Zil warer Freiheit ist. Si allein zeigt den Wert, di Würde, den Begrif, di Bestimmung des Menschen. Durch si erkennen wir den waren Wert und Gehalt, di ware Absicht

und

und den waren Gebrauch der Güter der Erde. Si gibt uns di Mittel an di Hand, unsre Rue, unsre Zufridenheit, unsre Glükseligkeit zu befördern und macht uns mit den Folgen unsrer Unternemungen bekant; si öfnet vor uns di Vergangenheit und di Zukunft, damit wir di waren Masregeln für unsre ware Wolfart zu nemen lernen und lert uns also di nötige Klugheit zur behutsamen Fürung unsers Lebens. Durch di lange Uibung irer Ratschläge gelangen wir nach und nach zur Weisheit, di das gröste Glük der Menschheit ist, und di uns in den erhabensten Zustand warer Freiheit versezt. Di reine Vernunft nimt di Rechte der Menschheit in ire Auffsicht und in iren Schuz und sichert uns den Besiz unsrer Güter. So wi si uns nicht erlaubt, daß wir andere beleidigen, oder si in iren Besiztümern stören, so erlaubt si das auch andern gegen uns nicht; so wi si uns auferlegt, in den sichern Schranken einer heilsamen Ordnung zu bleiben, so verbidet si auf der

andern Seite alle Gewalttätigkeit, wodurch uns unser Bischen Glük auf diser Erde geraubt und gestört werden könte. Si läßt das Glük und di Rue der Menschen nicht an Feßeln legen; aber si gibt auch nicht zu, daß si sich durch Zügellosigkeit selbst in Elend und Jammer stürzen. Si ruft der Menschheit zu: seid weise und tugendhaft! Denn Weisheit und Tugend sind di beiden Grundpfeiler eurer Freiheit und aller Glükseligkeit. Wer ire Stimme hört und ir folgt, wird mit behutsamen Schritten seinem Zil entgegen gehen, wird auf alles aufmerksam seyn, was ihm auf seinem Weg vorkomt, wird ni Handlungen unternemen, wodurch er sich fremdem Zwang unterwirft und also Torheiten, Ausschweifungen, Laster, und Zank flien; seine Verhältnise mit andern wird er nur in so fern benuzen, als gegenseitiges Glük und Wolwollen daraus entspringen kan und dijenigen flien, so es stören; seine erste Sorge im Umgang mit andern wird also seyn, dijenigen Personen kennen zu

lernen,

lernen, denen er sich anvertrauen will, damit er nicht sorglos an dem Busen eines Verräters schlummert, und was das vorzüglichste ist: di Vernunft hat das Recht, zu verlangen, daß auch andre vernünftig gegen uns handeln, daß auch andre nichts unternemen, was den Begrifen der Vernunft zu wider ist, und folglich mit der Wirklichkeit unsers freien Zustands streitet. Derjenige so den weisen Vorschriften der reinen Vernunft folgt, di Mittel gebraucht, di si an di Hand gibt, wird zufriden und glüklich leben im Schos warer Freiheit, denn ware Freiheit ist nichts anders, als di Frucht der objektiven Vernunft: si erkent nichts anders, denkt nichts anders, tut nichts anders und verlangt nichts anders, als was war, gut und vollkommen, als was an und vor sich vernünftig ist.

Würde durchgehends nach den reinen Grundsäzen der Vernunft gedacht und gehandelt, würde eine allgemeine vollkomne

Freiheit

Freiheit unter den Menschen stat finden, eine Freiheit, di sich nach allgemeinen Regeln bestimte; so aber ist di Freiheit so verschiden, als di Vernunft eines ieden Individuums, eines ieden einzelnen Menschen.

Der objektive Begrif von Freiheit unterscheidet sich vom subjektiven Begrif derselben, wi das Wesen vom Schatten; dort ist Würklichkeit, hir nur Schein; indeß befinden di Menschen sich gemeiniglich so lange wol dabei, bis di Täuschung durch aufwachende Vernunft sich verlirt, di oft von einer gegenseitigen Neigung, von entgegengesezten Wünschen und Leidenschaften aufgewekt wird. Wenn der Einfältige das Kloster für den Ort der Freiheit der Kinder Gotes hält, handelt er gar nicht wider seine Freiheit, weil er nicht wider seine Vernunft handelt; denn im subjektiven Verstand ist das Freiheit, was sich mit unsern Begrifen verträgt. Wollte man aber von denjenigen Personen dise Wal verlangen, mit

deren

deren Begrifen es sich nicht zusammenreimen will, würde man Eingrif in di Rechte irer Freiheit tun. So lange nun Personen, di disen Aufenthalt freiwillig wälten, solchen als di Freistätte der Kinder Gotes erkennen, sind si im Besiz irer Freiheit, wenn solche gleich nur eine eingebildete ist und können sich wol und glüklich dabei befinden. So wi aber di Vernunft anfängt, im Kloster aufzuwachen, fängt diser Ort an, ein Ort des Zwangs zu werden, und dise Personen fangen dann an, irer Freiheit beraubt zu seyn, eben so, als wi dijenigen, so durch Zwang hinein kommen.

Di subjektive Vernunft ist di gewönliche Form, worunter di meisten Menschen ire Urteile und Begrife bringen, das so oft ins Stoken geratende Tribwerk, das ire Absichten, ire Wünsche, ire Handlungen in Bewegung sezt, der Masstab, wornach si den Umfang irer Freiheit und di darin gesuchte Glükseligkeit ires Daseyns abmeßen.

So

So wi nun dise individuelle Vernunft der Menschen verschidne Abstufungen hat, so ist ire Freiheit nicht einerlei; sondern ist von verschidner Art und hat verschidne Grade.

Di reinen Vorschriften der Vernunft, gewären zwar eine allgemeine vollkomne Freiheit, di dem roen Menschen, so wi dem gesitteten, dem Schwachen und Einfältigen, so wi dem ausgebildeten denkenden Geist di Rechte ires Genuses gewären; da aber di Begrife davon und der Gebrauch derselben nach der jedesmaligen eigentümlichen Denkungsart der Menschen sich formen, di oft blinder Eigensin ist, so ist es der natürlichste Erfolg, daß di Arten und Grade menschlicher Freiheit sich nach irer Schwachheit und nach irem Eigensin richten.

Di roe Vernunft ist der nidrigste Grad von Freiheit. Der roe Mensch rent in den Finsternisen der Unwißenheit seinen Weg blindlings dahin, es mag der richtige seyn,

oder

oder nicht. Er verlangt und wält nach dem Ruf seiner Bedürfnise, nach der Unbändigkeit seines Willens, es mag ihm gut seyn, oder nicht. Bei der Betrachtung der Dinge stellt er wenig Untersuchung an; genug, wenn si ihm zur Zeit seines Verlangens und seines Gebrauchs Befridigung gewären. Da seine Unwißenheit di Kentnis, den Wert und Nuzen viler Sachen vor seinen Augen verbirgt, und di Wünsche seiner beschränkten Einsichten, bei der Dunkelheit seiner Begrife, sich nur auf den engen Krais seiner notdürftigen Bedürfnise einschränken, ist seine Glükseligkeit leicht erzilt und di Art seiner Freiheit, di er geniſt, ist für di Art seiner moralischen Existenz di angemeßenste, in seinem Verhältnis mit dem Staat di füglichste; denn si ist di verhältnismäsige Sfäre von dem Umfang seiner Kräfte und Einsichten. Das Joch, das er trägt, ist für ihn ein Joch der Freiheit, so lang es ihm di Befridigung seiner Bedürfnise gewärt; wird aber dise nicht erzilt, oder der Druk

der

der Unterwürfigkeit fängt an, fülbare Eindrüke auf ihn zu machen, dann wird Zügellosigkeit der Begrif von Freiheit, womit di roe Vernunft sich beschäftigt, di dann verlangt, was wider alle gesunde Begrife ist, wodurch si sich und andern schädlich und gefärlich wird und di alsdenn schwer in ire Schranken wider einzuleiten ist.

Di alltägliche Vernunft, oder was man sonst unter gemeinem Menschenverstand begreift, ist di Form des Denkens, di der Mensch nach und nach in seinem geselligen Umgang mit der Welt bekomt. Vermöge deßelben sind seine Begrife das Resultat der Zusammenstimmung aller Glider, mit denen er in Gesellschaft lebt und das Urteil von dem Wert der Dinge beruet auf der gewönlichen Uibereinstimmung. So wi sich nun Irtümer und Vorurteile in di Uibereinkunft des alltäglichen Denkens einmischen, so lenken auch Gebräuche und Gewonheiten di Begrife und Gesinnungen der Menschen, und da dise Gebräuche und Gewonheiten oft so alt sind,

als di Gesellschaft, di si beobachtet und Jarhunderte hindurch tife Wurzel geschlagen haben, so ist auch gewönlich der Ton, den si angeben, allgemein herschend; wenn auch dise Gebräuche und Gewonheiten noch so töricht und nachteilig sind, so ist inen doch di alltägliche Denkungsart der Menschen so zugetan, daß si alles für di Erhaltung derselben aufopfern. So lange si ungestört im Besiz derselben gelassen werden, glauben si, im Besiz irer Freiheit zu seyn, und halten es für di gröste Kränkung derselben, wenn iene inen angetastet werden. Der Enkel hängt gemeiniglich an den Gewonheiten seiner Vorväter, der Inwoner an den Sitten seines Landes, der Zeitgenos an den Gebräuchen seines Jarhunderts und ein ieder singt das Lid der Gesellschaft, in der er lebt. Unter solchen Umständen formt sich di alltägliche Denkungsart der Menschen; di Gesellschaft, in der er lebt, gibt den Ton an von dem Wert der Güter, di man sucht, darnach bilden sich di Begrife, darnach richten sich di Wünsche

und

und daraus entstehen di Gesinnungen und Handlungen der Menschen. Nach disen angeerbten, eingesognen und gewonten Begrifen entwirft der Mensch nun di Plane für seine Glükseligkeit, und glaubt sich im Schos der Freiheit, wenn er im Geleis gelaßen wird, in das si ihn einleiten. Das Temperament gibt der Denkungsart eines ieden das Eigentümliche, das sich hi und da zeigt, und den alltäglichen Begrifen ire besondre Richtung, di durch einen besondern Hang des Gemüts und den daraus entspringenden Neigungen bestimt wird. Daraus entsteht dann das besondre in den Urteilen der Menschen über di Beschaffenheit und den Wert von Glükseligkeit und Freiheit; daher komt es, daß der eine si in etwas anderm sucht, als der andre.

Einen andern Gesichtspunkt gibt das Mas der Verstandeskräfte, di der eine vor dem andern von Natur hat; vermöge einer vorzüglichen Anlage gelangt der eine geschwinder

zu Einsichten, komt im gesellschaftlichen Umgang mit seinen Einsichten weiter, als der andre, und erwirbt sich, durch widerholte Uibung im Denken, eine Fertigkeit, di auf alle Unternemungen, auf alle seine Geschäfte, auf sein ganzes Leben Einflus hat. Di gute Anwendung davon wird seinen Gesinnungen Tätigkeit, seinen Planen Ordnung, seinen Unternemungen Fortgang, seinen Wünschen und Absichten Gedeien, und seinem Glük Wachstum und Dauer verschaffen, wird ihn den waren Gebrauch seiner Freiheit leren und ihn im erwünschten Genus derselben laßen. Aber di Vorurteile, di in di gewönliche Denkungsart des Lebens mit einverwebt sind, können seinen Verstand demongeachtet leicht irre füren; daß er den waren Wert der Dinge verkent, das begert, was seiner Glükseligkeit zuwider ist, und seine Freiheit darin sucht, worin si nicht zu finden ist; seine Neigungen können seine Vernunft leicht zur Arglist, zum Betrug, zu verwerflichen Anschlägen verleiten, wodurch er das Zil

seiner

seiner Glükseligkeit und seiner Freiheit verfelt.

Da nun Glükseligkeit und Freiheit der Menschen in iren Begrifen ligt, ist oft der bei einem geringen Grad an Einsichten glüklicher, als der bei einem höern Grad verdorbner Begrife. Der bei einem geringen Grad an Einsichten kent wenig Güter des Glüks und der Freiheit und sucht si also auch nicht ängstlich, dahingegen derjenige, so si bei merern Einsichten auf irrigen Wegen sucht, den Verlust derselben um so schmerzlicher empfindet, wenn er den Besiz verfelt.

So ist der Zustand der Freiheit des Menschen bei seinen alltäglichen Einsichten: er wünscht, lauft, rent nach Gütern, deren Wert oder Unwert er oft gar nicht kent, und von denen er sich oft einen ganz irrigen Begrif macht, greift nach Dingen, di verboten sind, oder verfelt, durch den falschen, oder vernachläßigten Gebrauch der Mittel, den Zwek und unrichtige Urteile über den

Be-

Besiz und Wert menschlicher Freiheit und Glükseligkeit stören solche oft mer, als äusere Hindernise.

Jemer unser Verstand ausgebildet ist, desto mer ist der Genus menschlicher Freiheit gesichert; denn ie heller unsre Einsichten sind, desto richtigere Vorstellungen können wir uns von dem Inbegrif unserer Freiheit machen. Wo nun unsre eigne Vernunft nicht zureicht, da sind uns di höern Einsichten anderer behülflich und irer Anweisung folgen, heist den vernünftigen Weg der Freiheit wandeln; denn wenn wir vilerlei Wege zu einem gewißen Zil vor uns haben, wissen aber den rechten nicht, so hängen wir vom Zufall ab und einen davon blindlings wälen, heist dann nicht frei handeln, sondern dem Ongefär blindlings folgen; wenn wir aber dem Wegweiser nachwandeln, der uns ihn zeigt, dann gehen wir den richtigen, denn dann gehen wir den Weg der bewanderten und ausgebildeten Vernunft, deren Beruf es

ist,

ist, di Menschen zurecht zu weisen, si von dem waren Sin und Verhältnis irer Freiheit und der damit verbundnen Glükseligkeit zu unterrichten. Zur Beförderung diser wichtigen Absicht sind eben alle di Lerer vorhanden, di an allen Orten zum Unterricht der Menschen in Kirchen und Schulen aufgestellt sind. Sind ire Leren menschliche und haben das Gepräge der Richtigkeit und Warheit, so sind es Leren der reinen Vernunft und sind es götliche, so sind es eben nichts anders, als Leren der allerreinsten Vernunft des höchsten Wesens und sind also in iedem Betracht Leren der Freiheit, folglich Grundpfeiler der menschlichen Glükseligkeit; inen folgen, heist: den freien Pfad wandeln, der znr waren Zufridenheit fürt.

In welch einem wichtigen Gesichtspunkt erscheint hir nicht di Obligenheit der Lerer, von deren Unterricht auf solche Art das Glük menschlicher Freiheit abhängt! Di Art und Beschaffenheit ires Unterrichts, ire Behutsam-

keit,

keit, ir Eifer, ir Beispil, sind so wenig gleichgültige Dinge, als di Warheiten selbst, di si vortragen. Jemer di Beobachtung ires wichtigen Berufs in seiner Ausübung sich der Vollkommenheit näert, desto fürtreflichere Früchte erwachsen daraus für den Staat und für di Glükseligkeit all seiner Glider, deren iedes Anteil an dem freien Genus derselben hat. Di Warheiten ires Unterrichts sind di Quelle, an der man den Becher goldner Freiheit trinkt. Si entreißen den Menschen den Finsternisen des Aberglaubens, des Vorurteils und der Unwißenheit, machen ihn los von dem Joch der Leidenschaften, entfeßeln ihn von den Banden des Lasters; si füren den Jüngling ab von dem gefarvollen Weg der Ausschweifungen auf den sichern, freiern und sanftern Pfad der Tugend und leren den Man den weisen Gebrauch seines Lebens; si leren di Würde der Menschheit und ire geheiligten Rechte, si zeigen den Erdenbürgern ire Bestimmung, di Pflichten ires Berufs und irer Verhältnise, den Wert, di

Ab-

Absicht und den Gebrauch irer Kräfte, si erzeugen in ihm das Gefül gegenseitiger Abhängigkeit und gewären ihm, durch di Zusammenstimmung der Eintracht, des Fridens und der Libe den köstlichsten Genus menschlicher Freiheit. Nicht nur in disem Unterricht, sondern in unzäligen Büchern, di für dise Absicht geschriben sind, findet der menschliche Verstand seine Ausbildung; wenn nun Menschen, wenn ein Regent und sein Volk aus disen sich mit den Schäzen warer Weisheit bereichern, das Herz mit Empfindungen anfüllen, di es zum Wolwollen geneigt, di es geneigt zu allem Guten machen, den Verstand mit Warheiten ausrüsten, di di Befolgung der Pflichten und den Gebrauch des Lebens leren; wenn si Augen der Aufmerksamkeit auf di Begebenheiten aller Zeiten richten, welche di Geschichte vor inen aufdekt, aus der Betrachtung der Begebenheiten der Welt, der menschlichen Schiksale, und der täglichen Vorfallenheiten Regeln der Klugheit samlen, und solche zum Gebrauch für gegenwärtige

Tage

Tage unter allen Umständen des Lebens anwenden — ist ein solcher Staat, sind solche Menschen nicht frei und glüklich zu nennen?

Jemer also di Vernunft ausgebildet wird, ie richtigere Vorstellungen, ie reinere Begrife, ie hellere Einsichten di Menschheit sich erwirbt, ie mer Regeln warer Weisheit und Lebensklugheit si sich samlet, desto mer kan si sich des erhabnen Vorzugs von Freiheit rümen, di si in den Stand sezt, iedesmal di besten Mittel für ire Glükseligkeit zu wälen und zu gebrauchen. Eben darum ist Got das freieste Wesen, weil er di höchste Weisheit besizt: eben darum weil er mit allsehenden Augen alle Beschaffenheiten, alle Ursachen, alle Kräfte und Wirkungen der Dinge im hellsten Licht des unermeßlichsten Verstandes durchschaut, weis er in allen Fällen das Beste zu wälen; eben darum, weil er di Verhältnise aller Dinge kent, haben seine Plane, welche di weisesten und vollkommensten sind, ni Heidernis, sondern erreichen

allemal

allemal das Zil und di Abſicht irer Ausfür-
ung ; vermöge diſer unbegrenzten Weisheit
hat er diſe Welt angelegt, und der Natur di
Einrichtung und Kräfte verlien, daß ſi über-
flüſig hervorzubringen vermag, was zur
Befridigung aller Bedürfniſe irer Bewoner
dint ; Mit diſer grenzloſen Weisheit hat er
all di Sonnenſyſteme in diſe harmoniſche Ord-
nung zuſammengeſtellt, in der ſi ſich vor
unſern ſtaunenden Angen bewegen.

Ob nun gleich unſer Verſtand nur ein
ſchwacher Funke aus dem ewigen Sonnenlicht
götlicher Weisheit iſt, ſo geniſt doch, ver-
hältnismäſig, der höchſte Grad menſchlicher
Vernunft den höchſten Grad menſchlicher Frei-
heit. Si wird bei iren Abſichten iederzeit
den beſten Zwek vor Augen haben, wird di
beſten Plane entwerfen, und zu irer Aus-
fürung ſich der beſten Mittel bedinen. Könte
di menſchliche Vernunft einen gleich höchſten
Grad der Vollkommenheit erreichen, ſo wür-
den wir alles, was war und gut iſt, im

hellſten

hellsten Licht erkennen, so würden unsre Begrife und Absichten zu einer Vollkommenheit gelangen, di ni mit andern in Kallision käme und wir würden di Freiheit andrer so wenig stören, als wi jene di unsrige, das ist: wir würden alle im höchsteu Grad vernunftmäsig handeln.

Da aber di Vernunft der meisten Menschen unvollkommen, felerhaft, schwach und verdorben, der Macht der Sinlichkeit und der Gewalt der Leidenschaften unterworfen ist, woraus Handlungen entstehen, di das Glük, di Zufridenheit, folglich di edelsten Güter der Freiheit andrer Menschen vernichten und grose Zerrüttung in der menschlichen Gesellschaft anrichten, welches selbst der beste Unterricht nicht hintertreiben kan, so ist daraus di Notwendigkeit entstanden, Geseze zu entwerfen, di unter der Aufsicht des Oberhaupts, oder der obersten Gewalt im Staat stehen, und der Handhabung und Vollziung dazu dinen sollen, di Freiheit der Menschen zu sichern, und zu schüzen. Dise

Dise Geseze sind allgemeine Regeln der reinen Vernunft, in Rükſicht menſchlicher Rechte und Freiheiten, von Regenten und weiſen Männern als eine nötige Beihülfe für di Schwachheit und Verdorbenheit der Menſchen entworfen, um ſi für Verirrungen und Unordnung zu verwaren, und di Rue, di Sicherheit und Glükſeligkeit des Staats ſowol, als ſeiner einzelnen Glider dadurch zu befördern und gegen alle Störung zu verwaren.

Di Geseze sind also di Grundpfeiler, worauf das ganze Gebäude menſchlicher Freiheit ruet. One Geseze folgen di Menſchen der Zügelloſigkeit irer Begirden und richten Zerrüttungen an; durch di Geseze hingegen werden di Menſchen aufmerkſam auf ire Handlungen gemacht, von iren Ausſchweifungen zurükgehalten, zum ernſten Nachdenken gebracht, und in di ſichern Schranken einer heilſamen Ordnung eingeleitet. Di höere und beßere Vernunft erſezt also durch diſe Vorſchriften einer langgeübten Weisheit, einer

durch

durch Erfarung erprobten Klugheit den Mangel des alltäglichen verdorbnen Menschenverstands. Wer also disen Vorschriften folgt, handelt vernünftig; denn di Geseze sind nichts, als di Regeln der hellsten, geübtesten Vernunft, und handelt also frei; denn frei kan in der allgemeinen Sprache der geselligen Menschheit nichts anders heisen, als alles das, was mit der Vernunft übereinstimt.

In dem roen Zustand der Unabhängigkeit wißen di Menschen nichts von der Notwendigkeit der Geseze, di Stimme der Natur, der Ruf irer Bedürfniise, di Sitten irer Väter sind inen Gesez; dafür entberen si aber auch di Vorteile, di di gesittete Welt iren Bürgern erteilt; ir Leben, ire Güter, ire Heerden sind dann auch iedem Zufall, ieder Gefar ausgesezt. So wi aber di Menschen in den Stand der Geselligkeit zusammentretten, fangen si an, di Notwendigkeit der Geseze zu fülen; denn bei dem gesellschaftlichen Verker und gegenseitigen Intereße tretten widereinander-

derstreitende Begirden und Leidenschaften ins Spil, stören das Glük, di Rue und den Friden irer Mitbürger und erregen Streitigkeiten, Unordnung und Zerrüttung. Wolte man di Menschen unter solchen Umständen sich selbst überlaßen, würden si den blinden Antriben irer Leidenschaften one Rükhalt folgen; so aber trit di Vernunft ins Mittel und gibt inen Vorschriften, di si in di Schranken der Mäsigung einweisen. Freilich bleiben dise Vorschriften bei unkultivirten Völkern, wo das Licht der Wißenschaften noch nicht angezündet ist, immer ser mangelhaft, dürftig, einseitig und eingeschränkt, und tragen das Gepräge der roen, unausgebildeten Vernunft oft nur allzuser an sich; erst durch Kultur und Wißenschaften steigen si zu irer Vollkommenheit hinan. Dabei gibt der ursprüngliche Karakter eines Volks, oft eines einzigen Mannes, der di gesezgebende Stimme unter inen fürt, iren Sitten, Gebräuchen und Gewonheiten ire eigentümliche Form, di bei der grösten Ausbildung noch sichtbar bleibt,

so

so wi diſe hinwiderum den Karakter derſelben bilden und lenken.

Hat ſich ie ein Volk durch Geſeze ausgezeichnet, ſo waren es di Grichen, und waren ie Geſeze wichtig und auffallend, ſo waren es di Geſeze der Lacedämonier, di inen Lykurg gab. Di Zerrüttung, welche di Uneinigkeit zweier Könige erregte, di zugleich und nach irer Willkür regirten, brachten ihn auf den Gedanken, zuerſt di Regirungsform zu ändern, und, damit weder di Könige, noch das Volk künftig mer etwas unternemen möchten, wodurch das allgemeine Wol, di allgemeine Rue und Ordnung könte geſtört werden, ſezte er einen Staatsrat von alten, klugen und tugendhaften Männern nider, von deren Entſcheidung di Wolfart des Staats und der Bürger abhängen ſolte, one daß er den Königen ir Anſehen und gewiße königliche Rechte nam.

Di Ländereien teilte er in so vil gleiche Teile, als Familien waren, wovon dann eine iede derselben ir notdürftiges Auskommen bekam. Stat der goldnen und silbernen Münzen fürte er eiserne ein, und machte solche so schwer, daß si zum Handel und Wandel ganz unbrauchbar waren, damit keine Vorzüge des Reichtums möchten stat finden. Um iedem verfürerischen Beispil den Eingang zu weren, durften keine Fremde zu Sparta sich aufhalten. Di Männer musten in einem öffentlichen dazu bestimten Gebäude gemeinschaftlich speisen, und di Speisen, di si genosen, waren schlecht, durften weder köstlich noch künstlich zubereitet seyn. Di Spartaner solten zu einem krigerischen Volk gebildet und folglich zu einer rauen Lebensart gewönt werden. Ire Leibeignen musten di Handirungen und den Akerbau besorgen, und si selbst lernten weder Wißenschaften, noch Künste. Von Jugend auf wurden di Kinder schon abgehärtet, um si zu künftigen dauerhaften und unüberwindlichen Krigern zu bilden.

Im Finstern sich nicht zu fürchten, allein zu bleiben, Kälte und anders Ungemach zu ertragen, dazu wurden si von früer Jugend an gewönt. So bald si in das sibende Jar eintraten, kamen si in di öffentliche Erziungsanstalt; wo si insgesamt mit geschornem Kopf und mit blösen Füsen gehen musten. Hir waren ire täglichen Uibungen; nakend zu fechten; steile Oerter zu erklettern und mit Wurfscheiben zu werfen. Um si vollends standhaft und unempfindlich gegen alle Schmerzen zu machen, wurden si im Tempel iärlich einmal in Gegenwart irer Eltern und aller Einwoner der Stadt gegeiselt und derjenige trug den Rum davon, welcher di gröste Standhaftigkeit bezeigte, di oft so gros war, daß mancher Knabe unter den Streichen den Geist aufgab, one einen Seufzer hören zu laßen. Der Unterricht, wodurch ir Verstand seine Bildung erhalten solte, bestund in mancherlei Fragen, di man inen vorlegte. Gegen di Vorgesezten und Alten wurde inen di gröste Ehrerbidung eingeprägt, List und Ver-

schlagenheit wurden unter ire Tugenden gezält, in welcher Rükſicht es inen auch erlaubt war, etwas heimlich zu entwenden, wenn ſi ſich nur nicht darüber ertappen liſen.

Welch eine Geſezgebung! Welch ein Gemiſche von Gutem und Felerhaftem! Welch eine drükende Laſt! Welches Zuſammenſtoſen von gewaltſamen Mitteln und guten Abſichten! Welche Verirrung auf dem Weg zur Glükſeligkeit! Welch eine raue Ban zu einem abenteuerlichen Zil! Wi gros, wi erhaben, wi ehrwürdig auf der einen Seite! und wi nidrig, wi verächtlich, wi unanſtändig und irrig auf der andern!

Es iſt erhabne Klugheit des Lacedämoniſchen Geſezgebers, wenn er den Vorzug des Reichtums aus ſeinen Staaten zu verbannen ſucht. Es iſt ein tifgedachter Grundſaz der Weisheit, wenn das Geſez den Wert von Dingen aufhebt, di an ſich keinen waren Wert haben, di nur vom Glük und Zufall

abhängen und tagegen di Tugend, das Verdinst befördert, und di guten Eigenschaften, di guten und grosen Handlungen der Menschen zur gangbaren Goldmünze macht; denn dise erhalten di Glükseligkeit des Staats, di Rue, den Friden und di Zufridenheit eines ieden einzelnen Glids deßelben. Wenn also di Geseze einem Staat ware Freiheit gewären sollen, so dürfen Glüksgüter, wi Reichtümer sind, schlechterdings keinen Vorzug haben; Denn zu Reichtümern kan der Niderträchtige und Nichtswürdige eben so leicht und oft noch vil leichter gelangen, als der Rechtschafne, weil iener kein verbotnes Mittel, keinen Betrug scheut, um zu seiner habsüchtigen Absicht zu gelangen, und der Gewißenhafte im Gegenteil, um edler Absichten willen, oft di grösten Vorteile verachtet. Unglüklich ist der Staat und seine Bürger, wo Armut eine Schande ist und der Reichtum das Verdinst in den Staub trit! Glüklich hingegen derjenige, so Verdinste schäzt und belont! Denn das sind di Güter, di zur Glükselig-

keit und Freiheit eines Volks gehören. Kan auch gleich diser und iener sich nicht durch glänzende Verdinste auszeichnen, so hat doch sein Fleis, seine Treue, sein guter Eifer noch eine Aufmunterung, so hat doch seine Tugend, seine Redlichkeit, seine Rechtschaffenheit noch einen Lon. Das ist das eigentliche grose Gesez, das iedem Menschen seinen waren Wert gibt, das Tugend und Glükseligkeit miteinander vereinigt, und ein solches Gesez solte man mit diamantnen Buchstaben in eherne Tafeln einäzen, di durch kein Zeitalter verlöschen.

Aber wi ser hat hir nicht der Grichische Gesezgeber gefelt, daß, indem er den Schatten verwerfen wolte, er das Wesen mit verworfen hat! das Gold hat an und vor sich nicht mer Wert, als das Eisen auch, und iedes von beiden erhält erst seinen Wert durch den Gebrauch und di Nuzbarkeit, welche es den Menschen leistet, folglich durch di allgemeine Uibereinstimmung derselben. Onerachtet nun

das

das Gold seinem Besizer keinen hörn Wert geben kan, so hat es doch seinen beigelegten, zugeeigneten Wert, wi alle andre Güter der Erde, welche wir als Menschen, di im Lande der Sinlichkeit wonen, und für deren Gebrauch alle Dinge vorhanden sind, zu unsrer Notdurft nicht nur, sondern auch zu unsrer Bequemlichkeit und zu unserm Vergnügen benuzen können. Gold und Silber sollen uns vorzüglich zu einem Tauschmittel dinen, daß unsre Geschäfte in beßern Gang kommen, und unsern Bedürfnisen auf eine bequemere Art abgeholfen wird. Dise Tauschmittel vertretten di Stelle unsrer Güter. Wenn auch der Tor si misbraucht, so kan doch der Weise si als Beförderungsmittel zu seinem eignen Glük so wol, als zum Glük andrer gebrauchen; wenn si also auch gleich an und vor sich dem Menschen keinen Wert geben, so ist doch di ächte, oder unächte Anwendung derselben der Probirstein, auf welchem der ware Wert derselben erprobt wird. Es ist also in dem Verhältnis des Menschen mit der Welt ein

törichtes Gesez, wenn es ihm durch Entzinng diser Mittel den freien Gebrauch der Güter und dadurch di freie Anwendung seiner Kräfte hindert.

Eine gleiche Austeilung der Güter heist nichts anders: als der Trägheit zu Hülfe kommen und ir iren Anteil in den Schos legen; den Fleis hingegen, di Tätigkeit, den Eifer und damit manche Freuden und ware Vorzüge, wodurch Menschen sich in irem Verhalten vor einander auszeichnen, inen rauben. Di Tätigkeit würde auf solche Art mit der Trägheit unter einem Dach leben, und aus einer Schüßel eßen, alle gute Eigenschaften würden unsichtbar werden, nur das hoe Verdinst würde sich auf gewiße Art über disen Zwang hinweg schwingen. Und warum sol einem Volk der Umgang, das Verker im Handel mit andern Nationen verboten seyn? Bewürkt das nicht di Tätigkeit, den Flor eines Staats? Kan nicht ein Volk durch seine Erfindungen dem andern tausendfachen

Nuzen durch deren Mitteilung bringen? Leren nicht unzälige Beiſpile, daß einer von dem andern oft erſt ſeine Bildung erhalten hat, und dadurch ſelbſt zur gröſten Kultur emporgeſtigen iſt?

Aber di Spartaner ſuchten und brauchten keine fremde Kultur, weil ſi, als ein von allen andern Staaten durch ire beſondre Lebensart abgeſondertes Volk, irer eignen Kultur folgten. Wi ſonderbar war aber diſe nicht! welch ein der vernünftigen Menſchheit unwürdiger Gedanke: das, was den Menſchen erſt an das erhabne Zil ſeiner Beſtimmung hinfürt, Künſte und Wißenſchaften veracht-en, Handwerker und Akerbau als verächtliche Geſchäfte, den Sklaven überlaßen, di doch ſo ehrſam, ſo nüzlich, für di Bedürfniſe der Menſchen ſo unentberlich ſind!

Mit welchem Schauder denkt man ſich nicht di Geiſlung irer Kinder! Gleicht eine ſolche Erziungsanſtalt nicht einer Hölle, wo

Teufel

Teufel gebildet werden sollen? Das heist mer Elend ins menschliche Leben hineinbringen, als es im Lauf der Begebenheiten selbst mit sich fürt. Zu welchen Unternemungen sind Menschen nicht fäig, di durch beständige Schläge und Martern füllos gemacht sind! Was macht di Menschen tapfer? Tut das di Fülloſigkeit gegen körperliche Schmerzen, oder der Mut, so im Busen glimt? Ein Fülloſer kan sich von einem wilden Tir zerreissen laßen, one zu schreien; ein tapfrer hingegen bändigt Tiger, und fürt Elefanten am Zaum.

Was kan verächtlicher seyn, als heimliche Dibstäle gelten zu laßen? wurden di Spartanischen Kinder nicht dadurch zu einer Eigenschaft gewönt, welche di Kaze, so wi alle Raubtire, und alle Dibe mit inen gemein haben?

Welch eine Bestimmung: Menschen einzig und allein für den Krig zu bilden und

diser

diser Bestimmung alle Glükseligkeit, alle Annemlichkeiten des Lebens aufzuopfern, als ob das menschliche Leben keine beßre Bestimmung hätte! Warum werden Krige gefürt? Unser Leben, unsre Güter, unsre Rue gegen fremde Anfälle zu verteidigen. Wir leben auf der Welt, um unsers Lebens fro zu werden, um di süsen Früchte der einträchtigen Geselligkeit, des Fridens und aller waren Freuden, di di Erde hat, zu genisen, und di Widerherstelung dises Glüks des Fridens ist allemal di Absicht des Krigs. Di Spartanischen Geseze hingegen machten di Krige zur Absicht und zum Zwek.

Ein vernünftiges, aufgeklärtes Volk würde das Joch einer solchen Staatsverfaßung nicht lange getragen haben, wenn Lykurg nicht den Kunstgrif gebraucht hätte, den Verstand der Spartaner durch Entfernung aller Künste und Wißenschaften in seiner Unwißenheit und Roheit zu erhalten, und ihn durch blose Fragen zu bilden, di das Gepräge der

Uiber-

Übereinstimmung mit seinen Gesezen hatten; deswegen wurde auch keinem Fremden der Aufenthalt gestattet, der inen di Deke von den Augen hätte nemen können. Ein weises Volk sucht das Glük des Fridens und wird es auch durch Krig zu erhalten wißen; denn es ist gerüstet bei seinem Genus im Schos des Fridens. Im Krig steht di Klugheit an seiner Spize.

So wi nun di Geseze des Lykurgs den Lacedämoniern eine zu strenge Lebensart vorschriben, womit di menschliche Glükseligkeit sich nicht verträgt; so waren di Geseze, di Drako zu Athen gab, zu streng in iren Strafen; es war kein Verhältnis, weder in den Graden der Übertrettung, noch in den Arten der Verschuldung beobachtet, di Vernunft hat hir di Wage nicht zur Hand genommen. Auf den höchsten Grad eines Verbrechens, war eben di Strafe gesezt, als auf den geringsten Grad deßelben, selbst an leblosen Dingen wurde di daraufgesezte Strafe

voll-

vollzogen. Daraus muste notwendig di gröste Unzufridenheit und Verwirrung entstehn, das Widersinnige und Unbillige solcher Geseze muste den Athenienſern bald fülbar werden, und si zur Verachtung und Verwerfung derselben bewegen. Jemer Zerrüttung aus einem solchen Zustand zwekwidriger und widersinniger Geseze entsprang, desto stärker muste das Gefül von der Warheit werden, daß di ware Freiheit nur in den sichern Schranken einer guten und zwekmäsigen Ordnung zu finden sei, und daß diſe Ordnung durch nichts erhalten werden könne, als durch weise Geseze; um so feuriger muste der Wunsch werden, solche Geseze zu erhalten. Solon, diſer bekante grose Man, diſer Weise Grichenlands, der durch di schönsten Proben seiner Weisheit seinen Namen unsterblich gemacht hat, kam dem Verlangen und den Bedürfnisen seiner Landsleute zu Hülfe und gab inen Geseze, welche das ächte Gepräge warer Weisheit hatten, wodurch si alle vorige übertrafen, di an di Vollkommenheit hingrenzten und di Bewund-

wundrung aller Zeitalter erregten. Di Vorschriften, di er den Athenienſern zur Beobachtung irer Pflichten in jedem Stand und Beruf gab, zilten alle auf ire Glükſeligkeit ab, waren den jedesmaligen Verhältniſen angemeßen und waren alſo Vorſchriften der Weisheit. Es war eine herrliche Einrichtung, daß er einen Staatsrat niderſezte, der di Angelegenheiten des groſen Haufens angemeßen und einleuchtend, können oft eben ſowol ſchife Urteile, als üble Folgen erregen. Es war eine vernünftige Einrichtung, daß di älteſten Bürger in der Volksverſamlung zuerſt und dann erſt di jüngern ire Stimmen gaben; ob es aber überhaupt ratſam und nüzlich, oder ob es wol gar ſchädlich ſei, das Volk von ſeinen Geſchäften abzuruffen und mit zur

Ent-

Entscheidung der Staatsangelegenheiten zu zien? davon wird es in der Folge, im Kapitel über di Freiheit der Staaten, Gelegenheit geben, zu reden. Daß Solon dem im Finstern gehaltnen Gericht des Areopags mer Ansehen und nicht liber eine andre Zeit und Form gab, ist zu wundern; denn di Finsternis ist der Warheit, der Unschuld und Rechtschaffenheit gefärlich, so wi es ehemals di Westfälischen Freistüle waren, und di Inquisition; sind betrüglich und wider di Freiheit der hellen Vernunft, di den Tag sucht.

Indeß hatten di Geseze des Solon so vil Vollkommenheit, daß si nicht nur di Sitten verbeßerten, sondern auch den Verstand aufhellten, und das Glük warer Freiheit beförderten. Grichenland gelangte durch si zu einem glänzenden Flor; denn durch di weisen Geseze des Solon wurde nicht nur Ordnung, Rue und Sicherheit, sondern auch Tugend und Rechtschaffenheit, nicht nur dise, sondern auch Fleis, Eifer und Betribsamkeit in Geschäften und

Ge=

Gewerben, Kunst und Gelersamkeit befördert und der Geist der Athenienser zu iedem grosen Unternemen angefeuert, und also alles beförderliche und ersprisliche für allgemeine Glükseligkeit bewürkt. Der Rum irer Staatsverfaßung bewog daher auch di Römer, inen ire Geseze abzuborgen. Dise legten si bei der neuen Einrichtung irer Geseze zum Grund und verfertigten nach und nach daraus di Geseze der XII Tafeln, di öffentlich auf dem Markt aufgestellt wurden.

Di Römer haben nachher für gute Ordnung und Sicherheit und also für ire Freiheit und Glükseligkeit di Geseze so notwendig gefunden, daß si solche immer mer verbeßerten, erweiterten und vermerten. Es haben dise römischen Geseze in der Folge der Zeit so vil Ansehen und Gewicht bekommen, daß sich ire Dauer bis auf unsre Zeiten erhilt, und daß si den Rechtsgelerten, zur Quelle, zur Grundlage und Richtschnur dinten.

Wi ser hat man sich nicht darüber zu verwundern, daß di römischen Rechte ir Ansehen so lange behaupteten, daß si bis auf unsre Zeiten di allgemeinen Regeln des Rechts bliben, wornach in den Gerichtshöfen entschiden wurde und noch wird, da wir Teutsche doch eine ganz andre Staatsverfaßung haben, als di Römer hatten! Solten in den aufgeklärten Tagen unsers Jarhunderts sich nicht Männer finden, di ein allgemeines Gesezbuch entwürfen, das für unsre Zeiten, für unsre Denkungsart, für unsre Verfaßung und für unsre Bedürfnise wäre? Solten nicht Regenten di Anstalten dazu treffen? Ja! schon hat der Preusische Staat den Anfang dazu gemacht, schon stimmen vile Staaten für änliche Anstalten, und schon ist der römische Wust aus den Kompendien und Vorträgen meistens weggeschaft. Je vollkomner, ie beßer, ie zwekmäsiger di Geseze sind, desto unumstöslicher sind di Säulen, worauf di Sicherheit und allgemeine Wolfart in einem Staat ruet.

So

So reißen di Geseze den Menschen aus dem roen Zustand der Barbarei, und versezen ihn in den beßern Zustand der Vernunft und Freiheit; so hellen si seinen Verstand auf zu vernünftigen Einsichten des Rechts und der Billigkeit, so leren si seinen Kräften den zwekmäsigen Gebrauch zur Bestimmung seines Daseyns, so lenken si seine Neigungen und Sitten zur glüklichen Uibereinstimmung allgemeiner Glükseligkeit. So ist ir Zunemen unter manchfaltigen Verschidenheiten, Veränderungen und Verbeßerungen bis zum höern Grad irer Vollkommenheit, so teilen si sich bei dem sichtbaren Nuzen, den si der menschlichen Gesellschaft leisten, nach und nach allen Völkern und Zeiten mit.

Alle Menschen haben von ieher, so bald si anfingen, durch gesellige Zusammentrettung ein Volk auszumachen, di Notwendigkeit derselben gefült und selbst in dem roesten Zustand erhob sich di Vernunft, disem Bedürfnis des Vorrechts der mit Vernunft be-

Bayerische Staatsbibliothek München

gabten Menschheit zu Hülfe zu kommen. Freilich konte si zu Erreichung diser Absicht, anfangs nicht gleich gemesne Vorschriften gebrauchen, sondern muste sich andrer Mittel zum Eingang für di Sinlichkeit bedinen und den Stuffenweg gehen. Erst sang Orfeus den wilden Grichen Lider, um sanfte Gefüle in inen zu erweken und iren Verstand zum Nachdenken zu reizen: das waren di Löwen und Tiger, di er zam machte; dann erst gab Drako seine Geseze, und erst, wi man das unnatürliche, verhältniswidrige, strenge derselben fülte, gab Solon seine sanftern Geseze, di das Gepräge der Weisheit, der Erfarung, der Klugheit, der Menschenkentnis und der durch den aufblüenden Flor der Wißenschaften ausgebildetern Vernunft hatten. Nun erwachte der mänliche und erhabne Geist der Römer und bildete seine Geseze nach disen weisen Vorschriften zu einer beßern Vollkommenheit; zulezt kam di Religion des Christentums, im Gefolg grichischer und römischer Weisheit, der Gesezgebung zu Hülfe, welche

in

in unserm filosofischen Zeitalter di Vorsicht weiser Regenten und di Klugheit der erfarenst=en Männer zum höchsten Grad der Vollkom=menheit zu bringen sucht.

Aus diser kurzen Betrachtung voriger Zeiten und Völker erhellt nicht nur di Not=wendigkeit, sondern auch das Glük der Ge=seze. Ni befand Grichenland und Rom sich in einem beßern Zustand, ni in einem glänz=endern Flor, als unter der Beobacht:ung weiser Geseze, und dise Warheit bestättigt di Geschichte aller Nationen, di ie auf der Er=de gelebt haben; daß nur gute Geseze es sind, di ein Volk frei und glüklich machen.

Di Geseze sind allerdings das Glük der Menschheit: Si sind es di dem Menschen Sicherheit gewären, und ihn gegen Beleidig=ungen und Gewalttätigkeiten schüzen. Unter dem Schirm der Geseze schwingt der Geist sich zu seiner waren Grose empor, erhalten alle Kräfte ire zwekmäsige Bestimmung und

Anwendung, erreicht di Tugend iren Glanz, di Sitten ire Vollkommenheit, erhalten grose und gute Handlungen ire Belonung und Aufmunterung zu neuem Eifer. In irem Schos blüen Wißenschafen, Künste und Handlung, si sezen di Tribräder aller Gewerbe in Umlauf. Si öfnen den Schos der Erde und biden dem Fleis alle Schäze, alle Güter, alle Früchte der Erde zu seinem Gebrauch und zu seinem Genus dar. Unter irem Schirm küßen sich Eintracht und Fride und alle erlaubten Freuden des geselligen Lebens. Si sezen also di Menschen in den waren Besiz der Freiheit.

Je vollkomner nun di Geseze sind, desto höer ist der Grad der Freiheit, di si uns gewären, desto edler und reizender der Genus derselben. Vollkommen können aber nur solche Geseze seyn, di aus der Quelle warer Weisheit geschöpft, durch Erfarung bewärt und erprobt, nach den Regeln der Klugheit gewält und auf der Wagschale reiner Vernunft

abgewo-

abgewogen sind, di unser Bestes zum Zil haben und unsre ware Glükseligkeit befördern. Es dürfen also weder Geseze des Drako noch des Lykurgs seyn, di so vil vernunftwidriges an sich haben und den Menschen neue Ketten anlegen.

Weil nun di Geseze di Grundlage sind, worauf sich unsre Rue und Sicherheit, unsre gesamte Freiheit und Glükseligkeit stüzt, wird es das wichtigste, nüzlichste, unserm Zweck angemeßenste Geschäft seyn, di Natur und Beschaffenheit ächter Geseze zu untersuchen, um di ware Richtschnur kennen zu lernen, wornach wir unsre Begrife von Freiheit abmeßen. Diser Absicht seien also folgende Anmerkungen gewidmet.

1.

Der erste und vornemste Zwek der Geseze ist di Glükseligkeit der Menschen; Der menschlichen Gesellschaft überhaupt: durch Erhaltung der Ordnung, der Rue, der Sicherheit und des Fridens, so wi durch Beförderung alles deßen, was gut, heilsam und nüzlich ist; — dann eines ieden einzelnen Glids derselben insbesondre: kein Mensch kan von den Rechten der menschlichen Gesellschaft ausgeschloßen werden, wenn er auch von diser oder jener Gesellschaft ausgeschloßen ist, di Geseze müssen einem jeden helfen, ihn schüzen und verteidigen. Einem Menschen dise Rechte der Menschheit rauben, oder versagen, wäre ein treuloser Eingrif in di Rechte der Vernunft, hise: ihn seiner Vernunft berauben.

2.

Di Folge von der Uibertrettung der Geseze, ist di Strafe. Da di Geseze di Beförderung menschlicher Glükseligkeit zum Zil haben:

haben, so ist ire eigentliche Absicht: Uibertrettungen zu verhüten. Di Droung der Strafe sol nur eine Erinrung an di Menschen seyn, sich in den Rechten und Vorzügen irer Vernunft zu erhalten und di Vollziung der Strafe, di auf di Uibertrettung folgt, ein Einhalt derselben und ein warnendes Beispil für andre. Behutsamkeit und Nachsicht richten sich dabei nach dem Bedürfnis menschlicher Wolfart, di di Geseze zum Zil haben. Um irgend einer falschen Absicht willen Gelegenheit und Veranlaßung zu Uibertrettungen geben, ist Beleidigung der Geseze, und in so fern di Geseze dise Unvollkommenheit selbst an sich haben, Beleidigung der menschlichen Vernunft und irer Rechte.

3.

Jedes Gesez, wenn es vollkommen seyn soll, mus nach den Regeln der reinsten Vernunft und Erfarung verabfaßt seyn. Di Begrife deßelben müssen der genauesten Prüfung fäig und in keine Dunkelheit eingehüllt seyn.

seyn. Der Inhalt mus seiner Natur und Beschaffenheit nach so wol, als nach seinem Zwek nicht nur richtig, sondern auch in dem richtigen Gesichtspunkt dargestellt seyn. Di Vernunftmäsigkeit der Forderungen müssen einleuchtend seyn.

4.

Ein Gesez mus nicht nur vollkommen, sondern auch deutlich und verständlich seyn. Es mus also nicht nur in seinen Begrifen rein und verständlich, sondern auch in Worten so vorgetragen seyn, daß es iedem, auch dem Einfältigen faßlich ist.

5.

Bei der Verabfaßung der Gesezе müssen solche Worte und Ausdrüke gewält werden, di keinen doppelten Sin enthalten, damit daraus keine Veranlaßung zur Zweideuttigkeit entsteht, welche Verdrehung und falsche Anwendung derselben geben könte.

6.

Wenn di Vorschrift eines Gesezes mit dem Geschmak, oder mit den Absichten dises oder ienes Individuums nicht übereinstimt, so wird dadurch di Vernunftmäsigkeit nicht aufgehoben; denn dise richtet sich nicht nach der Verschidenheit einzelner Urteile und Absichten, sondern nach dem Bedürfnis der bürgerlichen Gesellschaft, nach dem Zustand des Staats in der Verbindung seiner Glider, nach Zeiten und Umständen in irem Verhältnis mit dem Ganzen, nach Uibereinstimmung mit der höern Vernunft.

7.

Alle Geseze müssen di Möglichkeit der Befolgung zum Grund haben; was wider di Möglichkeit ist, das streitet auch wider di Vernunft und mer fordern, als einer leisten kan, wider di Natur. Alle Forderungen, welche di Kräfte übersteigen, können keine Verbindlichkeit auferlegen und sind der Vernunft entgegen.

8.

8.

Alle Geseze müssen di Billigkeit vor Augen haben; es mus eine Uibereinstimmung stat finden zwischen den Forderungen und dem Verhältnis unsrer Kräfte und Pflichten in Rükficht des Vergleichs mit unsern Umständen; sonst entsteht ein drükender Zwang, der di Vernunft in entrüstende Bewegung bringt, und in der Sele Schmerz und Unwillen erzeugt.

9.

Der buchstäbliche und wörtliche Sin der Geseze ist zu irer Erkentnis und Erfüllung noch nicht zureichend, di reife Beurteilung der Absicht, des Zweks und ires ganzen Umfangs bestimt den Sin der Geseze, Diser Sin ist der eigentliche und vernunftmäsige; also nicht blos nach dem Buchstaben, nicht blos nach den Worten darf geurteilt werden, so lange di Vernunft nicht dadurch befridigt ist, durch di das Gesez seine Gültigkeit erhält, sondern nach dem Sin ires Inhalts.

Wenn

Wenn das Gesez befilt: es solle einer den andern nicht schlagen, nicht töden, nicht bestelen, so bringt es der Sin des Gesezes mit sich, daß man das auch durch keinen andern tun darf. Und wenn das Gesez verlangte: ein Man solle keine 2 Weiber haben, so erstrekt sich der Sin der Worte nicht so weit, daß er auch nach dem Tod der ersten di zweite nicht nemen dürfte; wenn nun aber das Gesez auf eine bestimtere Art verlangte: ein Man solle nicht 2 Weiber zugleich haben, und der in disem Fall Betretne wolte sich eilends di dritte zu gesellen, wäre dadurch di Uibertrettung des Gesezes aufgehoben? Di Zal 2 wäre wol in di Zal 3 umgeändert, aber wäre auch der Sin des Geses wol erfüllt?

10.

Di Uibertrettung hat verschidne Grade, also mus auch di Bestrafung verschidne Grade haben, worin si sich verhältnismäsig nach den Graden der Uibertrettung richtet. Vom

geringsten Grad der Uibertrettung bis zum höchsten Grad derselben, gibt es unzälige Arten von Abstufung; es würde also nicht nur one Nuzen, sondern der gröste Schade und vernunftwidrig seyn, wenn man, one Erwägung des Unterschids, iedem für seine Vergehung ein gleiches Mas Strafe zuerteilen wolte. Wer einen Apfel nimt, oder einen Baum ableert, hat noch lange di Uibertrettung des Gesezes nicht begangen, welche der begeht, so einen nächtlichen Einbruch wagt und grose Reichtümer stilt, oder der einen Straßenraub begeht.

II.

Zwischen der Uibertrettung und Strafe behauptet di Imputation iren Plaz. Di Imputation richtet ir Aug auf di Person: Unwißenheit, Schwachheit, Uibereilung, Gelegenheit, Not und Verfürung, alle dise Ursachen der Uibertrettung bringt die Imputation mit in Rechnung. Nur solche Uibertrettungen werden one Einschränkung und Ver-

minder-

minderung imputirt, di mit gutem Bedacht und Vorwißen unternommen wurden; ia di Imputation wird erhöet durch den Grad der Bosheit, oder durch di Müe, di bei einer vorsezlichen Uibertrettung angewendet wird.

12.

Der Unterschid der Stände erfordert auch einen Unterschid der Strafen, obschon di Vergehungen einerlei sind. Jeder Stand hat seine eigentümlichen Begrife von Ehre. Es gibt Stände, wo gewiße Arten von Bestrafung gewönlich sind und dahero nicht vil Aufsehen machen, es gibt andre, wo diso Art von Bestrafung einem Man den grösten Nachteil, di gröste Verachtung zuzien würde. Es gibt Personen, di sich wenig aus einem Schimpf zu machen haben, es ist solcher bald wider vergeßen, si treiben nachher wider ir Gewerb, wi zuvor, one daß es schädlichen Einflus auf iren Wolstand hat; es gibt hingegen andre Personen, deren ganze Ehre und Wolfart davon abhängt und, was bei jenen

nur

nur eine geringe Andung ist, bei disen di gröste Bestrafung seyn würde, di das Glük ires ganzen Lebens stören könte. Di Straf-en müssen sich also auch nach der Verschiden-heit der Stände richten, sonst kan di gröste Ungerechtigkeit und Disproportion daraus entstehen.

13.

Es gibt scheinbare Uibertrettungen der Geseze, di wirkliche Tugenden sind; und scheinbare Tugenden, di würkliche Uibertret-tungen sind. Es komt bei unsern Handlung-en, auf di Gesinnungen, di zum Grund lig-en, auf di Beweggründe, auf di Absichten und auf den Zwek an, den man dabei hat. Di Beweggründe geben unsern Handlungen erst iren eigentümlichen Wert. Indeß dürf-en wir nicht glauben, daß di Uibertrettung der Geseze in iedem Fall erlaubt sei, wo man gute Absichten znm Grund hat, das gilt nur in gewißen Fällen und unter gewißen Umständ-en. Di Untersuchung bringt also dergleichen

Hand-

Handlungen allemal auf den Probirstein der reinen Vernunft und spricht erst nach der genauesten Prüfung das entscheidende Urteil. Wer wird den Feldherrn verdammen, der di Gelegenheit ergreift, einen herrlichen Sig zu gewinnen, der di grösten Vorteile bringt, one erst den Befel dazu abzuwarten? Wer wird hingegen den nicht verachten und verabscheuen, der dem rechtmäsigen Besizer das Seinige raubt, um andern damit wolzutun.

14.

So wi di Zeiten und Dinge sich verändern, di Lage der Welt und ire Begebenheiten eine andre Gestalt gewinnen, Industrie, Kultur und Wissenschaften, nach der Ab- und Zuname ires Wachstums, den Geschäften und Entwürfen der Menschen einen verschidnen Gang geben; so nimt auch di Denkungsart der Menschen nach und nach eine andre Form an, so bekommen auch von Zeit zu Zeit di Sitten einen andern Ton, und mit inen Religion und Regirungsform. Di Geseze haben also auf

alles das ir vorzügliches Augenmerk zu richten und alle Behutsamkeit nötig, dise Umstände auf den Punkt der Uibereinstimmung hinzuleiten, den di Vernunft bezeichnet und der das durch si hervorleuchtende Zil allgemeiner Wolfart ist.

15.

Der Karakter einer Nation ist das Eigentümliche, wodurch sich solche vor andern auf eine abstechende und auffallende Art auszeichnet. Vermöge dises Karakters hat ein ganzes Volk einen gewißen Ton der Gesinnungen und des Betragens, der ihm allgemein eigen ist und was mit disem seinem Karakter nicht übereinstimt, erwekt seine Abneigung. Geseze nun, di dise Uibereinstimung nicht haben, werden inen zuwider seyn und schwerlich Eingang finden; es wird also eine Regel der Klugheit seyn, den Vorschriften der Geseze den Ton ires Karakters zu geben, um solchen dadurch gleichsam zu gewinnen und si desto geneigter zu machen, den Vorstellungen

der

der reinen Vernunft folgsames Gehör zu geben.

16.

Das Klima hat den stärksten Einflus auf den Körper der Menschen, folglich auch auf Geist und Herz. Es macht weichlich und stark, kleinmütig und tapfer, dum und scharfsinnig, träg und munter. Di Geseze müssen sich also nach der Modifikation diser moralisch-fysischen und fysisch-moralischen Existenz und Beschaffenheit eines Volks richten. In den meisten Reichen der Welt ist di Regirungsverfaßung und ire Geseze in keiner vollkomnen Uibereinstimmung mit dem Klima und keine Regirungsverfaßung paßt für alle Völker; der Chineſe braucht andre Geseze, als der Engländer, der Schweizer andre, als der Ruß, der Italiener andre, als der Schwed, und der Spanier andre, als der Türk. Je angemesner nun di Geseze einem ieden Klima sind, desto gröser ist ire Vollkommenheit, desto übereinstimmender sind si mit den Begrifen reiner Vernuft.

17.

Selbst di Beschaffenheit des Bodens und der Fruchtbarkeit fordert so wol für ganze Länder und Provinzen, als für einzelne Ortschaften, in gewißen Stüken, eigne Geseze, di nach Masgabe der Vernunftmäsigkeit erteilt werden.

18.

So gibt es endlich auch eine besondre Art von Gesezen für di Verschidenheit der Stände in der Welt. Jedes Amt, ieder Beruf erhält durch si di Vorschrift für das Verhalten bei iren Pflichten, und dise verdinen um so mer Genauigkeit, Empfelung und Einschärfung, iemer di allgemeine Wolfart von der Erfüllung derselben abhängt. Es ist aber auch eine heilige Pflicht der Geseze, Männer, di ire Kräfte zum Dinst für den Staat verwenden, hinlänglich dafür zu belonen; es ist heilige Pflicht der Geseze, Männern, di durch besondre grose und erhabne Verdinste sich auszeichnen, auch besondre Belonungen zu erteilen:

erteilen: das erstere ist vernunftmäsig, erhält den Fleis und guten Eifer; das andre ist weis und edel und spornt zur Nacheiferung an, also ist auch beides zur Beförderung der allgemeinen Wolfart nötig.

19.

Es gibt also allgemeine Geseze, deren Gefül dem Menschen im Herzen wont und di schon di Stimme der Natur lert! **Du sollst nicht tödten! Du sollst keinem das Seine nemen! Du sollst keinen beleidigen!** — Dise Grundgeseze der Welt hat di Natur mit flammenden Buchstaben ins Herz des Menschen geschriben, und ire Verbindlichkeit erstrekt sich über alle vernünftige Erdenbewoner. — Dann gibt es aber auch besondre Geseze für abgesonderte Staaten, di nach irem Umfang, nach irer innern und äusern Beschaffenheit und nach dem Zwek irer Bedürfnise eingerichtet sind. Endlich gibt es specielle, di sich auf di Beschaffenheit und das besondre Verhältnis gewißer Provinzen und

Ortschaften einschränken. Di personellen verpflichten nur einzelne Personen; und alle dise Geseze gibt di Politik der reinen Vernunft. Jemer nun iedes diser Geseze Zeit und Umständen, Zwek und Absichten, so wi der Art und dem Umfang seines Gegenstands angemeßen ist, desto einleuchtender wird di Vernunftmäsigkeit und Notwendigkeit der Befolgung, desto beßer und sichrer sind di Früchte, di es hervorbringt.

* * *

Was mangelt nun noch der Glükseligkeit eines Volks, das unter der sorgfältigen Aufsicht weiser Geseze lebt? Geben sie nicht einem ieden unter ihm alle Mittel in di Hand, sein bestes in der Welt zu befördern? Wo kan iemals eine beßere Freiheit zu finden seyn, als im mütterlichen Schos weiser Geseze, di ire Kinder gleichsam an iren Brüsten nären? Verwaren si uns nicht gegen alle Beleidigungen?

en? Schüzen si uns nicht unser Leben und unsre Güter? Wo gilt noch ein willkürlicher Eingrif in unsre Rechte? Wo legt noch di Gewalttätigkeit ire Sklaven an Ketten? Wo seufzt noch der arme Rechtschafne unter dem Joch der Unterdrükung? Wo schmachtet noch der Elende, der Unglükliche unter der boshaften Verfolgung rachgiriger Feinde? Da wo keine Geseze sind, oder wo si nicht geachtet werden. Wo di Geseze ir Ansehen und ire Gültigkeit haben, da finden sich alle dise Ungerechtigkeiten nicht. Si nemen, als Wächter der Menschen, di Unschuld, di Tugend, di Rechtschaffenheit in iren Schuz und sichern si gegen iede Bedrükung.

Kan ie ein Zustand von Freiheit erhabner und edler seyn? Erscheint hir nicht di Freiheit der Menschen in irem vollen Wert in irem schönsten Glanz? Was kan eine solche Freiheit stören und di Rue, den Friden, der damit verbunden ist? Di Strafen, so auf di Uibertrettung gesezt sind? Treffen

denn

denn diſe den Vernünftigen, der iren Vorſchriften folgt? Treffen ſi nicht den Toren, der Vernunft und Geſeze aus den Augen ſezt? Sind ſi nicht eine Warnung für ihn, di ſeine Vernunft aus dem Schlummer der Nachläßigkeit aufwekken und der Verblendung der Leidenſchaften entreißen, di ihn aufmerkſam auf ſeine Schritte machen, di ihn erinnern ſollen, vor der Torheit und den übeln Folgen der Uibertrettung zurük zu beben? Hängt di Wal nicht von ſeinem Willen ab, und handelt er nicht wider ſeine Vernunft und folglich vorſezlich wider ſeine Freiheit, wenn er, ſtat des Guten, das Böſe wält? Sucht nicht eben dadurch di beßere und hellere Vernunft der verdorbnen und ſchwächern zu Hülfe zu kommen und Handlungen zu verhüten, wodurch di Menſchen ſich und andern ſchädlich werden? Wenn das Geſez mir gebeut: ich ſol einen andern nicht töden, ihm das Seine nicht nemen, ſo ſezt es mich eben dadurch ſelbſt in di vollkommenſte Freiheit; denn mein Leben,

mein Eigentum ist alsdenn so gut geschüzt und gesichert, als wi das Leben und das Eigentum andrer. Nicht ein blinder Wille, nicht di Befridigung eines ieden törichten Verlangens, nicht di Leidenschaften und di daraus entspringende Zügellosigkeit machen di Menschen frei; sondern di Vernunft, di richtige Anwendung derselben, di Geseze, welche Vorschriften der reinsten Vernunft sino, di nicht verlangen, was der Billigkeit, der Gerechtigkeit und den Vorrechten der vernünftigen Menschheit zuwider ist, sondern di nur das verlangen, was gerecht und billig ist, was Friden und Eintracht, was Ordnung und Sicherheit erhält und was das Beste des Staats sowol, als di Wolfart seiner Glider befördert und ire gesamte Glükseligkeit in den blüendsten Flor versezt. Vernunft und Gesez sind also das ewige Licht und Recht, das der menschgeborne Erdenbewoner bei seinem Eintrit in di Welt zum glänzenden Anteil bekomt und wodurch er so gleich in den glüklichen Zustand menschlicher Freiheit versezt wird.

Ies Kapitel.

Uiber di Freiheit des Menschen.

Unter allen Geschöpfen, di auf der Erde leben, ist der Mensch das vollkommenste, das edelste, das erhabenste, das gröste: Der Mensch allein ist ein freigeborner Bürger der Erde. Zwar genisen, nach dem gemeinen Sin des Worts, di Tire auch eine Art von Freiheit, aber nur in irer Bewegung. Di Ur bewegt sich nur nach den Tribrädern, di das Gewicht auf eine bestimte Zeit in Bewegung erhält, one willkürliche Abänderung; di Tire hingegen können nach gefallen sich bewegen, wenn und wi si wollen; aber si bewegen sich, genisen und handeln nur nach der Natur ires Instinkts, one klare Uiberlegung, one innerm Bewustseyn. Zwar fleucht das Rehe vor dem Jäger und der Hirsch wird flüchtig vor den Hunden; aber der Vogel,

der

der dort auf ienem Zweig der Lokstim-
me horcht, weis nicht, daß es die Lokpfeife
des Vogelstellers ist, dem er zur Beute wird.
Der Mensch allein kan mit Erkentnis, mit
Uiberlegung ynd Bewusstseyn handeln und di
Dinge von einander unterscheiden, di seine
Sinne berüren. Der Mensch kan seinen
Körper betrachten und mit Gewisheit seiner
Sele sagen, das bin ich; er kan sein Antliz
im Spigel beschaun und mit Zuversicht sagen;
das ist di Darstellung meines Antlizes, das
sind meine Augen, das ist mein Mund, —
er kan alle Reichtümer der Schöpfung an-
schauen und sagen: Dise Güter sind zu meinem
Genus, iene Dinge zu meinem Gebrauch, iene
Gegenstände mir zum Vergnügen da; er kan
di Hand seines Freundes an seinen Busen
drüken und mit Bewustseyn zu sich sagen:
Dise Empfindung, di ich habe, ist das him-
lische Gefül der Freundschaft und der Bruderli-
be; er kan di Pracht des Frülings, den
Glanz der Sternnacht betrachten und ein be-
wußtes Entzüken in seiner Sele darüber em-
pfinden;

pfinden; wenn er disen ganzen weiten Raum der Schöpfung mit allen iren Schäzen betrachtet, und erwägt, daß di Vernunft allein den Menschen würdigt, Gebrauch von all den Gütern zu machen, di dise Erde darbidet, dann kan er sein Haupt gen Himmel emporheben, und sich den seligen Gedanken denken: es mus ein Urheber alles deßen da seyn und diser erste Urheber mus bei meiner Bildung mein Glük zur Absicht gehabt haben, weil er mich vor allen Kreaturen so ausgezeichnet und mich mit einem Geist ausgerüstet hat, der sich Vorstellungen und Gebrauch von allem dem zu machen weis, was vor meinen Augen da ist; diser erhabne Gedanke, dises selige Bewußtseyn macht den Menschen zum Erstling, zum Freigebornen der Schöpfung! Handelt er disem erhabnen Bewustseyn gemäs, so steht er da als ein Würdiger auf dem Posten seines Daseyns und übt di Vorrechte menschlicher Freiheit aus; sezt er dises Bewustseyn auser Augen, so sinkt er aus der erhabnen Würde seiner Bestimmung in di

Sklaverei

Sklaverei der Torheit und der Verblendung herab, verlirt den Weg zu seinem Glük und folglich die Vorrechte der Freiheit.

Es wont also etwas im Menschen, das wir seinen Geist, oder seine Sele nennen, wodurch ihm dise Vorrechte zu Teil werden. In diser Verbindung des Geistes mit dem Körper bestehet das Wesen unsrer Freiheit. One dem Geist kan der Körper nicht frei handeln, denn der Geist ist es, der ihn nach vernünftigen Vorstellungen lenken mus und one dem Körper kan der Geist seine Wirkungen nicht äusern, denn iede Empfängnis und Aeuserung des Geistes mus durch di sinlichen Werkzeuge geschehen. Der Mensch ist also ein aus Geist und Körper bestehendes, im Lande der Sinlichkeit freiwirkendes Wesen.

So wi unsre Sinne von ausen berürt werden, entstehen Eindrüke, di auf den Schwingen des äusern Gefüls und der innern Empfindung bis in di Werkstätte des innern

Bewustseyns eindringen, wo denn unsre Sele Begrife formt und Entschlüse faßt, di si alsdenn auf eben dem Weg und auf eben dise Art wider äusert und mitteilt. Denn alle Begrife haben wir durch di Sinne, was dise ni berürt hat, davon können wir uns keine Vorstellung machen. Wer London ni gesehen hat, kan sich keine ware Vorstellung davon entwerfen, denn di Vorstellung, di sich derienige davon entwirft, der weis, daß es eine grose Stadt ist, beruet auf dem analogischen Begrif andrer Städte, di er schon gesehen hat. Wi wolten wir uns einen Begrif von unsrer eignen Existenz, di uns doch am nächsten ist, machen, wenn di Sinne uns ihn nicht lerten. Selbst den erhabnen Begrif von dem Urheber aller Welten haben wir aus dem Anschaun der Sinlichkeit. Zur Erzeugung aller Ideen, di unsre Sele durch Hülfe der Analogie und Abstraktion erzeugt, haben di Sinne den ersten Stof hergegeben.

So lange unſre Sinne geſund ſind, ſtellen wir uns di Sachen ſo vor, wi ſi an und vor ſich ſind, di blaue Farbe als blau, di rote als rot und di grüne als grün. Wir müſſen uns alsdenn di Sache ſo und können ſi uns nicht anders vorſtellen. Diſe harmoniſche Einrichtung beruet auf den Grundregeln der Natur, welche di höchſte Weisheit des Weltenerſchaffers entworfen hat und iſt durch den Zwang, den ſi unſern Sinnen auferlegt unſrer Freiheit nicht zuwider; denn wenn eine Sache anders erſcheinen kan, als ſi an und vor ſich beſchaffen iſt, entſteht Betrug und Verwirrung; erſcheinen uns aber di Dinge, wi ſi wirklich ſind, kan unſre Vernunft alsdenn in irem Urteil und in irer Wal nicht felen. Wer den Graben für einen Steg anſiet und das Waſſer für veſtes Land, der ſinkt unter.

Es iſt aber nicht genug, daß unſre Sinne geſund ſind, wir können noch immer felen; denn was ſoll bei dem Vorkommen ſo manch-

faltiger

faltiger Gegenstände unsre Wal bestimmen, wenn ein richtiges auf Erfarung und Vernunft gegründetes Urteil nicht di Entscheidung spricht; one dise Beihülfe der Sele ist ia keine Freiheit möglich. Menschen, di irer Bestimmung und ires erhabnen Vorzugs gemäs leben wollen, werden dise Schöpfung nicht blos mit Augen der Sinlichkeit ansehen, sondern mit Augen des Geistes in das Inre der Gegenstände eindringen. Nur der, so mit Forschbegirde iede Sache, iede Warheit untersucht und prüft, nur der, so sich richtige Begrife von den manchfaltigen Erscheinungen im Lande der Sinlichkeit macht, nur der, so den waren Wert der Dinge zu finden und zu schäzen weis, nur der, so das Gute vom Bösen, das Nüzliche vom Schädlichen zu unterscheiden vermag, nur der kan frei und sicher wälen, nur der wird bei der geschehenen Wal sein Glük und seine Zufridenheit finden.

Di sind irrig dran, di ire Freiheit in der Befridigung irer Neigungen und Begirden suchen.

suchen. Wenn wir im dunklen Tal der Sinlichkeit wandeln, blindlings nach allem greifen und uns im Taumel verliren, sind wir Sklaven der Sinlichkeit, wenn wir aber im Licht der Vernunft wandeln, dann wandeln wir als freie Menschen. An der Hand der Vernunft wird di Sinlichkeit eine Lustgegend, ein Garten, ein Paradis, wo unser Geist di reinsten und seligsten Empfindungen genißen, die entzükendsten Betrachtungen anstellen kan, wo er di herlichsten Warheiten lernt. Unser Körper ist einmal für di Sinnenwelt eingerichtet, auch unsre Sinnen und Begierden streben nach Freiheit. So lange unsre Sinne gesund sind und von der Vernunft gelenkt werden, genisen si di vollkommenste Freiheit und nemen von allen Gegenständen di gehörigen Eindrüke an; aber di Begirden sind solcher selten fäig; denn sich selbst überlaßen und irer selbst nicht mächtig, vergeßen si sich im Genus bis zur Berauschung, schweifen si aus bis zum Hinsinken in Onmacht; und werden si ganz zurükgehalten, schmachten si an der rauschenden

Quelle.

Quelle. Die Sinne und Begirden müßen also der Anweisung des Geistes folgen.

Der Körper des Menschen ist also nichts anders, als das Wonhaus seines Geistes: durch di Sinne erhalten di Gegenstände den Eingang in das Jnre und di Organe der Sinne sind gleichsam di Diner des Geistes, di ihm di Eindrüke der Gegenstände zufüren; der Geist betrachtet si, prüft si und unterscheidet si von einander; kent er ire ware Beschaffenheit und iren eigentlichen Wert und wält nach den Grundsäzen der reinen Vernunft, so übt er di ihm zukommenden Rechte menschlicher Freiheit aus.

Einer der erhabensten Vorzüge menschlicher Freiheit ist di Sprache: durch sie werden di vernünftigen Bewoner der Erde geschikt gemacht zum Umgang mit andern Menschen; durch si werden si in den Stand gesezt, ire Gefüle, ire Empfindungen, ire Bedürfniße zu erkennen zu geben; durch si werden si in

den

den Stand gesezt, ire Begrife, ire Erfarungen, ire Erfindungen einander mitzuteilen; durch si werden si fäig gemacht zur gegenseitigen Hülfe und Belerung, lernen nach und nach den eigentlichen Wert und Gebrauch der Güter und steigen so nach und nach aus dem armseligen Zustand der Roheit und Wildheit zu dem glüklichern Stand der Kultur, zur Würde der Menschheit, zu den Vorzügen menschlicher Freiheit empor!

Jemer di Menschen an Kultur und Ausbildung zunemen, desto glänzender wird der Zustand irer Freiheit. Was ist der Zustand der roen und unausgebildeten Menschheit? Ein Stand der Unwißenheit und der Blindheit. Es ist ein aus dem Misbrauch menschlicher Freiheit entstandner schwärmerischer Gedanke einer kranken Vernunft, disen Zustand, als den glüklichsten Stand menschlicher Freiheit zu preisen. Ist der Blinde darum glüklich zu preisen, daß er di Gegenstände nicht kent, di ihn umgeben? Wünscht er nicht selbst, di

Hülle von seinen Augen zu reißen, um zu sehen und zu schauen, was um ihn ist? Wozu hat der Schöpfer dise Erde mit so vilen Gütern, mit so vilen Reichtümern, mit so vilen Kostbarkeiten versehen? Warum hat er di Natur so empfänglich für alle dise Gegenstände gemacht? Wozu hat er dem Körper dise Bedürfnise, den Sinnen dise Gefüle, dem Herzen dise Empfindungen, der Seele dise Beurteilungskraft zugesellt? daß wir glüklich seyn sollen in dem Reich seiner Schöpfung; daß wir Befridigung finden für di Bedürfnise unsrer Natur, Reize imd Anmut für das Gefül unsrer Sinne; Eindrüke von Gegenständen, di di sanften Empfindungen unsers Herzens in Bewegung sezen, Stof zum Nachdenken über di Bestimmung unsers Daseyns, und daß wir auf solche Art, bei dem vernünftigen Gebrauch aller diser Güter und Freuden des Lebens, di Vorrechte menschlicher Freiheit genisen. Wird aber auch wol dem roen Menschen der Genus dises Glüks zu Teil, der gleich einem Blinden in dem großen und schönen

Reich

Reich der Schöpfung wandelt, deßen Sinne nur an das tägliche Bedürfnis gefeßelt sind, deßen Herz noch verschloßen ist vor den edlern Empfindungen, in deßen Sele es noch nicht angefangen hat, zu tagen? Sein Leben ist der Traum eines Betrunknen.

Wenn di Güter der Erde für uns Menschen da sind, können wir wol von denienigen sagen, daß si den freien Gebrauch ires Daseyns wißen, und im freien Genus menschlicher Glükseligkeit sind, di keine waren Freuden des Lebens kennen, di nicht einmal gelernt haben, di geringsten Bequemlichkeiten sich zu verschaffen, di weder anständige Kleidung noch Wonung haben, di nicht einmal wißen, das Feld anzubauen, um sich nur di notdürftigsten Narungsmittel zu verschaffen, di sich einzig und allein von den zufälligen Gaben der Natur nären, welches das Los so viler wilden Völker war und noch ist? Wenn das der glükliche Zustand menschlicher Freiheit und Bestimmung wäre, würde di Natur dise Güter nicht dar-

biden, würde der Mensch nicht mit den Antriben und Anlagen zu irem Gebrauch ausgerüstet seyn; so aber hat der Aermste unter kultivirten Nationen sich noch eines Vorzugs vor dem vornemsten Wilden zu rümen, weil er mer Bequemlichkeit und Sicherheit bei seiner Armut und noch immer beßere Kost genist, beßere Begrife von dem Wert der Dinge und von der Bestimmung des Menschen hat, beßere Warheiten erkennen und beßere Tugenden ausüben kan.

Es wäre eine Schande für di Menschheit, wenn wir unsre Kräfte in Untätigkeit wolten schlummern laßen; es wäre eine Verachtung der Gaben der Natur, wenn wir si ungenuzt in irem woltätigen Schos wolten ligen laßen. Wir würden uns der erhabnen Vorrechte unsrer Freiheit unwürdig machen, wenn wir uns mit den Gegenständen, di uns umgeben, nicht näer bekant machen wolten.

Also nicht der roe Zustand des Menschen, der mit ofnen Augen dasteht und nicht siet,

was

was diſe Erde ihm darbidet, der taub iſt gegen di Stimme der Natur, di ihn zur Verbeßerung ſeines Zuſtands aufruft, der bei dem Gefül ſeiner Bedürfniſe und bei dem reichen Vorrat der Erde ſeine Hände in den Schos legt, ſeine Kräfte in ſich ſchlummern läßt und ſo ſein Leben in träger Untätigkeit verträumt, der keine andre Koſt kent, als etwa Wurzeln und Eicheln, der ſeinen Körper nicht eher in Bewegung ſezt, als bis der Hunger ihn treibt, einen Fiſch zu fangen, oder ein Wild zu iagen, oder der Trib der Fortpflanzung in ihm erwacht; in deſſen Augen di Gegenſtände ſich gleichſam nur ſpigeln, one in das Herz und in di Sele einzudringen, um Gefüle und Gedanken zu erweken. Diſer Zuſtand kan onmöglich der Stand der Freiheit ſeyn, wozu der Menſch beſtimt iſt.

Di Menſchen ſollen ſich mit der Erde bekant machen, di ſi bewonen; ſollen di Schäze aufſuchen, di in iren Schazkammern verborgen ligen, ſollen di Gaben geniſen,

gebrauchen und bearbeiten, di si inen aus freier Hand darbeut; sollen ire Kräfte mit den Kräften der Natur vereinigen, um di Früchte und Blumen hervorzubringen, wozu schon der Stof und der Trib in irem Schos ligt; sollen di Produkte, welche di Erde für si hervorbringt, verschönern und veredeln, um auf solche Art zum vollen Genus zu gelangen.

Diſes Glük menſchlicher Freiheit alſo können wir auf keine andre Art erreichen, als durch Kultur und Ausbildung. Jemer di Menſchen mit den Kräften ires Geiſtes bekant werden, ie einleuchtender inen di Vorteile werden, di einen di Anwendung irer Kräfte bringt, deſto mer wächſt ire Forſchbegirde, deſto mer beſchäftigen ſi ſich mit Unterſuchung der Gegenſtände, di ſi umgeben. Je weiter ſi nun in irer Beobachtung kommen, ie mer Dinge ſi kennen lernen; deſto reicher werden ſi an Erfindungen; ſo wi ſi ire Kentniſe und Erfindungen einander mitteilen,

ent-

entsteht di Aufmunterung, der Kunsteifer erwacht, di Wißenschaften kommen in Flor und di Menschen steigen so von Stufen zu Stufen auf den höchsten Grad der Kultur und Ausbildung hinan. Welche Vorteile entspringen nicht hieraus für iedes Glid der menschlichen Gesellschaft, di zu einem solchen Grad der Ausbildung sich hinaufschwingt! Hir finden nicht nur di Bedürfnise täglicher Notdurft ire Befridigung, sondern auch für Bequemlichkeit und Vergnügen wird gesorgt. Wo Geist und Hände so geschäftig und würksam sind, da bringt di Erde alle ersinliche Narungsmittel und Produkte zum Gebrauch und Genus der Menschen hervor, da fürt inen di Handlung alle Schäze und Güter aus allen Reichen herbei, da sind alle Fabriken und Handwerker im Gang, dem Menschen Narung, Kleidung und Wonung zuzubereiten, da gibt der Orient dem Kranken seine Arzneien und Amerika dem Armen seine Kartoffeln.

Jemer di Menschen Mittel in Händen haben, ire Bedürfnise zu befridigen, desto weiter ist der Umfang irer Freiheit, desto manchfaltiger di Wal, desto vilfältiger, sichrer und bequemer, sind di Wege, um zur Rue und Zufridenheit zu gelangen. Freilich können nicht alle gleich grose Reichtümer besizen, aber doch di Mittel, solche zu erwerben; freilich können nicht alle täglich im Uiberflus leben, aber ein ieder kan doch seine tägliche Narung finden. Es gehört keineswegs mit unter den Begrif menschlicher Freiheit, daß ein ieder alles besizen und genisen müsse, was ihm unter di Augen komt, seine Begirden reizt und seine Wünsche rege macht; das wäre auch nach den verschidnen Umständen und Verhältnisen der Menschen onmöglich und widersinnig; genug daß di Menschen den Gebrauch und di Mittel kennen, wodurch si zum Besiz und Genus diser, oder iener Güter kommen! Wenn si ire Kräfte zwekmäsig anwenden, kan ire Wal unter den tausendfältigen Wegen, di inen offen stehen,

immer

immer den treffen, worauf si auf eine vernunftmäsige Art zu irer Befridigung gelangen. Nicht der ist frei und glüklich, der mer braucht und wünscht, als er haben kan, oder was ihm gut ist, sondern derienige, so gelernt hat, auch beim grösten Uiberflus mit wenigem zufriden zu seyn. Alexander eroberte Länder, aber seine Erobrungssucht war nicht zu sättigen; Lukullus schwelgte bei Malzeiten, di unzälige Summen kosteten und Curius war mit Rüben zufriden, di er selbst auf seinem Heerd kochte, one di Reichtümer zu achten, di ihm angeboten wurden: welcher von disen dreien war warhaft frei und glüklich zu nennen?

Es ist war, wir sind Menschen, di einmal mit den Sinnen an der Erde kleben, durch si haben wir zuerst den unmittelbaren Genus des Lebens, von inen haben wir den ersten Stof all unsrer Empfindungen und Begrife, one si wäre unsre Existenz ein lebendiger Tod. Verlangen, der Mensch sol der Sinlichkeit entsagen, das hise: verlangen, der

Mensch

Mensch sol aufhören Mensch zu seyn. Hätte der Urheber unsers Daseyns keine Menschen aus uns machen wollen, so hätte er andre Geschöpfe aus uns gebildet und uns einen andern Wonplaz in dem grosen Weltenstaat seiner Schöpfung angewisen; aber er hat uns zu Menschen gemacht und auf disem Weltkörper uns auf eine Zeitlang unsern Aufenthalt angewisen; so lange wir nun drauf wonen, bleibt Sinlichkeit di Atmosfäre und der Horizont unsrer Existenz. Di Sinne sind es, di uns hinfüren zum Anschaun, zum Gebrauch, zum Genus der Güter diser Erde; der Gebrauch diser Güter wird auch unsrer Freiheit ni schädlich werden; aber der Misbrauch raubt den Menschen dises erhabne Glük, dise Würde, disen Vorzug des Menschen, und hat Folgen, di seinen Wolstand, seine Ehre, seine Gesundheit, seine Rue, seine Zufridenheit, seine ganze zeitliche Wolfart, ia selbst sein Leben in Gefar sezen. Wer sich von dem Schimmer irdischer Schäze und Reichtümer so blenden läßt, daß er sein ganzes

Herz

Herz dran hängt, si mit geizigen Händen zusammen raft und zum einzigen Zil seiner Bestimmung macht; wer in seinem Genus bis zum Uiberflus, bis zur Schwelgerei unmäsig ist; für wen di Wollüste des Lebens so vil Reize haben, daß si seine Begirden stets bis zur Berauschung hinreissen, der hört auf, ein Mann zu seyn, der ist ein elender Weichling, ein Sklav seiner Sinne und sezt sich allen ienen Gefaren aus. Wir haben einen weit höern Beruf, als di Befridigung unsrer Sinnen und Begirden, der Wächter in unserm Busen, unser Gewißen, erinnert uns stets daran, wer diser Stimme folgt, der folgt der Stimme der Freiheit. Diser Körper ist nur di Wonung, dise Sinne sind nur di Werkzeuge unsers Geistes, dise Welt nur der Spigel, in den wir schauen. Wir haben für unsre sinliche Natur genug getan, wenn wir Speisen und Getränke zur Narung und Stärkung unsers Körpers, Reichtümer zur Beförderung unsers Wolstands und zur Beglükung unsrer Nebenmenschen, erlaubte Freuden dazu gebrauchen, unserm Leben Anmut und

Tätig-

Tätigkeit zu geben. Aller Uiberflus, alle Ausschweifungen erzeugen Reue und Ekel, und befridigen ni den Geist. Wenn wir in dem glüklichsten Genus des sinlichen Lebens sind, bleibt noch ein Raum in uns übrig, der di Ausfüllung einer höern Art von Befridigung verlangt. Unser Geist macht di gerechtesten Forderungen an uns und dann sind wir am glüklichsten, wenn wir ihm Gehör geben in den stillen Stunden, wo er uns zu sich selbst ruft. Er erinnert uns dann an di eigentliche Bestimmung unsres Daseyns, di unsre Vervollkommung zum Zil hat. Di Sinne sollen unserm Geist nur di Bilder der körperlichen Welt vorhalten, damit er aus dem Anschaun derselben Warheiten samle, di ihm Narung und Befridigung gewären, aus deren Betrachtung er den Stof neme, woraus das Herz sanfte Empfindungen, Wonne und Entzüken höerer Art samle, als das sinliche Gefül ist; daß Entschlüse erzeugt werden, di zu edlen und erhabnen Gesinnungen zu guten und grosen Handlungen anfeuern. Di Betrachtung

der

der sinlichen Welt! soll ihn auf die 2 wichtigen Fragen leiten: Wer ist der Urheber von allen disen Werken der Schöpfung? zu welcher Absicht hat er mich in dise Welt gesezt, oder was ist di Bestimmung meines Daseyns? Zwei Fragen — di di wichtigsten und einzigen für den Menschen sind! Wenn er denn das Unzulängliche der Sinlichkeit für di Bedürfnise seines Geistes siet, dann wird er beßere Narung für denselben suchen; wenn er den Sekundenzeiger an der Ur seines Lebens betrachtet und erwägt di Wünsche, di sich über die engen Grenzen dises Lebens hinaus erstreken — di Andung von einem künftigen andern Zustand und alle Gründe, di für di höchste Warscheinlichkeit, für di Gewisheit diser Andung sprechen — dann wird er seinem Geist di Bildung, di Vollkommenheit geben, wi er glaubt, in dem Land der Geister und der Zukunft würdig zu erscheinen; wenn er seine Nebenbrüder, unter einerlei Beruf, auf der Heerstraße des Lebens mit sich fortwandeln siet, wird er in Friden und Eintracht mit inen leben, Wolwollen und Libe

gegen

gegen si beweisen, aus iren Handlungen sich Leren der Weisheit und Tugend samlen und durch di Behutsamkeit, in seinem Betragen inen ein Muster der Nachamung werden.

Di ware Freiheit des Menschen bestehet also in dem vernunftmäsigen Gebrauch der Erdengüter und seiner Kräfte, dann aber auch in dem vernunftmäsigen Umgang mit seinen Nebenmenschen.

So lange Menschen einzeln und zerstreut lebten, oder in Horden umherzogen, haben si freien Gebrauch von allem gemacht, was inen vorkam; aber arm und dürftig war diser Gebrauch; denn si kanten den Nuzen, den Wert, di Kräfte der Dinge nicht, di di Natur den Menschen für ire Bedürfniße zu irer Bequemlichkeit und zu irem Vergnügen darbidet. So wi nun Menschen anfingen, ire Bedürfniße stärker zu fülen, dises Gefül den Geist zum Forschen aufwekte und si mit dem Nuzen und Gebrauch diser Dinge bekant wurden, entstunden Erfindungen, di dann der Urheber der-

selben

selben sich besonders zueignete. Wer an einem Ort das Feld anbauete, eignete sich dises angebauete Feld zu; wer Heldenmut besas und Mittel erfand, durch Hülfe derienigen, di er sich durch di Vorzüge seines Geistes und durch di Vorteile so si unter seiner Anfürung und Aufsicht genosen, dinstbar gemacht hatte, gewiße Gegenden von wilden Tiren zu reinigen, oder andre Menschen von iren Gütern und Wonplätzen zu vertreiben, sae diſe Gegenden, als sein Eigentum und sich als den Oberherrn seiner Untergebenen an. Wer eine Kunst, eine Handirung erfand, trib solche, als sein Eigentum; wer durch seinen Fleis und durch seine Geschiklichkeit sich Sachen von Wert erwarb, betrachtete solche als eigentümliche Reichtümer; wer sich ein Haus baute, erkante solches als seine eigentümliche Wonung und so entstunden alle Besizungen von Ländern, Landgütern, Häusern und Grundstüken mit allen Habseligkeiten und Gerechtsamen. Um nun diſes Eigentum, diſe Besizungen zu sichern und, durch gegenseitige Darbidung hülfreicher

Hände,

Hände, Vorteile von einander zu zien, traten di Menschen in grose gesellschaftliche Verbindungen zusammen. Es gibt also ein Eigentumsrecht, so entweder allen Menschen zukomt, oder worauf gewiße Staaten, gewiße Provinzen, gewiße Familien Ansprüche machen, oder das ein ieder einzelne Mensch für sich, abgesondert, hat. Alle Menschen haben den freien Gebrauch der 4 Elemente gemeinschaftlich; aber nur gewiße Völker haben die freie Schiffart; nur gewiße Staaten und Herschaften haben eigentümliche Ansprüche auf di Schäze, di der Boden ires Landes enthält und so hat ieder Mensch freie und gerechte Ansprüche auf das, was er besizt, auf das, was ihm zugehört, auf das, was er an andern zu fordern hat. Dise Einrichtung ruet auf den ehernen Säulen der Natur und ist der Freiheit der Menschen so wenig nachteilig, daß es solche vilmer auf alle ersinliche Art befördert. Welche Verwirrung würde nicht daraus entstehen, wenn ieder, one alle Rüksicht gerechter Ansprüche, langen dürfte, wor-

nach

nach ihn gelüstet; wenn keiner für sein Eigentum gesichert wäre, wenn ieder den andern in seinen Besizungen stören und das Seinige rauben könte! Welche Zerrüttung müste nicht daraus entstehen! Welcher Verfall der Menschheit einer solchen Gesellschaft! Wäre ein solches Land etwas anders, als eine Mördergrube? wären solche Menschen etwas anders, als eine Bande von Räubern, vor denen der Rechtschafne, der Fridlibende, der Billigdenkende und der Schwächste an Kräften des Körpers, der unglüklichste, armseligste und elendeste wäre? Was für Sitten, was für Wolstand, was für gesellschaftliche Tugenden könten da herrschend seyn, di doch erst dem freien Genus des Lebens seinen Wert und seine Anmut geben? Sind wir nicht tausendmal freier, wenn wir im Besiz deßen bleiben dürfen, was wir erworben haben, oder was uns auf irgend einem Weg zugefallen ist und das wir mit Recht unser Eigentum nennen können? Sind wir nicht tausendmal glüklicher bei disem abgesonderten eigentümlichen Besiz,

wenn es auch noch so wenig ist? Ist es nicht ein Reichtum menschlicher Freiheit, der allen eigen ist, daß si di Mittel in den Händen haben, sich alles das zu verschaffen und zu erwerben, was di Erde inen darbeut, und daß noch überdis unzälige Hände geschäftig sind, ire Wünsche und Bedürfnise zu befridigen? Wer also mit wenigem nicht zufriden ist, wer beßern Genus, mer Bequemlichkeit, reichern Vorrat wünscht, der strenge seine Kräfte an, der suche di Gelegenheit auf, der benuze günstige Zeiten, der befleisige sich der Ordnung, der Sparsamkeit und der Mäsigkeit! das haben alle tun müssen, di durch eigne Kräfte auf eine rechtmäsige Art einen Vorrat erwerben wolten; zu rauben, ist wider di Rechte der Menschheit und der bürgerlichen Geseze, zu betrügen, wider di Erlaubnis des Gewißens und so lang in Trägheit zu hungern und zu schmachten, bis Gold und Wein und Manna vom Himmel regnet, ist Torheit, das Glük wird uns onehin willkommen ſeyn, wenn es uns besucht.

Als freigebornen Menschen steht also allen das grose Reich der Schöpfung offen; aber als Menschen, di mit andern in Gesellschaft leben, di gleiche Rechte mit inen haben, kan ein ieder nur das gebrauchen und genisen, was sein ist, was er zu seinem Eigentum gemacht hat, oder wozu derienige seine Einwilligung und Vergünstigung gibt, deßen Eigentum es ist. Keinem ist es also erlaubt, di Blume, di Frucht in meinem Garten zu pflükken, di ich für mich gezogen habe, das Feld zu ernden, das ich für mich gebaut habe, ein ieder kan nur das gebrauchen und genisen, was sein Fleis erworben hat, oder was auf sonst eine Art zu seinem Eigentum geworden ist, und das ist es eben, was den Menschen in den schönsten Zustand seiner Freiheit versezt; denn so wi es mir nicht erlaubt ist, andern das irige zu nemen, so ist das auch andern nicht erlaubt, so wi es mir nicht erlaubt ist, andre zu vervorteilen und zu betrügen, so ist das auch andern nicht erlaubt, so wi ich das Recht nicht habe, andern ire Gerechtsame zu ent-

reißen, oder si aus iren Besizungen auf eine ungerechte Art zu verdrängen, so haben auch andre das Recht nicht, mir das zu tun. Wi schön und glüklich ist nicht diser Zustand menschlicher Freiheit! Was stört den Menschen im Besiz und Genus seiner Güter? Was hindert ihn, seinen Wolstand zu verbeßern? Was felt ihm zu seiner Bequemlichkeit und zu seinem Vergnügen? Was hält ihn ab, seinen Tagen Anmut und Friden zu verschaffen? Und wi wenig wird dazu erfordert! — Uiberflus erzeugt Unmut und Ekel und der erquikende Schlaf fleugt von dem Pflaumenbet des Weichlings und des Trägen. Mäsige und einfache Speise erquikt den Körper und stärkt di Gesundheit und wi leicht können fleisige Hände dise nicht erwerben! Speise und Trank, Rue, Bequemlichkeit und Schlaf bekommen nicht beßer, als nach der Arbeit. Der geringste und ärmste Mensch lebt also so frei, als wi der gröste und reichste: wenn seine Arbeit vollendet ist, geht er unter sein ruhiges Dach und genist alle Süsigkeiten der Rue im sanften

Schos

Schos seiner häuslichen Freiheit; Räuber dürfen ihm das wenige nicht nemen, das er hat, und di Früchte seines Fleises kan ihm nimand entzien, seinen Lon ihm nimand versagen. Glüklich ist der Man, der mit dem, was sein ist, zufriden lebt und das Seine tut. One Sorgen kan er di Sonne untergehen sehen, und mit Heiterkeit und Friden siet er irem Aufgang entgegen.

Dadurch nun, daß der Mensch nicht nur einen so vollkommen wolausgebildeten Körper hat, sondern daß sein Körper von einer Sele bewont wird, di mit den erhabnen Vorzügen des Verstandes ausgerüstet ist, erhält er den Vorrang vor allen übrigen Geschöpfen, wird zur ersten vornemsten Kreatur der Erde und besize das, was man Würde der Menschheit nent. Dise Würde der Menschheit fordert eine gewiße Achtung, di keinem andern Geschöpf diser Erde, di nur dem Menschen allein gebürt. Da überdis der Mensch mit Leidenschaften ausgerüstet ist und ein Gefül

seiner Menschenwürde in ihm wont; da Sprache und Vernunft ihn in den angenemen Zustand der Geselligkeit versezen und es in disem geselligen Zustand Einflus auf seinen Wolstand und auf seine Wolfart hat, wi er vor den Augen der Welt angesehen wird, so kan es keinem gleichgültig seyn, wi di Welt ihm begegnet, wi si von ihm spricht und urteilt; vilmer ist es di gerechteste Forderung der Würde menschlicher Freiheit, daß keiner dem andern unverdinte Kränkungen erweise, di sein Gemüt in Bewegung sezen und seine Gesundheit untergraben, daß keiner durch falsche Verleumdungen den guten Ruf des andern beflekе und dadurch den Fortgang seiner Narung hindere, seinem Wolstand schade, seine Rue, sein Glük, seine Zufridenheit störe, und ihm dadurch di Ehre und di Vorzüge menschlicher Freiheit raube.

Der Mensch ist sich selbst ein Eigentum: diser Körper ist sein, dise Sele, di in ihm wont, ist seine Sele, dise Kräfte, di er fült,

gehören

gehören ihm zu; er sol damit würken, sol seinen Nuzen damit schaffen, sol seinen Wolstand, sein Glük damit gründen und die Früchte zum Anteil des Eigentums haben, di di Anwendung derselben für ihn hervorbringt. Auch dann bleibt der Mensch sich selbst ein Eigentum, wenn er gegen Erlangung bedungner Vorteile im Dinst eines andern arbeitet. Der andre kan nur di Pflichten des bedungnen Vertrags fordern, nicht aber di Person, so wi derjenige so den Dinst leistet, nicht di Summe des Nuzens fordern kan, di sein Dinst schaft, sondern nur di Vorteile, so rechtmäsigerweise bedungen sind. Es ist also ein Verfaren, das wider alle Rechte der Menschheit, der schröklichste Raub menschlicher Freiheit und der Ehre der ganzen Menschheit zuwider ist, Menschen auf den Markt zu füren und als Sklaven zu verkaufen. Menschen sind ni als Vi zu behandeln; ist ir Zustand Wildheit und Barbarei, so verlangt es di Ehre der Menschheit, si in einen beßern zu versezen, iren Kräften Anwendung, irem Ver-

stand Ausbildung zu geben und si so zu behandeln, daß si, in den Schranken einer bestimmten Ordnung, sich noch des Genuses menschlicher Rechte und Freiheit erfreuen können. Eben so beleidigend für di Ehre und Rechte der Menschheit sind di Nachrichten von den Selenverkäufern; mus es nicht Erstaunen erweken, dergleichen Nachrichten unter gesitteten Menschen zu hören? Verdint ein Selenverkäufer wol noch den Namen eines Menschen?

Wenn di Vorrechte menschlicher Freiheit schon so unverlezbar sind, wi unverlezbar mus nicht das Leben des Menschen selbst seyn, das ihn in den Genus diser Freiheit versezt! Wer hat den Geist des Menschen mit seinem Körper in dise Verbindung gesezt? Wer hat ihm dise Organe zum fülen und denken gegeben? Wer hat ihm dise Erde zu seinem Aufenthalt angewisen? und wer kan ihn aus disem Aufenthalt verdrängen? Der Mensch erlangt sogleich bei seinem Eintrit in di Welt das Bürgerrecht der Erde: welche Vorrechte erlangt er nicht dadurch!

dadurch! Er kan alles gebrauchen, was di Erhaltung seines Lebens befördert, kan alles benuzen, was ihm sein Leben angenem macht und verlängert; sein Leben ist das Mittel, wodurch er zu Erkentnisen auf diser Erde gelangt, di seinen Geist ausbilden, wo er seine Bestimmung kennen lernt, wo er im Glük des Bewustseyns di herrlichsten Warheiten samlet. Wi wichtig ist also nicht das Leben des Menschen! Welcher Mensch solte das Recht haben, einem Menschen das Leben zu nemen, den di Hand des weisesten Schöpfers als das Meisterstük der Schöpfung in iedem hergestellt hat, der so erhabne Vorrechte der Vernunft und eine so wichtige Bestimmung hat? Das Leben des Vies ist der Hand des Mezgers unterworfen, das Leben der wilden Tire dem Jäger; aber das Leben der Menschen nicht, der mit einer vernünftigen Sele begabt ist und mit seinen Erdenbrüdern gleiche Rechte der Menschheit hat. Di Sonne des hellen Mittags müße schnell über di Finsternis aufgehen, wo Menschen heimlich geschlachtet werden und der

Tod müße di Mörder rächen, di si schlachten! Nur der, so Menschen tödet, kan wider getödet werden, wenn es vorsezlich Mord und nicht Not der Gegenwer ist. Alle Uibertrettungen, di das Leben andrer nicht töden, sind, nach dem Recht der Natur, mit dem Leben zu teuer bezalt; denn das Leben ist das köstlichste, das gröste Gut in der Welt, dem kein andres Gut iemals gleich komt.

Als Freigeborner der Schöpfung hat also der Mensch di Freiheit zu leben, sein Leben so lange zu genisen und zu erhalten, bis di Stunde schlägt, wo eine ewige Weisheit ihn wider von seinem Posten abruft.

Alle dise Vorrechte des Menschen sind nichts und gehen alsbald verloren, wenn di geselligen Tugenden felen, dise geben erst der Freiheit des Menschen iren Wert, ire Vestigkeit, iren Glanz und ire Dauer. Eintracht und Fride, Libe und Wolwollen, Freundschaft, Gefälligkeit und ein wolanständiges Betragen: das sind di Tugenden, di das gesellige Leben

fordert,

fordert, das sind di Tugenden, wodurch di Menschen ire Vorrechte erst kennen und gebrauchen lernen; diſe Tugenden bringen di Uibereinstimmung der gesamten Glider einer Gesellschaft zu einem gemeinschaftlichen Zwek hervor und schaffen das harmonische Verständnis einzelner Glider in irem Umgang und in iren Geschäften; durch diſe Tugenden werden di Menschen verträglich in irem Umgang; ire Geschäfte erlangen erwünschten Fortgang, der Wolstand wird erhalten, Rue und Zufridenheit befördert und di Menschen schwingen sich so zum schönsten Genus des Lebens hinan. Aber wi weit entfernen sich nicht vile von diſen Tugenden! Wi vil Neid, wi vil Libloſigkeit herscht nicht unter so vilen! Wi reißt nicht Haß und Neid, wi reißt nicht di Neigung zur Uneinigkeit, zu Zank und Streitigkeiten so vile Gemüter hin! Wi mancher gäb nicht einen Teil seines Vermögens drum, wenn er den andern um seine Habseligkeiten bringen könte! Wi mancher wagt nicht, einen andern um sein Glük zu bringen, ofs

sein

sein eignes Glük! Wi vile haben nicht schon ire Ehre aufs Spil gesezt, um nur einem andern di seinige zu rauben! Selbst das Leben ist dem Menschen nicht zu lib, er sezt es ieder Gefar aus, um nur den Gegenstand seines Haßes zu vertilgen. Aus der trüben Quelle einer so verdorbnen Denkungsart, so wi aus den hinzukommenden Quellen manchfaltiger Leidenschaften und Laster entsteht ein Strom des Verderbens, der durch seine Uiberschwemmung unbeschreibliches Elend über einzelne Menschen, über manche Familien und oft über ganze Städte, ganze Länder, selbst über di ganze menschliche Gesellschaft verbreitet: Es entsteht Zerrüttung und Unordnung; Rue und Sicherheit gehen verloren; Narung, Glük und Wolstand kommen ins Abnemen und di menschliche Gesellschaft würde bei einem solchem Verfall an geselligen Tugenden in gänzlichen Ruin hinsinken, wenn nicht durch weise Anstalten und Geseze dem reissenden Strom ein Dam vorgebaut würde und das geschiet innerhalb den Grenzen der bürgerlichen Welt und irer Verfaßung.

2tes Kapitel.

Uiber di Freiheit des Bürgers, oder des Menschen in seiner Verbindung mit dem Staat.

Das Bild des Bürgers, des Untertans in gesitteten Staaten ist das ehrwürdigste Bild, es ist das Bild der zu irer Bestimmung näer hingereiften Menschheit; es ist nicht mer das Gemälde der kunstlosen Natur in iren ersten Grundzügen, es ist das vollkomnere Gemälde der durch Anwendung der Vernunft zur beßern Ausbildung gebrachten Würde der Menschheit. Hir erscheint der Mensch nicht mer als ein sich selbst Uiberlaßner, oder als einer, der nur für körperliche Bedürfnise besorgt ist, der nur sinlichen Genus kent, und wol gar one Anwendung seiner Kräfte von der freigebigen Hand der Natur lebt, one Sicherheit und

Schuz;

Schuz; Hir erscheint er als Gesellschafter der Welt, als Mensch, der mit andern Menschen in der genauesten Verbindung steht, als Glid einer Gesellschaft, wo unzälige Hände für ihn geschäftig sind, wo vile Männer deswegen iren Geist ausbilden, um ihm Lere, Rath und Hülfe zu erteilen, wo di Weisheit und Klugheit der erhabensten Männer für seine Wolfart sorgt, wo er unter dem Schuz einer Obrigkeit, eines Regenten in Rue und Sicherheit leben kan und wo bewafnete Hände zu tausenden bereit sind, für ihn zu streiten.

Ehrwürdig ist das Bild des im Schos bürgerlicher Geselligkeit erzognen Menschen! Gros und erhaben eine Gesellschaft, di in allen iren Gliedern vom grösten bis zum kleinsten diser erhabnen Vorrechte sich zu erfreuen hat, gros und erhaben das Gemälde der bürgerlichen Welt, wo eine Menge solcher Menschen in gesellschaftlicher Vereinigung leben, über di eine Obrigkeit gesezt ist, oder ein Regent herscht, der si durch weise Geseze regirt, damit Ordnung,

nung, Rue und Sicherheit unter inen erhalten werde, der Sorge trägt und Anstalten macht, daß Narung, Wolstand und Glükseligkeit allgemein befördert werde, wo alle Glider zu einem gemeinschaftlichen Zwek vereinigt sind und an der allgemeinen Glükseligkeit Teil haben.

Wi gelangten di Menschen zu diser Uibereinstimmung, zu diser gesellschaftlichen Zusammentrettung und Vereinigung? Jr natürliches Gefül, das Gefül der Hülflosigkeit im natürlichen Zustand, das Gefül der Notwendigkeit des gegenseitigen Beistandes und hi und da hervorbrechende Lichtstralen der aufwachenden Vernunft fürten si dahin. Es erhub sich immer einer unter den Menschen mit stärkern Gaben des Geistes, mit mer heldenmütiger Manheit ausgerüstet, der seinen Brüdern Vorschriften gab, wornach sich denn di Schwächern richteten. Di Menschen waren nicht genug gesichert für Leben und Güter, di Erfarung und das Bedenken dises mislichen Umstands knüpfte si in das glüklichere Band der Geselligkeit und di

Geseze

Geseze gaben diser Vereinigung Vestigkeit, Dauer und Gedeien. Eine solche Vereinigung unter weisen Gesezen versezt di Menschen erst in den glüklichen Stand warer Freiheit. So lange unter den Grichen und Römern di Geseze im Flor waren, war ir Zustand der blüendste und der Flor dises glüklichen Zustands dauerte nicht länger, als das Ansehen der Geseze. Je höer nun di menschliche Vernunft in irer Ausbildung steigt, iemer das Wachstum, di Erhöung, Verfeinerung und Ausbreitung der Wißenschaften dem menschlichen Geist Gelegenheit und Aufmunterung gibt, einen höern Grad, einen weitumfaßendern Umfang von Kentnisen und Einsichten sich zu erwerben, oder nach und nach zu erlangen und ie mer di Erfarung dem Geist der Beobachtung und Aufmerksamkeit zu Hülfe komt, desto vollkomner, deutlicher und bestimter werden di Geseze, desto mer bekommen si das Gepräge der Weisheit und der Klugheit. Iemer Gewerbe in Gang kommen, iemer di Handlung sich ausbreitet, ie stärker di Betribsamkeit der Geschäfte

wird,

wird, desto mer Erneuerung, Erweiterung und Anwendung erhalten si, desto einleuchtender wird ir Nuzen. Jemer durch di Erzeugung und den Zuflus der Produkte, durch zunemenden Reichtum und Uiberflus, so wi durch das gegenseitige Verker alle Arten von Neigungen, Begirden und Leidenschaften rege gemacht werden, desto notwendiger werden si.

In einer Gesellschaft also, wo di Menschen bei iren Geschäften und in irem Umgang, zur Sicherheit irer Besiztümer, worunter Leben, Güter und guter Ruf gehört, unter einer gewißen Aufsicht zu einem gemeinschaftlichen Zwek vereinigt sind, und di man deswegen die bürgerlichen nent, erscheinen di Menschen unter gewißen Verhältnisen und Obligenheiten; es zeigen sich bei diser Verfaßung Verhältnise der Bürger und Untertanen gegen ire Mitbürger, das Verhältnis der Bürger zu irer Obrigkeit, der Untertanen zu irem Regenten; Pflichten der Bürger und Untertanen und Pflichten der Obrigkeit und des Regenten,

und di Geseze sind di Basis aller diser Verhältnise, so wi di Richtschnur der daraus entspringenden gegenseitigen Pflichten.

Aus der harmonischen Zusammenstimmung, weisen Einrichtung und heilsamen guten Ordnung, so in disen Verhältnisen obwaltet; aus der treuen Befolgung diser Pflichten und den daraus entspringenden Vorteilen, aus der Folgsamkeit und dem aufrichtigen Gehorsam gegen dise Geseze, so wi aus den unzertrenlich damit verbundnen bürgerlichen Tugenden formen und bevestigen sich di ehernen Grundpfeiler, worauf das grose glänzende Gebäude menschlicher und bürgerlicher Freiheit unumstöslich ruet.

In der bürgerlichen Welt, so wi wir das in unserm teutschen Vaterland und in allen europäischen Staaten finden, wird für di Bedürfnise der Menschen, für ire Bestimmung und allerseitige Glükseligkeit in allen Verhältnisen und Umständen auf alle ersinliche Art gesorgt. Schon früzeitig wird für di öffentliche

Er-

Erzieung der Jugend gesorgt, um si zu künftigen rechtschafnen und glüklichen Bürgern, zu guten und glüklichen Müttern, um si alle zu nüzlichen Glidern der bürgerlichen Gesellschaft zu erzien. Uiberall sind Anstalten zur Beförderung und Erreichung diser guten und edlen Absicht getroffen; überall stehen Schulen offen, wo Kinder aller Art vom reichsten bis zum ärmsten freien Unterricht erlangen, wo si in den Grundsäzen der Religion unterrichtet werden, wo sie Leren empfangen, di si zu künftigen tugendhaften Bürgern der Welt machen sollen, wo si Anweisung in den nötigen Kentnisen erhalten, di inen in irem künftigen Stand, in iren Geschäften, in irem Verker mit iren Nebenmenschen so nötig und nüzlich sind. Uiberall stehen Werkstätten offen, wo der iunge Bürger der Welt nach seiner Neigung, nach seinen Umständen, nach dem Mas seiner Kräfte, sich eine Handirung wälen kan, welche er will, welche er für seinen künftigen Unterhalt am dinlichsten hält, selbst dem ärmsten sind si nicht verschloßen. Uiberall bidet den höhern

Fäigkeiten di Kunst ire Hand und fürt si auf di höere Stufe der Ausbildung hinan. Uiberall stehen Gymnasien und Hörsäle offen, wo der menschliche Geist sich mit allen Kentnisen, mit allen Wißenschaften bereichern kan, wo ihm eine Ban eröfnet wird, auf der er bis zur höchsten Stufe der Ausbildung hinan steigen kan. Wi fürtreflich sind nicht dise Anstalten der bürgerlichen Welt! Sind das nicht lauter Anstalten der Freiheit? Ein jeder kan also schon früzeitig den Beruf, das Geschäft wälen, dem er sein künftiges Leben zu widmen gedenkt, und es ist der unverantwortlichste Zwang, der ungerechteste Eingrif in di Rechte menschlicher Freiheit, wenn Eltern oder Vorgesezte ire Kinder und Untergebenen zu einem Beruf zwingen, wozu si keine Neigung fülen. Der Stand also, dem Menschen sich widmen, bleibt ein Stand freier Wal und di Sfäre, worein ihn seine Wal versezt, di eigentümliche Sfäre seiner Freiheit; es steht in seinem Willen, dise Sfäre seines Berufs nach Zeit und Umständen zu erweitern, zu ver-

beßern und zu verändern, so wi es mit seinen Kräften und mit der Verfaßung der bürgerlichen Welt sich verträgt. Jemer nun Menschen der Aufmunterung folgen, di si erhalten, ire künftige Wolfart vor Augen zu haben, desto mer werden si bei diser Vorstellung den Drang freier Menschen fülen, der si zur Anstrengung aller Kräfte des Leibes und der Sele, der si zum Gebrauch aller Mittel und Gelegenheiten auffordert, di sich inen tausendfältig darbiden; sich alle Geschiklichkeiten, alle Vollkommenheiten zu erwerben in dem, was künftig ir Narungszweig, ir Beruf werden soll. Jemer Fleis und Kräfte nun di Menschen zu irer Vervollkomnung anwenden, ie emsiger si in iren Arbeiten, je sorgfältiger si in dem Betrib irer Geschäfte, ie aufmerksamer si auf di Pflichten ires Berufs sind, desto mer machen si Gebrauch von irer Freiheit, desto mer versezen si sich in den Genus derselben, desto sicherer und reicher wird di Ernde an Früchten, di ir Fleis, ire Sorgfalt, ire Aufmerksamkeit inen bringt. Ist auch der eine Boden karg

gegen den Fleis, so ist der andre um so freigebiger, wird auch gleich das Verdinst durch di Stimme des Neids an dem einen Ort verdunkelt und bleibt unbelont, so wird es leicht einen andern finden, wo di Warheit es schäzt und die Gerechtigkeit es belont.

Und was für Vorteile entspringen nicht bei einer solchen Einrichtung aus der Vereinigung der Kräfte des Geistes und des Körpers für iedes Glid in der bürgerlichen Welt! Noch ehe das Kind zur Welt geboren ist, hat seine Windel schon den Weberstul verlaßen, stehet schon di Wige für daßelbe da. Für di geringsten Arbeiten sind immer noch 30 und 40 Hände beschäftigt, denen dertenige, der si tut, seine Narung, seine Kleidung, seine Wonung zu verdanken hat; und wenn es nur Brod wäre, so wäre es doch immer beßer, als Wurzeln und Eicheln, und wenn es nur schlechte Kleidung ist, so ist solche doch immer bequemer, als di Deke einer Tirhaut, oder als der nakte Zustand des Moren. Es ist

hir-

hirbei ganz natürlich und vernünftig, daß derjenige, so durch seinen Fleis, durch seine Geschiklichkeit, durch seine Gelersamkeit, oder durch seinen Besiz an Reichtümern in einem beßern äuserlichen Glüksstand sich befindet, freiere Wal hat, von den unzäligen Produkten der Natur, der Gewerbe, der Künste und des Geistes, das auszusuchen, was er für seinen Genus, für seine Bequemlichkeit, für sein Vergnügen und überhaupt für seine Absichten am schiklichsten hält. Hände zu tausenden sind hir oft für einen einzigen beschäftigt.

Was für Vorteile gewärt dem Menschen nicht erst noch in der Folge di Kunst, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, di si in irer früesten Jugend schon erlernen! Wi wenige denken vileicht daran, den Wert diser Kunst und Geschiklichkeit gehörig zu schäzen, weil es inen etwas gewönliches ist, und si solche auf so leichte Art erlernen! Vileicht erwägt es der am ersten, dem in der Folge di Versäumnis diser gering geschäzten Kentnise erst zu

sein-

seinem grosen Schaden und Nachteil fülbar wird. Wi wichtig sind si nicht dise Kentnise! Wi notwendig zu allen Geschäften des bürgerlichen Lebens! Welch ein bewundernswürdiger uns entzükender Vorzug ist es nicht, daß di iungen Bürger der gesitteten Welt schon in iren früesten Jaren dise Kentnise erwerben können, di selbst Greise ungesitteter Völker, di selbst ire Vorsteher und Oberhäupter nicht einmal besizen! Was für Vorteile verschaffen dann nicht erst Kunst und Wißenschaften! Was für Erfindungen, was für Verbeßerungen kommen durch si nicht zum allgemeinen Besten hervor! Was für Vorteile, was für Erleichterung, was für Betrib, Fortgang und Schwung erhalten durch si nicht alle Gewerbe und Geschäfte! Wi fer wird nicht der Akerbau, di Vizucht und alle Produkte der Natur verbessert, ergibig und zum grösten Nuzen der Menschen anwendbar gemacht! So grose Vorteile flisen unmittelbar und unausbleiblich aus einer guten und ordentlichen Einrichtung der bürgerlichen Welt; in einen so glüklichen Zustand, in einen

so sichern Genus der schönsten Vorrechte bürgerlicher Freiheit werden di Menschen durch dise Ordnung versezt!

Einer der grösten Vorzüge diser Verfaßung ist der Unterricht in der Religion durch öffentliche dazu aufgestellte Lerer, nicht blos in den Schulen für di Jugend, sondern auch in Kirchen für di Erwachsenen, also für di ganze bürgerliche Gesellschaft für ieden Stand und für iedes Alter. Der Verstand der meisten Menschen ist mit Vorurteilen umhüllt, ir Herz beim Anschaun und Gefül sinlicher Gegenstände und irer Reize, im Umgang mit der Welt, durch zu heftige Begirden verdorben, er kan zu seinem gröstten Verderben leicht ein Sklav der Sinlichkeit werden; — allen disen Mängeln abzuhelfen, das ist das eigentümliche Geschäft der Religion. Si hellt den Verstand auf, bessert das Herz und dämpft di Aufwallung tobender und ins Verderben stürzender Leidenschaften und Begirden; denn di Religion ist, nach iren wesentlichen Vollkommenheiten, das Licht

des

des allerreinsten Verstandes an dem Sonnenlicht einer ewigen Vernunft angezündet. Si lert uns den eigentlichen Wert, den eigentlichen Gebrauch der Güter diser Erde; si lert den Menschen stille Genügsamkeit, bei dem, was er besizt, Enthaltsamkeit bei seinem Uiberflus, ruiges Verzichttun auf das, was seinen Wünschen felt; fürt ihn in den sanften Schos der Zufridenheit, di der gröste Reichtum auf Erden ist und versezt di Menschen auf solche Art in den glänzendsten Zustand, in den seligsten Genus irer Freiheit. Si macht das Herz bigsam und empfänglich für iene sanftern Gefüle und Empfindungen, woraus di geselligen Tugenden entspringen, welches di eigentlichen Kenzeichen warhaft freier Menschen sind. Wenn alle Glider eines Staats, den sanften Vorschriften der Religion zufolge, warme Menschenlibe gegen einander übten, einander mit irem Rath, mit irer Hülfe überall bereitwillig zueilten, wenn si durchgehends mit ungeheucheltem Wolwollen einander begegneten, ieder dem andern gutes wünschte und ieder sich über das Glük des

andern nicht nur freute, sondern, wo es in seinem Vermögen stünd, solches auch gerne zu befördern suchte; wenn in irem Umgang ungeschminkte Aufrichtigkeit, Treue und Redlichkeit herschte, wenn Sanftmut und Bescheidenheit aus irem iedesmaligen Betragen hervorleuchtete, wenn ire Worte stets das Gepräge der Warheit hätten; wenn di Quelle, so wi das Zil irer Handlungen Tugend und Rechtschaffenheit wäre, wenn Verträglichkeit, Eintracht und Friden di unzertrenlichen Bande irer Vereinigung wären! — O dann könten di Menschen mit verbrüdertem Herzen auf sanften Rosenwegen alle Krümmungen des Lebens durchwandern und der Zustand irer Freiheit wäre der glänzendste!

Aber wi weit entfernt sich nicht di Torheit der Menschen, bei der Verblendung irer Leidenschaften, von disem glüklichen Zustand! Wi herscht nicht di Liblosigkeit unter so vilen Menschen, di doch durch di Bande der Natur, der Vernunft und Religion so genau mit ein-

ander verbunden sind! Wi ser sind nicht di Wünsche so viler aufs Verderben irer Nebenmenschen gerichtet! Wi vile freuen sich nicht mit schadenfroer Sele über das Ungemach irer Nebenbrüder! Wi vile geben sich nicht alle Müe, andre ins Verderben zu bringen, anstat si davon zu erretten! Wi vile wenden nicht all ir Ansehen, alle ire Verbindungen, alle ire Kräfte an, den, der sich einmal im Unglük befindet, noch tifer ins Elend zu stürzen! Wer di Welt in dem Umgang mit ir selbst studirt hat und in seinen Beobachtungen aufmerksam auf di Denkungsart, auf di Gesinnungen und Handlungen der Menschen war, dem kan di Bemerkung nicht entgangen seyn, der mus, zu seinem erzürnten Erstaunen, di traurige Erfarung gemacht haben, daß es vile gibt, di sich ein besonders Geschäft draus machen, dem Wolstand andrer entgegen zu arbeiten, di Gelegenheiten zu irem Glük zu unterdrüken, di Mittel zu irer Wolfart inen aus den Händen zu spilen, alle gute Absichten, alle gute Unternemungen andrer zu hindern, di Wege zu

untergraben, di si zu irem Besten einschlagen; di sogar alle Argliſt ires verdorbnen und liebloſ-en Herzens anwenden, andre in das Nez irer Bosheit und Schalkheit zu loken, um ir ge-hoftes bischen Glük in der Welt mit Füsen zu tretten; gleichsam, als ob diſe Erde eine Hölle wäre, wohin di Menschen in der Ab-ſicht verſezt seien, um einander unglüklich zu machen! — Gleichsam, als ob di überwigende Summe des Elends di Quelle sei, woraus andre ire Glükſeligkeit zu schöpfen hätten! — Gleichsam, als ob der Arme dem Zil seiner Wünsche näer rüke, wenn di Anzal seiner armen Mitbrüder vermert wird! — Als ob der Reiche in dem Ruin seiner Nebenmenschen ein-en höern Grad seines Glüks zu suchen hätte! — Da doch die überwigende Summe des Glüks und des Wolstands das schöne und groſe Tema ist, das Menschen zur harmoniſchen Uibereinſtimmung gegenseitiger Libe vereinigen mus, um auf ofner Ban dem Zil allgemeiner Glük-seligkeit ungestört entgegen zu gehen. Je über-wigender di Summe des Glüks und des Wol-

stands

stands ist, desto geringer wird di Summe des Elends und der Armut, desto ungestörter sind andre in dem Besiz und Genus irer Glükseligkeit, desto mer Hülfe und Erleichterung kan der dürftigere Stand finden; denn iemer Glük und Wolstand in der Welt ist, desto weniger Mitwerber hat der Dürftige, desto mer Gelegenheiten, seinen Zustand zu verbeßern. Wenn wir weiter in unsrer Beobachtung gehen: Wi wenig kan man sich auf di Treue und Redlichkeit so viler Menschen verlaßen! Wi ser misbrauchen si nicht das Zutrauen andrer zu irem grösten Nachteil! Wi wenig ist nicht auf ire Zusagen zu bauen! Wi ungewis und schwankend sind nicht ire Zusicherungen! Wi selten ist nicht di Erfüllung irer besten Versprechungen! Wi leicht — oft um des geringsten Vorteils willen — brechen si nicht di heiligsten Gelübde und Zusagen! Wozu sonst schon ein bloßer Handschlag zureichend war, dazu ist heutiges Tags bei manchem Menschen kaum ein Eid zulänglich. Wi allgemein ist nicht List und Betrug! Wi erfindrisch sind

nicht

nicht vile Menschen, ire bösen und habsüchtigen Absichten zum Schaden andrer auf di schändlichste und gewissenloseste Weise zu erreichen! Wi wenige machen sich ein Gewißen daraus, sich di Aufrichtigkeit, di Unbefangenheit, das gute Zutrauen, oder di Leichtgläubigkeit andrer auf eine niderträchtige Art zu nuze zu machen, um si durch listige Hintergehungen zu täuschen und verbotne Vorteile von inen zu zien! Wi ungerne gehen di Menschen an der ehrenvollen Seite der Warheit, diser ungeschminkten und reinen Tochter des Himmels! Wi selten erkent man das Gepräge derselben in iren Reden! Wi gerne überlaßen si sich nicht falschen Aussagen, wenn nur der geringste Nuzen für si daraus entspringt! Wi gerne übeln Nachreden, wenn si auch keinen Nuzen dabei finden! Wi leicht läßt sich mancher nicht zur Lüge erkaufen, wodurch er andre ins Verderben bringt! Wi wenig macht sich mancher ein Bedenken daraus, durch ein falsches Zeugnis einen andern ins gröste Ungl'ük zu stürzen, wenn er nur Gunst oder Gold dafür einerndet!

Wi wenig sind di meisten Menschen zum Friden und zur Eintracht geneigt! Wi ser entfernt si nicht Neid und Mißgunst voneinander! Wi leicht entstehen nicht unter inen, um der geringsten Vorteile willen, di grösten Streitigkeiten! Wi ser sind si nicht geneigt, aus Kleinigkeiten eine Feindschaft anzuspinnen, di unversönlichen Haß gebirt! und wi heftig sind si dann nicht in irer Verfolgung! Wi glüklich könten di Menschen nicht im Schos bürgerlicher Geselligkeit leben, wenn si sich nicht so weit von irer Würde, wenn si sich nicht so weit von den bürgerlichen Tugenden entfernten! Und das ist es eben, was si aus dem schönsten Besiz irer Freiheit entsezt.

Di Sittenlere unsrer Religion, di sich dem Herzen der Menschen durch di einleuchtendsten und dringendsten Beweggründe empfilt und si zu allen geselligen Tugenden anweist, wäre einzig und allein das schönste und kräftigste Mittel, di Menschen in den woltätigsten und schönsten Genus warer Freiheit und Glükselig-

keit

keit zu versezen, wenn si di fürtreflichen Vorschriften derselben mit tätiger Bereitwilligkeit und redlichem Eifer befolgten, und es gereicht dem menschlichen Herzen so wol, als dem menschlichen Verstand zur Unere, daß dise herrlichen Leren nicht mer Wirkung haben, nicht mer Früchte hervorbringen. Warum sind di Menschen so taub gegen dise herrlichen Leren, di doch ire Beglükung zur Absicht haben? Warum so nachläßig in irer Befolgung? Di meisten Menschen zien bei den Reizen der Sinlichkeit ire Vernunft nicht genug zu Rath, daher komt es, daß di sinlichen Eindrüke mer auf ir Herz würken, als di sanften Beweggründe der Religion: di Belonungen, di si versprecht, di Strafen, di si droet, di übeln Folgen, auf di si aufmerksam macht, ligen inen zu weit aus den Augen; si hängen meistens mit irem Verstand und mit irem Herzen an der Gegenwart, di Macht der Leidenschaften und Begirden gewint, durch ire augenbliklichen Vergnügungen, di Oberhand über ire Denkungsart und über ire Handlungen. Daraus

entsteht nicht nur di üble Folge, daß so vile sich von den bürgerlichen Tugenden entfernen, di für di allgemeine Glükseligkeit sowol, als für di Wolfart eines ieden einzelnen Glids der bürgerlichen Gesellschaft so beförderlich sind, sondern es entspringen auch Laster daraus, di di gröste Zerrüttung anrichten und di schädlichsten Folgen haben. Um disem Verderben hinlänglich entgegen zu arbeiten und ihm Einhalt zu tun, dazu sind di weltlichen Geseze notwendig: si sind di Schuzwer bürgerlicher Freiheit, denn si sind dazu vorhanden, daß durch ir Ansehen und durch ire vollziende Kraft Ordnung, Rue und Sicherheit im Land erhalten werde.

Di weltlichen Geseze sind also dazu vorhanden, den Lastern Einhalt zu tun, di Tugend zu schüzen, gute Handlungen zu befördern, Verbrechen zu bestrafen und ieden zur Erfüllung seiner Pflichten anzuweisen; also zu befördern, was dem Staat und seinen Gliedern nüzlich ist, und alles abzuwenden, was ihm und ienen

schäd-

schädlich werden kan. Di moralischen Vorschriften der Religion verliren dabei nichts an irem Wert, an irem Ansehen und an irer Kraft, si bleiben immer di einzigen Verhaltungsregeln für den edlern Teil von Menschen, si bleiben für dise immer noch di mächtigsten Antribe zu allem Guten. Diser edlere und vernünftigere Teil von Menschen, der sich schon durch di sanfte, belerende und ermanende Stimme der Religion und Vernunft leiten läßt, bedarf der weltlichen Geseze nur zu seiner Sicherheit, nicht aber erst zu seiner Richtschnur, er wandelt an und vor sich schon auf den Wegen der Ordnung, der Tugend und des Fridens, läßt sich auch ni, durch keine Vorteile und Reize der Welt, davon abbringen. Er besizt vil zu vil Gewißenhaftigkeit, als daß er andern einen Schaden zufügen, si betrügen, oder um das Irige bringen solte; er besizt vil zu vil Achtung für di Würde des Menschen, als daß er einen ins Unglük stürzen, ihn an seiner Ehre antasten solte, ist vil zu aufmerksam auf alle seine Pflichten, als

daß er eine derselben auser Augen sezen solte. Di weltlichen Geseze sind also nur für den roern, unbändigern und leichtsinnigern Teil der Mensch-en, di sich ieder Torheit, ieder Ausschweif-ung, iedem Laster bis zum Verbrechen unsinn-ig, wild, leichtsinnig und unbändig überlas-sen; di nachläßig genug sind, ire Pflichten zu vergeßen, fäig und bereit genug zu Handlung-en, di di Rue, di Ordnung, di Sicherheit stören. Was also Vernunft und Moral nicht bewirken können, das müsen di Droungen der weltlichen Geseze tun. Wenn dise nicht wär-en, würde der beßere Teil der Menschen der unglüklichste im Staat seyn, denn der schlim-mere Teil derselben würde sich kein Bedenken, kein Gewißen daraus machen, di beßern Menschen zu unterdrüken, zu berauben und zu verderben. Di weltlichen Geseze sind also das gröste Glük für di bürgerliche Welt, si sind es, di di Freiheit der Menschen noch in der Wagschale erhalten, si sind dem Weisen, dem Edlen, dem Tugendhaften zum Trost, zur Hülfe, zum Schuz da; dem Toren aber, dem

La-

Lasterhaften, dem Verbrecher zum Schreken, zur Warnung; und Glük genug dann für dise, wenn der Donner irer Droungen ire Herzen noch erschüttert.

Aber wi komt es, daß di Droungen der weltlichen Geseze mer Wirkung auf so vile Menschen haben, als di reizendsten Erwekungen und Aufmunterungen der Moral? Aus der schon angegebenen Ursache, daß di Menschen meistenteils nur für ire Sinne und für di Gegenwart leben. Di gedroeten Strafen müsen also Eindruk machen, weil si sogleich auf di Uibertrettung folgen und der Einbildungskraft zu nae ligen. Di Erinrung an das Schmerzliche körperlicher Strafen, di Furcht vor Schande und andre üble Folgen der Laster und Verbrechen, sind immer noch Vorstellungen, di wirksame Eindrüke auf denienigen machen, der noch nicht alles Nachdenken und Gefül verloren hat, weil dise Vorstellungen zunächst di Sinne angehen. Das erhält noch manche in der Ordnung, das macht, daß ir

Fus

Fus oft noch zurükbebt vor dem Vollbringungsschrit der Uibertrettung, macht, daß derienige, so von disen Vorstellungen und Eindrüken sich lenken läßt, doch noch von der Strafe befreit bleibt, di auf di Uibertrettung folgt.

Di Strafen, so di Geseze mit sich füren, sind nichts anders, als eine Aeuserung ires beleidigten Ansehens, eine Wirkung irer vollziehenden Kraft, eine Folge, di in der Natur der Uibertrettung nach dem einmal bestimten Masstab der Geseze ligt. Di Strafen, di si droen, sind nur Weker für di schlummernde Vernunft, wenn Begirden und Leidenschaften den Menschen wi einen Nachtwandrer mit sich fortfüren; aber keine Zwangsmittel, sonst müsten si im Stand seyn, di Uibertrettung ganz und gar zu verhüten; und wo noch freie Wal ist, da ist kein Zwang; denn ieder kan freiwillig wälen zwischen dem, was gefordert wird, und zwischen dem, worauf Strafe gesezt ist; es komt hir einzig und allein auf di moralische Kraft unsers Verstandes und auf di

Macht

Macht der Leidenschaften und Begirden an: das Uibergewicht spricht di Entscheidung. Der Verstand, wenn er anders richtig und di Forderung des Gesezes gerecht ist, fürt den Menschen allemal hin zur Befolgung seiner Pflicht und befreit ihn von der Strafe; di Leidenschaften und Begirden hingegen füren ihn zur Uibertrettung hin und unterwerfen ihn, als iren Sklaven, der Strafe, welche di natürliche vorher verkündigte und bekante Folge der Uibertrettung ist. Di Geseze unterwerfen also di Menschen keinem Zwang, sondern füren si in den Schos der Freiheit, der Vernunft und guten Ordnung; selbst di Strafen, di si droen, sind keine Zwangsmittel: Der Mensch, der ins Wasser springt, siet di Flut vor sich; aber das Wasser legt ihm keinen Zwang auf; das Gewicht irgend einer Vorstellung, irgend einer Leidenschaft hat di Harfeder in der Sele schon gespant, di beim geringsten Zuken zur Tat springt; so di Strafe; wenn si di Vernunft nicht noch bei rechter Zeit wekt, wird si den nicht zurükhalten, den di

Begirde nach etwas schon ganz betäubt hat, bei dem si schon zum blinden Entschluß gereift ist. Di Droung der Strafen ist also kein Zwangsmittel, sondern nur eine lebhafte Darstellung der üblen Folge, welche di Uiberfrettung diſes oder ienes Geſezes onmittelbar mit sich fürt, um dadurch den Menschen von einem schädlichen Abweg zurük zu füren.

Di Geſeze sind also eine äuſerſt notwendige und heilsame Anstalt, weil si di Menschen ernstlich und nachdrüklich erinnern, gut, gerecht und billig zu handeln und noch da, durch Vorhaltung der Strafen, von Vergehungen zurükschreken, wo Vernunft und Gewiſſen schlummern. Durch diſe Anstalt wird nicht nur der Unordnung und dem daraus entſpringenden Verderben gesteuert, sondern auch der freie Genus allgemeiner Glükseligkeit gesichert. Wenn der Moralischgesinte an und vor sich gut handelt, wenn di natürlich gute Denkungsart in vilen Stüken schon an und vor sich das gerne tut, was recht ist, wenn

das

das Temperament schon von sich selbst zu manchen Tugenden geneigt ist, wenn der Gesittete schon von sich selbst grobe Ausschweifungen meidet, so befördern di Geseze doch auch da das Gute, wo es one si versäumt würde. Da di Geseze sich nur um das bekümmern, was di Menschen im Verhältnis mit dem Staat betrift, so bezien sich auch ire Vorschriften nur auf diienigen Handlungen, di Einflus auf den Staat und seine Glider haben, nach dem Mas des Schädlichen dises Einfluses meßen si di Strafwürdigkeit ab. Wer di Fenster an seinem eignen Haus einwirft, der verfällt nicht in ire Andung, genug, daß er den Schaden seiner Torheit zu tragen hat; wer sich einen Finger abschneidet, dem laßen si nicht zur Strafe noch einen abschneiden, wer aber einem andern einen Schaden zufügt, wer einen andern an seinem Körper verlezt, den zien si zur gerechten Strafe. Das Verhältnis der bürgerlichen Gesellschaft bestimt di Geseze. Lebte ein ieder von dem andern abgesondert, und lebte für sich allein, dann

hörte

hörten di gegenseitigen Verbindlichkeiten auf, ein ieder wäre sich dann selbst ein Gesez und könte tun, was ihn gut dünkte. Di bürgerlichen Geseze wollen und können nur sovil verlangen, daß in der Verbindung der Menschen untereinander keiner des andern Wolfart störe und di allgemeine Glükseligkeit nicht gehindert werde, das übrige bleibt der Moral und eines ieden eignem Gewißen überlaßen. Di Geseze sorgen dafür, daß di Straßen von Räubern und Mördern frei seien, damit der Wandrer sicher drauf wandeln könne; daß Haus und Güter von Diben befreit bleiben, damit keiner schändlich um das Seinige komme; daß keiner des andern Namen brandmarke, damit ein ehrlicher Man sich seines guten Rufs erfreuen könne; mit einem Wort: Di Geseze wollen Friden, Rue, Ordnung und Sicherheit, damit ein ieder sich eines freien, ruigen, ungestörten Wolstands in seinem bürgerlichen Leben möge zu erfreuen haben.

Wi di Geseze beschaffen seyn müsen, wenn si nach den Vorschriften der Vernunft eingerichtet seyn sollen, wi si angewendet werden müsen, wenn si di Glükseligkeit der Menschen befördern sollen, davon will ich hir weiter nichts erwänen, weil in der Abhandlung des Hauptsazes: — Was ist Freiheit? — dise Fragen schon hinlänglich auseinander gesezt sind. Nur so vil will ich hir hinzu tun: daß, wo es keine gewönliche, klare und einfache Fälle sind, zu deren Untersuchung und Entscheidung das gesunde Urteil des alltäglichen Menschenverstands, one nötige tife Nachforschung, hinlänglich ist, Männer, denen di Verwaltung der Geseze anvertraut ist, mit mer als alltäglichen Einsichten und Kentnisen müsen versehen seyn. Es ist nicht genug, daß solche Männer mit den Rechtswarheiten bekant sind; Menschenkentnis, Studium des eigentlichen Sins der Geseze und Studium der Moral, Erfarung, Klugheit und unparteiische Denkungsart sind di gesamten erforderlichen Eigenschaften zur zwekmäsigen Anwendung der-

sel-

selben. Wo di Handlungen einmal nach dem Gewicht der Geseze abgewogen werden sollen, müsen auch Umstände, Zeit, Verhältnise, Gelegenheit und Veranlaßung mit auf di Wagschale kommen: auf solche Art und mit solchen Eigenschaften ausgerüstet mus di Gerechtigkeit das Wort der Entscheidung sprechen, wenn Menschen nicht unglükliche Opfer der Leidenschaft, der Unwißenheit, der Parteilichkeit, oder der Uibereilung werden sollen; der Schein mus von der Wirklichkeit, di Verleumdung von der Warheit unterschiden werden, wenn der wirklich Tugendhafte, wenn der rechtschaffendste und gewißenhafteste Man nicht zu einem Verbrecher gemacht werden sol. Und nun komt es noch auf di Frage an: Wem stehet di oberste Aufsicht, di ausübende und vollziende Gewalt der Geseze zu? — One solche haben di Geseze keine Wirkung. — Alles, was sich über dise Frage denken und sagen läßt und wovon ich in einem der folgenden Kapitel besonders zu reden habe, gehet da hinaus, daß, wem si auch anvertraut ist, allemal ein gebid-

end-

endes Ansehen damit verbunden seyn mus, und daß si in solchen Händen am besten aufgehoben ist, di mit Weisheit und Güte das Ruder füren: es mag dann Kaiser oder König, Fürst, oder Graf, Staaten, Kanton, oder Obrigkeit heisen.

Keiner kan Richter in seiner eignen Sache seyn; der Obrigkeit selbst stehet dises Recht nicht zu. Auch kan der Beleidigte sich nicht aus eigner Fug und Macht Recht verschaffen, er könte leicht in der Leidenschaft seiner Rache zu weit gehen und durch Ungerechtigkeit das Gesez schänden, das nur vollstrekt werden darf. Selbst di Aussprüche groser Rechtsgelerten haben keine vollziende Kraft; was solten si also nüzen, wer würde sich darnach richten, sich inen unterwerfen, wo di Gewalt felte? Wo nun aber dise ist, da sind auch di Namen Bürger, Untertan, Obrigkeit, Regent anzutreffen und wären es auch di Namen nicht, wäre es doch di Sache; wolte man aber beides aufheben: Namen und Sache, dann müste

di gröste Zerrüttung entstehen. Eine oberherrliche Gewalt mus seyn, wenn di Geseze Kraft und Ansehen behalten sollen, das bringt di Einrichtung einer Staatsverfaßung, oder di Natur der Sache von selbst mit sich. Vorausgesezt also, daß eine Obrigkeit aus weisen, guten und edlen Männern besteht, di sich weder von der Parteilichkeit regiren laßen, noch Privatangelegenheiten und Leidenschaften den Mantel umhängen, und di das obrigkeitliche Ansehen nicht zu falschen Absichten misbrauchen; vorausgesezt, daß ein Regent Weisheit, Klugheit und Güte miteinander vereinigt, um das Beste seiner Untertanen vom grösten bis zum kleinsten zu besorgen und zu bewirken, — bleibt eine solche Verfaßung immer diienige, welche di Glider einer solchen Gesellschaft in den waren Zustand bürgerlicher Freiheit versezt; denn ein ieder findet dann Hülfe, Schuz und Sicherheit und wer das in einem Staat nicht zu finden glaubt, oder wirklich nicht findet, dem stehen andre Staaten offen, in di er auswandern kan.

Da es das eigentliche Geschäft der Obrigkeiten und Regenten ist, Sorge für das Beste der Inwoner im Land zu tragen und solches auf aüe mögliche Art zu befördern, so ist es dagegen auch diser ire Pflicht, daß si Unterwürfigkeit, Ehrfurcht, Treue und Gehorsam gegen dise ire Vorgesezten und Oberherrn beweisen, und sich mit Bereitwilligkeit in di Anstalten und Vorschriften fügen, di zu irer allerseitigen Wolfart getroffen werden, sonst kan di allgemeine Freiheit der bürgerlichen Welt nicht bestehen. Dise Obligenheiten flisen aus der Einrichtung des Staats selbst; denn vermöge diser Einrichtung sondern sich gewiße Glider des Staats von den übrigen Gliedern desselben ab und überlaßen disen di Bearbeitung und Verhandlung der Produkte, um desto ungestörter denienigen Kentnisen ire Zeit zu widmen, di für di Wolfart des Staats das notwendigste und unentberlichste Stük sind; denn dise Kentnise sind es, di für den Akerbau, für Gewerbe, Manufakturen und Handlung di grösten Vorteile hervorbringen. Von disen Männern

nun

nun werden welche aufgestellt, di den Unterricht besorgen, di Gerechtigkeit handhaben und an der Seite des Regenten für den Flor allgemeiner Wolfart di gemeßensten Masregeln treffen. Welche Vorteile entspringen nicht daraus für diienigen Glider des Staats, so im Gewerbstand leben! Der Akerbau, di Gewerbe, di Handlung haben auf solche Art nicht nur um so vil Mitwerber weniger und um so vil Produkte mer in iren Händen, als dise hätten benuzen können, sondern si haben auch noch denienigen Vorteil, daß si bei iren Arbeiten und bei iren Geschäften auf di leichteste und bequemste Art in allen nötigen Kentnisen unterrichtet werden, daß si in vorkommenden Fällen der Beleidigung und des Eingrifs in ire Rechte und Besiztümer Hülfe bei der Gerechtigkeit und gegen obwaltende Gefaren Schuz bei dem Regenten finden. Dise Vorteile erstreken sich noch weiter: durch das gute Vernemen und di Verbindung ires Regenten mit andern Staaten, wird nicht nur das Verker der Gewerbe und Handlung mit andern Ländern in

ungestörtem Gang erhalten, sondern es wird auch durch ire stehende Krigsmacht für di Sicherheit des ganzen Landes gesorgt. Ein ieder kan also unter einer solchen Aufsicht seine Geschäfte ruig abwarten und in stolzer Sicherheit di Früchte seines Fleises genisen. Welcher wird so undankbar, so unvernünftig seyn, zu verlangen, daß dise Männer umsonst so vil Müe, Fleis und Sorge verwenden und nicht Früchte von den Produkten, di si inen auf solche Art zur Arbeit überlaßen, und von den für si daraus entspringenden Vorteilen einernden solten? Wem gehören denn di Produkte diser Erde? Allen Menschen; und wem gehören di Produkte eines Teils der Erde, den eine Gesellschaft von Menschen innen hat? Dem Staat. Alle Glider des Staats sind gemeinschaftliche Teilhaber und Arbeiter deßelben und genisen di Vorteile ires Fleises; ie wichtiger di Dinste sind, desto wichtiger müssen auch di Vorteile seyn. Wenn nun alle dise Vorteile nur unter dem Schuz und der Aufsicht einer weisen und guten Obrigkeit,

eines weisen und guten Regenten zu finden sind, so ist es auch Pflicht eines ieden Mitglids des Staats, dafür, daß sein Leben, sein Fleis, sein Gewerb, seine Handlung, sein Reichtum gesichert ist, nach dem Verhältnis seiner Umstände, nach dem Mas seiner Kräfte, di gebürenden Abgaben zu geben, damit alle di Anstalten aufrecht erhalten werden können, di zur Beförderung allgemeiner Glükseligkeit und Sicherheit vorhanden sind. Wi wenig ist nicht di gröste Abgabe gegen so grose und vile Vorteile! Wenn erst der arme Bürger di geringe Abgabe erwägt, di er gibt und di vilen Vorteile, di er dafür geniſt, solte er nicht gerürt darüber seyn? Des Nachts wacht der Nachtwächter für seine Rue, des Tags der ganze Staat; er kan seine Kinder in di Schule schiken und er selbst geniſt lebenslangen Unterricht von seinen Lerern; hat er Klagen, so sind Männer da, di si hören und ihm helfen, und überall rings um ihn sind Anstalten zu seinem Besten, di ihm di Vorzüge und Vorrechte bürgerlicher Freiheit

ge-

gewären; — kan einer verlangen, daß er diſe Vorteile alle umſonſt geniſt? Leute, di das verlangten, träf ia ſogleich der gerechte Vorwurf, daß ſi ia ſelbſt nichts umſonſt tun. Abgaben ſind alſo di offenbarſte Pflicht derienigen, ſo mit einem Staat in Verbindung ſtehen, und alle daraus inen zufliſenden Vorteile geniſen. Si ſind di Zinſen des groſen Kapitals der Freiheit, di nach dem Unterſchid des Vermögens und der Umſtände ſich richten. Welcher Staat ſolte wol einen Judenzins von ſeinen arbeitſamen Einwonern fordern?

Da Zeiten und Vorfallenheiten der Veränderung unterworfen ſind, ſo kan es bisweilen eintreffen, daß di Abgaben erhöet werden. Diſer Fall ereignet ſich vorzüglich bei bevorſtehenden Krigen. Wi gerne wird nicht ieder das Seinige dazu beitragen, um Unglük und Gefaren abzuwenden, di dem Lande droen. In allen ſolchen Fällen handelt der immer als freier Bürger — denn er handelt vernünftig — der als Glid des Staats ſeine

Last willig trägt, wenn si seine Kräfte nicht übersteigt, zumal wenn Zeiten und Umstände es erheischen, denn der Staat hat seine tausendfachen Lüken und Bedürfnise.

Da di Abgaben nach dem Grad des Vermögens angelegt sind, können si so drükend nicht seyn, wo anders nach den Regeln einer auf Erfarung gegründeten Staatsklugheit gehandelt wird; von den übrigen Auflagen bleibt onehin der ärmere Teil meistens verschont, weil di meisten Auflagen auf entberliche Dinge gemacht sind. Dise Abgaben bleiben alsdenn ganz freywillig übernomne Lasten für den Reichen; denn es steht einem ieden ganz frei, ob er dise oder iene Dinge mit iren Auflagen kaufen will, oder nicht.

Wenn es mit zu den Bedingnisen bürgerlicher Freiheit gehört, daß man für di Vorteile, so man im Besiz derselben genist, auch, billiger- und vernünftigerweise, gewiße Gebüren zalt, so können auch Frondinste, wenn si nicht zu hart sind, der bürgerlichen Freiheit

heit nicht zuwider seyn, weil si di Stelle der Abgaben für den Genus gewißer Vorteile und Vorrechte vertretten: iene bestehen in Geld und Produkten, dise in Dinstleistungen und Arbeiten. — Daraus erklärt sich, wi Personen, di onehin schon in öffentlichen Dinsten für den Staat aufgestellt sind, von dergleichen Dinstleistungen verschont bleiben. — Dise Frondinste und Arbeiten gehören entweder zur gemeinschaftlichen Teilname an den Lasten des Staats, oder es sind solche, di mit zu dem Reichtum derienigen Herrschaft gehören, welcher si geleistet werden müsen, eben so, als wi der Bauer seine Aeker und Güter zu seinem Reichtum zält. Di Menschlichkeit des Edlen erleichtert dise Dinste, wenn si zu hart sind, in so weit es Verhältnis und Umstände möglich machen, so wi mancher edle Menschenfreund solche schon ganz aufgehoben hat.

Wenn di Einrichtung eines Staats militärisch ist, so ist es kein Eingrif in di bürgerliche Freiheit, wenn di Söne auf eine zeitlang

zu Soldaten ausgehoben werden, weil das ein wesentliches Stük einer solchen Staatsverfaßung ist. Di Absicht, warum man in grosen Staaten stehende Armeen hält, ist, daß man, im Fall der Not, dem Feind damit entgegen gehen könne und di arbeitsamen Glider des Staats ire Felder, ire Werkstätten, ire Geschäfte, ire Familie nicht verlaßen müsen, um gegen den Feind zu streiten. So wi ein ieder verbunden ist, für das allgemeine Beste zu arbeiten, so ist auch ieder verbunden, für das allgemeine Beste zu streiten, oder so vil dazu beizutragen, daß andre dise Stelle vertretten. Wenn nun der Reichtum eines Landes nicht zureicht, dise stehenden Armeen aus fremden zu errichten und di inre Verfaßung des Staats es erfordert, daß seine Landeskinder eine zeitlang in den Waffen dinen, so ist eben das damit erreicht, was man zu erzweken sucht. In einem solchen Staat ist der Soldatenstand ein wesentliches Stük des Bürgerrechts, der König selbst ist darin, zum Muster des Vorgangs, der erste Soldat. Der Son ficht bei hereinbrech-

ens

ender Gefar für di Freiheit seines Vaterlands, damit sein Vater ruig bei seiner Familie bleiben, für das Beste seines Hauses und Landes arbeiten kan. Er übt dadurch eine Pflicht bürgerlicher Freiheit aus. Sind di bestimten Jare vorüber, trit er in eben das ruige Leben ein, das sein Vater genist. So unangenem auch manchem dise Verfaßung scheint, so hat si doch für den Staat und seine Bürger iren grosen Nuzen: Di Leute tretten nicht so eilig in den ehelichen Stand, und tretten si ins eigentliche bürgerliche Leben ein, bringen si Mänlichkeit und Entschloßenheit mit, haben alsdenn schon aus Erfarung und Ungemächlichkeiten gelernt, ir bürgerliches und häusliches Leben um so besser zu benuzen.

Nichts ist den Menschen so befremdend, als wenn gewiße Mißbräuche und Gewonheiten aufgehoben werden, di seit langen Jaren an einem Ort, in einer Gegend oder auch wol gar in einem ganzen Land herkömlich sind. Wenn di Zal der Feiertäge gemindert, Trauerkleider ab-

abgeschaft, Misbräuche bei Hochzeiten, und Kindtaufen abgeändert werden, glauben si, es geschäen Eingrife in di Rechte irer Freiheit. Gewonheiten und Misbräuche, di wirklich schädlich und verderblich sind, können nicht in irem alten Gang gelaßen werden, was di Klugheit dabei nicht vermag, mus di Gewalt tun; Gewonheiten aber und Gebräuche, di an und vor sich unschädlich, auch nicht einmal den guten Sitten nachteilig sind, woran aber doch das Herz der Menschen einmal hängt, sind inen mit gutem Bedacht nicht zu entreißen. Das menschliche Herz hängt oft an Kleinigkeiten, läßt man si ihm, bleibt es zufriden. Auch di grösern Kinder haben ire Kläpper.

Da di Geseze sich nicht auf alle ersinliche Vorfallenheiten und Umstände namentlich erstrekken können, bleibt es der Fürsorge der höchsten Aufsicht vorbehalten, Verordnungen und Vorschriften zu machen, wi solche den Bedürfnisen der Zeit, der Menschen und der allgemeinen Wolfart in solchen besondern Fällen zuträglich sind.

sind. So wi di Geseze allemal das allgemeine Beste der Menschen zur Absicht haben und di meisten derselben so verabfaßt sind, daß dise gute Absicht einem ieden sogleich in di Augen leuchtet, so können auch dise Verordnungen und Vorschriften auf nichts anders abzilen. Je mer si nun di Merkmale dises guten Entzweks an sich tragen, ie einleuchtender ir Nuzen, bei irer Publikation, dem gemeinen Menschenverstand gemacht wird, desto weniger können si Murren erregen, desto gesicherter wird di Notwendigkeit irer Befolgung. Alles was nun mit den Begrifen des gesunden Menschenverstands und der Billigkeit übereinstimt; alles, was der Absicht, der Lage, den Bedürfnisen, der innern und äusern Verfaßung einer bürgerlichen Gesellschaft angemeßen ist, das ist auch dem Begrif von bürgerlicher Freiheit selbst angemeßen. Vorschriften also und Verordnungen, di nach Masgabe diser Erfordernise gemacht, mit den Grundgesezen der bürgerlichen Verfaßung vereinbart und nach den Regeln weiser Vorsicht eingerichtet sind,

stör-

stören di Freiheit der bürgerlichen Gesellschaft und irer Glider nicht, sondern sind nur das Bedingnis derselben, one welchem das allgemeine Resultat nicht erzilt werden kan. Jemer nun dise Vorschriften und Verordnungen das Gepräge ächter Klugheit haben, iemer dabei di Schwäche und Denkunzsart der Menschen in Rüksicht genommen wird, desto weniger können si Anstos leiden, desto näer werden si dem Zwek kommen. Vorschriften und Verordnungen, di auf solche Art gegeben sind und dise Eigenschaften und Absichten haben, brauchen das Ansehen der befelenden Gewalt, als ein gerechtes Mittel, um im Widersezungsfall das Gute zu erzilen, das si schaffen sollen, in der Hofnung, daß di ersprislichen Folgen des heilsamen Nuzens, den si bringen sollen, der Unzufridenheit di Augen öfnen werden.

Solte aber ie der unerwartete Fall eintretten, daß Vorschriften und Verordnungen gemacht würden, di der Billigkeit, so wi der Wolfart der bürgerlichen Gesellschaft zu-

wi-

wider wären; solte der verderbliche Fall eintretten, daß Auflagen gemacht, Abgaben gefordert würden, welche di Kräfte und das Vermögen der Untertanen übersteigen, wodurch vile ires Wolstands beraubt und in Armut und Elend versezt würden; solte wirklich di fatale Epoche kommen, wo der Verfall des Wolstands ein Elend erzeugte, worüber di Klagen lautschreiend und allgemein würden — o! dann träte der Zeitpunkt ein, wo alle Aufmerksamkeit auf di Klagen des Volks zu richten wäre. Solte es aber möglich seyn, daß auch der undenkbare Fall einträte, daß di Klagen der Unglüklichen nicht gehört würden, daß Gewalttätigkeit an di Stelle der Hülfe träte, und gewaltsame Eingrife in di Rechte der Menschheit di Unglüklichen bis zur Verzweiflung brächten, dann wäre der Staat in seiner gefarvollsten Krisis. — Freilich sind di Klagen oft übertriben und di Wirkung einer aufgereizten Erbitterung; aber auch übertribne Klagen verdinen Gehör und Aufmerksamkeit. Oft verstummen auch di gerechtesten Klagen unter

dem

dem Druk des Elends und wachen dann um so fürchterlicher auf! — Di sanften Gefüle und Empfindungen werden unter solchen Umständen unterdrükt, di Wut erwacht und es droet dem Staat di fürchterliche Katastrofe der Rebellion mit iren schröklichen Folgen.

Wem will man nun alsdenn di Schuld von allem disem Unglük aufbürden? Dem Regenten? Seinen Ministern? Wo bleiben di Mängel des Staats, di Leidenschaften, Torheiten und Feler seiner Glider? Wo di Zufälle der Zeit und der Umstände? Und sol es der Regent entgelten, was kan man ihm nemen? Nimt man ihm Kron und Zepter, so hat man ihm alles genommen, was er als König besizt; aber sein Leben ist unverlezbar. Ich will nicht erst Gründe anfüren, wo gesunde Vernunft und Menschengefül spricht. Wenn ein Volk seinem Regenten den Gehorsam aufsagt, so wird es darum noch sein Richter nicht: wer wolte sonst König seyn?

Das

Das Verhältnis, in welchem Regenten mit den gesamten Gliedern des Staats stehen, legt inen Pflichten auf, auf deren Erfüllung der Segen und das Glük bürgerlicher Freiheit beruet und deren Betrachtung nun noch zum Beschlus dises Kapitels übrig ist. Ich will mich aber nicht erkünen, Regenten erst an ire Pflichten zu erinnern; mein Geschäft soll nur das seyn, di glänzenden Züge weiser und guter Regenten gegenwärtiger und vergangner Zeiten in ein Gemälde zusammen zu bringen und es vor den Augen des Publikums aufzustellen, damit diienigen Glüklichen, so sich des Originals zu erfreuen haben, beim Anschaun deßelben, an seinen erhabnen Zügen den hoen Wert irer Glükseligkeit desto deutlicher erkennen und schäzen lernen.

Der Regent ist der Vater einer grosen Haushaltung, alle, di in seinem Lande wonen, sind seine Kinder, seine Angehörigen, di Ansprüche auf seine väterliche Fürsorge machen. Er hat das Wol derselben stets vor Augen,

ihm ligt nichts mer am Herzen, als das Beste eines ieden zu befördern. Seine väterliche Auffsicht erstrekt sich über Reiche und Arme, über Hoe und Nidrige, ieder, der Hülfe braucht, findet Zuflucht, findet Gehör bei ihm, keinen läßt er one Trost von sich. Er hegt Geduld und Nachsicht gegen den Irrenden und Schwachen, ist selbst in seinen Strafen noch woltätig. Seine Vorschriften sind Vorschriften der Weisheit und Güte, seine Verordnungen heilsame Entwürfe der Klugheit, di nichts anders, als das allgemeine Beste zum Gegenstand haben. Er sezt durch di weisesten Anstalten den Narungsstand der Einwoner seines Landes in den blüendsten Flor; er errichtet Erziungsanstalten für di Jugend, Gymnasien und Hörsäle für di Söne der Musen; er sorgt dafür, daß der Gesunde überall alle Arten von Geschäften zu seinem Unterhalt findet und bauet Spitäler für di Kranken. Selbst der bedrängte Fremdling findet in seinen Staaten eine Freistätte der Sicherheit gegen di Verfolgung. Alle Einrichtungen zur Erhaltung des Staats sind weis-

lich

lich getroffen, di Abgaben und Auflagen sind alle so beschaffen, daß si allemal Zeiten, Umständen und Vermögen angemessen sind, daß ieder gute Hauswirt si leicht geben kan und daß si ni drükend werden. Durch weise Sparsamkeit samlet er einen Vorrat für di Zukunft, den er zur Zeit der Not zum Besten seiner Untertanen verwendet, der zur Zeit des Krigs dazu dinen mus, daß di Lasten deßelben erträglich werden. Auf di Diner in seinem Land hat er das wachsamste Aug, er fordert di genaueste Beobachtung irer Pflichten: von den Lerern, daß si andern als Muster sich zeigen; von den Amtleuten, daß si mit Gewißenhaftigkeit und Klugheit di Gerechtigkeit stets handhaben; und, denen Güter und Gelder anvertraut sind, daß si als getreue Haushälter erfunden werden. Zu seinen Räten und Ministern wält er lauter weise, edle, redliche, gutdenkende Männer, di von gleichem Eifer mit ihm beselt sind, das allgemeine Beste zu allen Zeiten zu besorgen. Jeder gute Eifer wird von ihm aufgemuntert, iedes Verdinst hervorgesucht und belont; alles

Gu-

Gute, alles Heilsame, alles Nüzliche und Erspriſliche zur Wirklichkeit gebracht und ſo di allgemeine Wolfart in den glänzendſten und blüendſten Zuſtand geſezt. Wi glüklich kan nicht ein Volk unter dem Schuz, unter der Aufſicht und Fürſorge, eines ſolchen Regenten leben! Seine Regirung iſt für ſo ein glükliches Land das goldne Zeitalter der Freiheit.

3tes Kapitel.

Uiber di Freiheit der Staaten.

Welches ist der freieste Staat? Eine Frage — di di Politiker aller Zeitalter beschäftigt hat, di von ieher das Zil aller Verbindungen bürgerlicher Gesellschaften war, di alle Formen der bürgerlichen Verfaßung, alle Veränderungen in der bürgerlichen Welt, di selbst alle Revolutionen hervorgebracht hat! Und welches ist nun das glänzende System, das politische Klugheit aus den Staatsverfaßungen aller Zeitalter, als das beste, abstrahirt hat? Wo steht das grose regelmäsige Gebäude, gleichsam als das glänzende Resultat, das Erfarung und Reflexion aus Veränderungen und Revolutionen hervorgebracht hat? Welches ist das glükliche Land, wo alle Stimmen bezeugen seine Staatsverfaßung sei di vollkommenste?

Und wenn diſes Land noch in der unentdekten Welt ligt, oder in irgend einem andern Planeten, wenn es erſt in Zukunft zur Wirklichkeit emporſteigt, — welche von den verſchidnen Staatsformen iſt die beſte? oder vilmer: welche Beſtandteile ſind aus den vorligenden Verfaßungen aller Zeitalter auszuheben, und was hat di Klugheit zu tun, um ſi ſo zuſammenzuſezen, daß ein vollkomnes Ganze daraus wird? Fragen — di vileicht leichter zu beantworten, als zu realiſiren ſind.

Ob ſich gleich für di inre Form der Staatsverfaßung eines ieden Landes keine allgemeine Regel angeben läßt, weil Nationalkarakter, Lage und Beſchaffenheit des Landes ſchon eine Art von natürlicher Form ſind, ſo läßt ſich doch aus der Betrachtung äuſerer Formen bekanter Staatsverfaßungen erkennen, welche Vorzüge vor der andern hat, und aus der überwigenden Vollkommenheit, di eine Staatsverfaßung vor der andern überhaupt hat, im allgemeinen beſtimmen, welcher Staat al-

len-

lenfals der freieste zu nennen ist, welches hir der Punkt der Musterung und des Anschauns seyn soll.

Welcher Staat ist der freieste zu nennen? welches sind di Kenzeichen davon? Ist es Gesezlosigkeit? ist es krigerischer Geist und krigerische Macht? ist es Uiberflus an Produkten? sind es grose Schäze und Reichtümer, welche einem Staat disen Vorzug geben?

Man solte glauben, ein krigerischer Geist mache ein Volk gros und frei. So dachten unsre Vorfaren die alten Teutschen und heute preisen noch ire Abkömlinge di Tapferkeit irer Stamväter und sind stolz auf iren Heldenmut und auf ire Taten; selbst unsre Urväter waren stolz darauf und rümten sich ires roen Zustands, als eines Stands der Freiheit, gegen den glänzenden Zustand der verfeinerten Römer. Krigfüren war bei inen der Hauptgegenstand irer Bestimmung, di einzige Beschäftigung, der si sich widmeten; ire Lust zu krigen war

so gros, daß, wenn si eine Zeitlang Friden hatten, ire Jünglinge zu andern krigfürenden Völkern übergingen. Konte das ein Zustand warer Freiheit heisen? Raubten si sich dadurch nicht selbst di Süsigkeiten und Bequemlichkeiten eines fridlichen und ruigen Lebens? Bliben inen dadurch nicht di besten Güter ires Landes verborgen, da si nur ein herumziendes Krigsheer ausmachten? Wi weit bliben si dadurch nicht, bei iren sonst so grosen und rümlichen Eigenschaften, an Kultur und Sitten zurük! Freilich fanden si das nachher alles bei den Römern, di si bezwangen; aber wi vil Blut kostete das nicht! Welche harte Niderlagen erlitte nicht auch oft ire gefürchtete Tapferkeit von der List der Römer! Wi weit ruiger hätten si nicht leben können, wenn si gleich, stat Menschen, Bäume umgehauen, stat Blutvergisen, Sümpfe ausgetroknet, stat fremde Reichtümer auf der Todesban der Schlacht zu suchen, di Schäze ires vaterländischen Bodens hervorgesucht hätten. Wi weit änlicher würden si vileicht auch da nicht irem eigentümlich-

lichen Karakter gebliben seyn! Nur da konten si sich der Freiheit rümen, di inen ire Tapferkeit verschafte, wi Armenius si von der Knechtschaft der Römer losmachte. Hätten si nur in solchen Fällen ire Tapferkeit gebraucht und wären dabei auf di Kultur ires Landes und ires Geistes bedacht gewesen, dann hätte ir freiheitsatmender Geist das näer, mit weit weniger Gefar, Schwürigkeit, Blut und Ungemach gefunden, als was si auf so unbequemen und entfernten Wegen suchten. Indeß war das einmal Karakter der Teutschen: beim Gefül irer Tapferkeit folgten si der Begirde nach schönern, reichern Wonplätzen und ir krigerischer Geist rechtfertigte ire Erobrungen durch Taten der Tapferkeit. Bei einem Volk freilich, das anfänglich aus seiner Roheit sich heraus zu arbeiten suchte, das aber zuvil Nervenkraft des Körpers und schon bei seinem ersten Aufkeimen zuvil Entschlosenheit des Geistes besas, als daß es mit langsamen Schritten auf den gewönlichen Wegen des alltäglichen Fleises sich seiner vaterländischen Kultur hätte überlaß.

laßen sollen, das, so wi es dem schwächern Teil unter sich den Feldbau überlis, auch von Schwächern angebaute Gegenden in Besiz nemen wolte, muste der Heldenmut zum Karakter werden, der seinen krigerischen Geist antrib, aus den öden Wäldern und den unfruchtbaren sumpfichten Gegenden sich, mit den Waffen in der Hand, auf einen fruchtbarern, schönern und lichtern Boden hervor zu arbeiten. Dise Denkungsart aber konte dem Freiheitssin und der Denkungsart der alten Teutschen nur in ienen Zeiten angemeßen seyn und um so verzeilicher ire krigerische Unternemungen gegen di Römer werden, da si inen ire Eroberungssucht mit gleicher Münze bezalten; aber den gegenwärtigen Zeiten nicht, wo di abgesonderten kultivirten Staaten in einer solchen Verfaßung, in einem solchen Verhältniß zu einander sich befinden, daß di Freiheit eines ieden sich auf di allgemeine Harmonie der Staaten gründet.

Fride! — ist das Losungswort, so Staaten beglükt; ihn erhält ein kluges Einverständnis und weise Nachgibigkeit, wo di allgemeine Wolfart und Ehre des Staats nicht darunter leidet. Ruig stehet di Stadt in iren Mauern, auf deren Wällen di Fane des Fridens wehet, stolz heben ire Türme ir Haupt empor. Ringsum blüen fruchtbare Felder, di der Landman ruig baut und erfüllen das Land mit Segen. Nichts stört di Betribsamkeit und den Umlauf der Gewerbe, nichts hindert den Flor der Handlung, überall blüen Künste und Wißenschaften und verbreiten ir woltätiges Licht über alle Stände. In den goldnen Tagen des Fridens kan ieder ruig sein Brod genisen, one fürchten zu müsen, daß ein hungriger Feind es ihm aus den Händen reißt; kan ieder ruig sein Feld bauen, one in Sorgen zu seyn, ob nicht ein feindliches Heer si verwüstet, kan ieder ruig sein Geschäft, sein Gewerb treiben, one daß Plünderung und Krigsflammen ihm das Seine rauben und verzeren, kan ieder ruig schlafen,

one

one daß der Donner des Krigsgeschüzes ihn aus seiner Rue wekt, und ihm und den Seinigen Untergang und Verderben droet.

Ein Staat, der durch einen krigrischen Geist beselt ist, lebt stets unruig. Er mus stets in krigrischer Bewegung, stets mit Zurüstungen für den Krig beschäftigt seyn. Vile Glider des Staats, di zur Betribsamkeit der Gewerbe mitwürken könten, müsen ire Kräfte für di Uibung in den Waffen verwenden, und vile tausende sinken in der Schlacht, di im Schos des Fridens als nüzliche Bürger durch Verwendung irer Kräfte zum allgemeinen Besten ein ruigeres Leben hätten füren können. Und wenn auch noch so gute Anstalten getrofen sind, so bleiben di Lasten des Krigs einem Staat doch immer fülbar, weil solcher immer den Aufwand groser Kosten fordert. Alle Absichten, di auf den fridlichen Flor allgemeiner Wolfart könten gerichtet seyn, bekommen eine andre Richtung und konzentriren sich auf di Sorge für den Krig. Ein Volk, das auf

solche Art nur zu krigerischen Gesinnungen gestimt ist, lebt stets in Gefar; denn eben der Feind, der überwunden werden soll, kan selbst Uiberwinder werden; seine Habseligkeiten bleiben also der Gefar der Plünderung, seine Wonpläze und Felder der Gefar der Verheerung und Verwüstung, Leben und Freiheit der willkürlichen Gewalt des Uiberwinders zur Beute ausgesezt. Und was soll damit erreicht werden? Was ist das Zil der Vereinigung einer bürgerlichen Gesellschaft? Ist es etwas anders: als in dem ruigen und fridfertigen Bezirk irer Grenzen das Glük irer Vereinigung zu genisen? Wozu nüzen vile Erobrungen? Machen si einen Staat glüklicher? Und wenn si das Glük und den Flor deßelben erhöen, sind auch di Uiberwundnen dadurch glüklicher? Stimmen Erobrungen mit dem Glük der Menschheit überein? Und wenn di Krigsmacht eines Reichs noch so gros, wenn si nicht nur zalreich, sondern auch würklich mit Tapferkeit verbunden ist — was verbürgt das Glük der Waffen, di Dauer der Sige? Das Krigs-

heer

heer des Darius ist geschlagen worden, Alexanders Legionen sind nicht mer, Athen ist gesunken, Sparta ist überwunden worden und di Römer haben ire Erobrungen wider verloren. Das Aneinanderstosen der Völker bei gleichen Absichten macht oft Krige unvermeidlich, aber glüklich ist der Staat, der si von sich abzuwenden weis, glüklich der Staat, der di Kunst versteht, das Glük des Fridens zu erhalten, und Vorsicht genug gebraucht, sich zur Zeit des Fridens gerüstet und bereit zu halten, um seine Rechte und Besizungen mit Mut und Tapferkeit gegen krigerische Anfälle zu verteidigen.

Eben so kan auch der Reichtum eines Staats ihm noch an und vor sich den Vorzug des Glüks und der Freiheit vor andern Staaten nicht geben. Reichtum ist zwar der Segen eines Staats, den man allgemein zu erzilen sucht; Reichtum, weislich angelegt, kan ser vil Gutes bewürken; er kan bei einer zwekmäsigen und vernünftigen Anwendung

ein-

einem Staat seinen schönsten Glanz, seinen blüendsten Flor geben; durch ihn können tausendfältige Anstalten zur Beförderung allgemeiner Wolfart gemacht werden; er kan ein Mittel werden, wodurch di Glükseligkeit eines Staats nicht nur für di gegenwärtigen Zeiten gesichert, sondern wodurch auch di Dauer derselben für di Zukunft gegründet und bevestigt wird. Aber eben so wi der Reichtum das ersprislichste Beförderungsmittel für das allgemeine Beste werden kan, so kan er auch ein schädliches Beförderungsmittel für allgemeines Verderben werden. Reichtum erzeugt bei nidern Eigenschaften leicht Stolz, Schäzung solcher Dinge, di nur schimmernd sind und Verachtung eigentlicher Verdinste. Reichtum erwekt den Hang zur Gemächlichkeit, hebt oft di besten Kräfte aus irem Schwung, entfernt di Würksamkeit leicht von irem Zil und hindert oft nur den Fleis, anstat ihm Aufmunterung, Eifer und Tätigkeit zu geben. Bei dem Uiberflus des Reichtums erwachen alle Arten von Leidenschaften und Begirden, welche Mensch-

en zu Sklaven machen und si an iren Feßeln zu verderblichen Ausschweifungen hinfüren. Wenn wir di reichsten Staaten betrachten, welche di Geschichte aufzuweisen hat, so finden wir, daß eben der Reichtum, der si auf den höchsten Gipfel irer Glükseligkeit gebracht zu haben schin, si in den tifsten Abgrund des Verderbens hinabgestürzt hat. Lange waren di Römer ein arbeitsames, mäsiges und bürgerlich-tugendhaftes Volk; so wi si aber aus iren eroberten Besizungen Asiens mit unermeßlichen Schäzen überhäuft wurden, trat Üppigkeit und Schwelgerei an di Stelle guter Sitten, Weichlichkeit an di Stelle der Arbeitsamkeit, des Fleises und der Tapferkeit; Gewalttätigkeit an di Stelle der Billigkeit und des Rechts; di Tugenden verloren iren Wert, di Geseze ir Ansehen und ire Kraft; Aemter, Recht und Gewißen wurden eine feile Waare. Ein redendes Beispil: — daß der Reichtum einen Staat an und vor sich noch nicht glüklich macht, daß ihm derselbe oft mer schädlich, als nüzlich seyn kan.

Selbst das glükliche Land, in dessen Schos di Natur alle ire Reichtümer ausgeschüttet hat, selbst di reizenden paradisischen Gegenden, über di eine wärmere, schönere Sonne aufgeht, deren Boden alle Arten der besten Früchte im Uiberflus, one dem Fleis irer Bewoner, gleichsam von sich selbst hervorbringt, selbst dises glükliche Land ist es oft am wenigsten, wo Freiheit und Glükseligkeit iren Siz aufgeschlagen haben. Di allzugrose Freigebigkeit der woltätigen Natur versenkt dise begünstigtern Erdenbewoner in Trägheit und Müsiggang, der sanfte Himmelsstrich und dessen Uiberflus macht si weichlich und Weichlichkeit erzeugt bei der Erschlafung irer Nerven di Feigheit; der Nektar, den si trinken, ergist di schwarze Glut in ire Adern, di ire Leidenschaften und Begirden leicht in wilde Flammen sezt, und di Unwißenheit, in der ire Vernunft bei irer Trägheit bleibt, erfüüt ire Seelen mit Irtümern, Vorurteilen und Aberglauben. So hängt oft in der reizendsten Gegend, über di der heiterste Himmel lacht, eine

schwarze

schwarze Wolke über den menschlichen Geist und dise glüklich geprisnen Einwoner verschlummern ire Tage an den Feßeln der Trägheit und der Despotie, oder vertoben si im Taumel der Leidenschaften. So wenig kan selbst der Himmel Menschen frei und glüklich machen, di ir Glük weder zu schäzen noch zu gebrauchen wißen.

Fleis und Tugend ist der gröste Reichtum, Weisheit und Klugheit di gröste Stärke eines Volks. Ein Staat der fleisige und tugendhafte Bürger hat, hat alles, hat di grösten Schäze und Reichtümer. Ligt das Land, das si bewonen, unter einem sanften Himmelsstrich und bringt Uiberflus hervor, o! dann wird ire Tugend sich ermannen und den Fleis zur Tätigkeit hervorrufen, dann werden ire Kräfte sich der Weichlichkeit, der Trägheit und dem Müsiggang entreißen, werden nicht den Leidenschaften und Begirden fronen, sondern, ongeschwächt von nidern Ausschweifungen, einen solchen Gebrauch von irem Uiberflus mach-

machen, der nicht nur di Würde der Mensch-
heit nicht ernidrigt, sondern der irem glüklich-
en Zustand noch mer Glanz und Wert gibt,
werden durch weisen Gebrauch, durch weise
Anwendung ires Vorrats nicht nur di Absicht
der Natur und des Staats erfüllen, sondern
auch durch weitere Bearbeitung und Veredlung
den vorgezeichneten Weg der Natur fort wand-
eln und das Werk vollenden, das si angefang-
en hat, um der glüklichste Staat auf Erden
zu seyn. Ligt aber das Land, das si bewon-
en, unter einem rauen Himmelsstrich, wo di
Natur kärglich für si sorgt, dann wird ir Fleis
sich doppelt ermannen, das hervorzubringen,
was ire Freigebigkeit versagt hat. Ire Tu-
gend wird zufriden seyn mit dem, was ir Fleis
verschaft, di Früchte deßelben werden inen
dann um so süser schmeken, inen um so werter
seyn. In einem Land, wo Fleis und Tu-
gend einheimisch sind, da wird auch Glük und
Wolstand zu finden seyn, da werden reichbe-
ladne Fluren stehen, da wird, bei gemein-
schaftlichem Bestreben zum allgemeinen Besten,

beständiger Zuflus an allen Lebensmitteln seyn, di zu einem zufridnen Leben erforderlich sind, da werden alle Tribfedern bürgerlicher Glükseligkeit in irem Schwung seyn, da wird Eifer und Treue im Beruf und fleisige Beobachtung der Pflichten seyn, da wird der Kunstfleis von einer Stufe zur andern steigen, da wird das Verdinst di woltätigsten Früchte hervorbringen, da wird hoes Gefül, da werden edle Gesinnungen, gute und grose Handlungen sich überall zu einem nachahmungswürdigen Muster im schönsten Glanz zeigen, da wird weder nidre Denkungsart, noch entwürdigende Ausschweifungen und Laster di Hoheit und Stärke eines solchen Volks ernidrigen und entmannen; sein Fleis, seine Tugend wird eine unerschöpfliche Quelle alles deßen seyn, was einen Staat warhaftig frei und glüklich macht.

Ein Volk, das der Stimme der Weisheit und Klugheit folgt, ist das stärkste und mächtigste. Ein solches Land wird weise Gesetze und Verordnungen zu seiner Vormauer ha:

haben und seine Einwoner werden gute und heilsame Vorschriften gerne und willig befolgen. In einem solchen Staat wird stets nach Vernunft und weisen Masregeln gehandelt werden, da wird Vorsicht und Behutsamkeit Entschlüse und Unternemungen lenken, da wird di Wal der Mittel zur Erreichung eines guten Entzweks allemal mit der reifsten Uiberlegung unternommen werden; da wird man mit seinen Sinnen und Gedanken nicht blos an den Augenbliken der Gegenwart hängen, sondern durch das Glas der Vergangenheit in di ferne Zukunft hinaus schauen; da wird es der eigentümliche Karakter eines solchen Volks werden, so wol bei seinen Privatangelegenheiten, als bei seinen Staatsabsichten heilsamen und guten Vorstellungen Gehör zu geben, weise Vorschriften überall mit Genauigkeit zu untersuchen und, was das Beste ist, nicht nach Leidenschaften, sondern nach Vernunft, zu wälen. Verträglichkeit und Fride wird das Zil seiner Aufmerksamkeit und seines Betragens im Umgang mit andern, im Verker und Verhältnis

mit fremden Staaten seyn; es wird solchen liber durch Nachgibigkeit und Aufopferung gewißer Vorteile zu erhalten suchen, als den bedenklichen Schrit zu Krig und Uneinigkeiten wagen. Wißenschaften werden unter ihm blüen, nicht, um sich blos durch iren Wiz zu belustigen, nicht um sich mit spizfindigen Untersuchungen zu beschäftigen, nicht um das Gedächtnis mit leeren Sachen zu bereichern, sondern di Kunst zu lernen, di hoe Lere ins Herz zu faßen: wi Menschen weise, tugendhaft, gut und glüklich werden. Das macht ein Volk gros, stark und mächtig. Also nicht blos Reichtum und Fruchtbarkeit des Landes, nicht krigerische Macht und Stärke an sich allein, sondern dise erhabnen Eigenschaften sind es, di einen Staat zum freiesten und glüklichsten in der Welt machen.

Welche unter den vorhandnen Staatsverfaßungen ist dises Glüks am fäigsten? Oder wo ist irgend ein neuer Entwurf, wo der erhabne, alles umfaßende, alles bewürkende

ende Plan, der einen Staat zu dem glänzend-
en Gipfel diser Vollkommenheit hinanfürt?
Wir wollen alle vorhandne Ideen über disen
Punkt auf den Probirstein der Warheit und
Erfarung bringen, und sehen, welche den
ächten Gehalt hat.

Di Anarchie ist ein Unding, das den
Namen einer Staatsverfaßung gar nicht ver-
dint, das unter gar keinen politischen Begrif
zu bringen ist, das in gar keinem entsprechend-
en Verhältnis mit irgend einer Staatsverfas-
sung steht. Si ist entweder der zerstreute
Zustand einer beisammen wonenden Menge von
Menschen, di noch in gar keine bürgerliche
Vereinigung zusammengetretten sind, oder si
ist di Zertrümmerung einer würklichen Staats-
verfaßung, der Zustand einer bürgerlichen
Welt, di durch Rebellion sich von allen Ge-
sezen, von aller bestimten Ordnung und folg-
lich aus der regelmäsigen Verbindung einer
würklichen Staatseinrichtung losgerißen hat.
Ein solcher Zustand gleicht der Einrichtung

eines Lexikons, wo alle Wörter zwar nach irer Bedeutung da stehen, di der vernünftige Gebrauch im gesellschaftlichen Umgang inen gegeben hat, di aber one alle Verbindung erscheinen, one irgend einen zusammenhängenden Sin anzugeben. Man denke sich eine Ur, di erst in iren Bestandteilen noch da ligt, oder deren Bestandteile, nach irer Zusammensezung, auseinander gelegt sind; man denke sich eine Heerde one Hirten, man denke sich ein Krigsheer one Befelshaber und man wird den Begrif einer Anarchie haben. Der ganze Zustand ist eine zerstörte Maschine, das Land der Anarchie eine Wüstenei, wo, stat aller Arten von wilden Tiren, eine Menge Menschen auf änliche Art, in einem änlichen Zustand, one Gesez und Ordnung leben.

Unter den Grundbegrifen, worauf ein Staatsgebäude aufgefürt werden kan, ist, unter allen ältern und neuern Entwürfen, di aus Enthusiasmus eines zur Anarchie hingeneigten Volks erwachsne schwülstige sublimirte

Idee

Idee von Volkssouverainität di wichtigste, di di genaueste Prüfung, di reifste Untersuchung der reinsten, unbefangensten Vernunft verdint. Was enthält diser Begrif? Kan ein Volk wol souverain seyn? Was heist Souverainität? Was macht si notwendig? Was hat si zur Absicht? Und wem komt si zu? Di Souverainität ist nichts anders, als di höchste unumschränkte Regirung über eine Menge Menschen, di zu einem gemeinschaftlichen Zwek vereinigt sind, um si zum Zil allgemeiner Glükseligkeit hinzuleiten. Da di Denkungsart diser Menge von Menschen unendlich verschiden ist; da tausendfältige Absichten unter inen sich durchkreuzen, di einander oft entgegen laufen; da auf der einen Seite Unwißenheit, Irtum, Vorurteile und Aberglauben ire Gesinnungen und Handlungen lenken, auf der andern Seite einander entgegenstrebende Leidenschaften und Begirden, und da dise Eigenschaften, di der gröste Haufe an sich hat, Störer der Ordnung, der Rue, des Fridens und der Sicherheit und so wenig zur Beförder-

ung allgemeiner Glükseligkeit zuträglich sind, daß si vilmer Zerrüttung und Verderben anrichten, so entstehen daraus Bedürfnise des Staats, di Anordnungen und Vorschriften erfordern, welche disen Bedürfnisen und Mängeln abhelfen: — für disen grosen, vilumfaßenden äuserst wichtigen Zwek nun sind weise Geseze vorhanden, welche Regeln der reinen Vernunft sind: So ist also Souverainität nichts anders, als personificirte Repräsentation der Geseze, und derienige, oder diienigen, so mit souverainem Ansehen di Geseze handhaben, sind di Repräsentanten der reinen Vernunft. Was also di Vernunft im menschlichen Körper ist, das ist ire Souverainität im Staat; der Staat enthält di Glider, wovon der Souverain das Haupt ist. Di Idee einer Volkssouverainität ist also eine täuschende Schimäre, di nichts als Verwirrung und Verderben anrichtet und einen törichten Stolz mit Betrug züchtigt; di nur in der unglüklichen Periode des Aufrurs durch gewaltsame Anmaßung entstehen kan, wenn di Leidenschaften

sich

sich gegen di Vernunft empören und Rebellion mit emporgerichtetem Schlangenhaupt di Regirung umstößt. Unwißenheit, Vorurteile, Leidenschaften können nicht souverain seyn, sondern di Vernunft; ein Volk durch dergleichen betrügliche Vorstellungen täuschen und auf irrigen Weg füren, heißt: ihm den Dolch in di Hände geben, um in seine eignen Eingeweide damit zu wüten. Was wird durch dergleichen irrige Vorstellungen erzilt? Nichts als Torheit und üble Folgen: ein ieder Tor glaubt alsdenn, wenn das Volk souverain sei, so sei er, als Mitglid der Souverainität, auch selbst souverain; daraus entsteht Verachtung des Ansehens, das zur Beförderung des Guten notwendig ist, Einmischung in di Angelegenheiten des Staats, Herabsezung warer Vorzüge, Faktion, Schwärmerei, Unordnung, Unzufridenheit und Versäumnis wichtiger Geschäfte und Pflichten. Heilsamer wird es seyn, wenn man eine Nation an das hoe Zil irer Bestimmung erinnert, wenn man ir di bürgerlichen Tugenden ein-

prägt,

prägt, wodurch si daßelbe erlangt: darin besteht di Würde, di Größe, das Ansehn und di Hoheit einer Nation. Hat ein solches Volk dann das Recht, sich einen Regenten zu wäken, so wird es sich einen solchen wälen, der alle Eigenschaften hat, di zur Beförderung seiner Wolfart notwendig sind und wird unter seiner Regirung glüklich leben; und hat es schon einen rechtmäsigen Regenten, dann kan es von ihm fordern, daß er si als Kinder ansiet und als Vater an inen handelt, daß er nichts verlangt, was der Vernunft und Billigkeit zuwider ist, daß er seine Zufridenheit in seiner Fürsorge findet; das lert di gesunde Vernunft.

Was ist damit gewonnen, wenn di rechtmäsige Souverainität verworfen wird und an deren Stelle Repräsentanten des Volks gestellt werden, di deßen seine Souverainität ausüben sollen? Entweder sind si dem blinden Willen des Volks unterworfen und dann sind si in Gefar, wenn si disen nicht erfüllen,

Opf-

Opfer seiner Leidenschaften zu werden, oder si sezen sich selbst in souveraines Ansehn und dann hat das Volk unter einer andern tausendköpfigen Gestalt das wider, was es verworfen hat.

Fast alle Staaten und Reiche der Welt haben sich mit einem Regenten, einem einzigen Oberherrn angefangen; dise Verfaßung scheint der natürlichen Denkungsart der Menschen eingeprägt zu seyn, als wi den Binen. Entweder, welches der gewönliche Fall war, es erhub sich einer durch vorzügliche Talente über einen Haufen Menschen, lenkte si nach seinen beßern Einsichten und machte si durch Vorschriften und Anweisung seinen Befelen unterwürfig; oder eine Menge Menschen machte aus eignem Antrib den zu irem Oberherrn, der sich unter inen durch Klugheit, durch Tapferkeit und andre dergleichen Eigenschaften vor andern auszeichnete. Da bei vilen, welches ein ganz natürlicher Fall war, dise Oberherrschaft erblich wurde und in der Folge

doch

doch auch mancher schwache und unartige Regent mit zum Vorschein kam, ereignete es sich nicht selten, daß ein Volk, wenn es di üblen Folgen einer schlechten oder wol grausamen Regirung zu ser empfand, das drükende Joch derselben abschüttelte, oder daß der Senat, der nicht gern einen Oberherrn über sich sae, dem er verantwortlich für seine Handlungen seyn muste, solchen aus dem Weg räumte und di höchste Gewalt selbst an sich riß; oder daß ein Minister, ein General, der am meisten Anteil an den Staatsgeschäften hatte und durch kluge Verwaltung zu grosem Ansehn gelangt war, eifersüchtig auf di Hoheit und den Glanz des Regenten, an deßen Stelle er das Ruder fürte, wärend daß iener in Sorglosigkeit lebte, sich selbst auf den Tron sezte. So machten es ehemals di Maiores Domus in Frankreich, so trug sichs mit manchen römischen Kaisern zu, so räumte der Senat den Cäsar aus dem Weg, so verjagten di Römer in ältern Zeiten den stolzen und grausamen Tarquin und bildeten sich zur Republik

publik und so entstunden aus gleichen Beweg-
gründen und auf gleiche Art andre grose und
kleine Republiken, di sich entweder durch
Krige von iren Oberherrn losmachten, oder
aus Neigung zur Unabhängigkeit mit Geld los-
kauften, oder durch irgend ein andres Mittel
zu diser Absicht gelangten. Ob iene gewalt-
samen Anmaßungen, iene Umstürzungen der
Trone gerecht und erlaubt waren, oder nicht?
das gehört hir nicht in den Plan meiner Un-
tersuchung; sondern di Frage, worauf es
hir ankomt, ist di: Welche Regirungsform
hat den Vorzug vor der andern? di Re-
publikanische, oder di Monarchische? Welche
von beiden bant durch ire Einrichtung den be-
quemsten Weg, an das Zil der Vollkommen-
heit hinan zu gelangen, wodurch ein Staat
zum fretesten und glüklichsten in der Welt wer-
den kan? Fürt eine freie Republik dises Bei-
wort: frei — wirklich ausschlisungs- und vor-
zugsweise vor der Monarchie? Oder ist es
nur ein symbolisches Kenzeichen irer Absicht
und Entstehung? Wir wollen näer zu diser
Sache schreiten.

Stat

Stat daß in einer Monarchie nur ein Oberhaupt ist, sind in einer Republik merere kleine Oberhäupter. Wären nun das lauter Männer von grosen Einsichten und guten Eigenschaften, lauter weise, kluge und gutdenkende Männer, denen allen das Wol eines jeden einzelnen, so wi di allgemeine Wolfart gleich stark am Herzen läge, di, fern von allen Nebenabsichten, von einem gleich starken Eifer zur allgemeinen Uibereinstimmung beselt, in allen Fällen das Beste wälten, und mit Nachdruk zu befördern suchten, o! dann wäre dise Staatsverfaßung warhaftig diienige, welche man di freiste und glüklichste nennen könte. Aber wi ser selt es hir nicht in manchen Republiken! Man pflegt in vilen, weniger nach hoen Einsichten und guten Gesinnungen, zu wälen, als nach Reichtum, Ansehen und Familienverbindung; daher fügt es sich, daß vorzüglich auch solche mit ans Ruder kommen, di, im Schos der Weichlichkeit erzogen und im Bewustseyn, daß si doch einmal zu disem Ehrenposten gelangen, sich eben

nicht

nicht sonderlich für denselben gebildet haben; daher komt es, daß so manche mit ans Regiment kommen, di eben nicht mit den erforderlichen Eigenschaften, weder des Geistes, noch des Herzens, dazu ausgerüstet sind. Wenn auch gleich, welches gar nicht felt, gelerte Männer mit darunter sind, so felt es doch vileicht manchen an der nötigen Staatsklugheit, di sich weit über das System des Kompendiums erhebt, so haben doch vileicht manche di grose Kunst nicht gelernt, den zweckmäsigen Gebrauch davon zu machen, solche in vorkommenden Fällen weislich anzuwenden, und wenn auch weise einsichtsvolle Männer darunter sind, di alle erhabne Eigenschaften besizen, di der wärmste Eifer für das allgemeine Beste belebt, so können si doch mit aller Müe ire fürtreflichen Absichten oft nicht zur Ausfürung bringen, womit si disES oder ienes Gute zu befördern gedenken: der Neid, das Vorurteil, der Parteigeist, di Anhänglichkeit an alte Sitten und Gebräuche, das Motto: so haben es unsre Vorgänger gemacht, unsre Alten waren auch kein-

keine Narrn, — alle dise Gegenstände erheben sich, wo so verschidengesinte Glider sind, di auf iren Anteil an der Regirung trozen, oft gegen di besten Entwürfe. In einem Staat nun, wo Reichtum di vornemste Eigenschaft, das gröste Verdinst ist, wo nach dem Vorzug diser goldnen und silbernen Eigenschaften selbst obrigkeitliche Würden und Aemter erteilt werden, gilt das eigentliche ware Verdinst, wenn es sich nicht ebenfalls durch Reichtum einen Glanz zu geben weis, wenig, man sucht es vilmer noch in den Staub zu tretten, damit es neben dem Flitterglanz sich nicht erheben kan. In einem Staat, wo das Vorurteil und Anhänglichkeit an alte Sitten und Gebräuche herschend ist, wird nicht leicht was groses zum Vorschein kommen, werden di besten Anstalten gehindert werden; wenn si in andern Staaten längst im Flor sind und ringsum Segen verbreiten, werden si mit langsamen Schritten durch tausend Schwirigkeiten zu irer Entstehung erst hervortretten. In einem Staat, wo der Parteigeist di höchste

Macht

Macht hat, wird nur der zu Glük und Ehren befördert, wird nur dem zu seinem Recht verholfen, wird nur der gegen Unterdrükung gesichert seyn, der mit ihm in harmonischer Verbindung steht und dise Fälle ereignen sich in keinem Staat häufiger als in Republiken. Vileicht dürften hir einem aristokratischen Staat manche Vorzüge zukommen; denn da di Regirung eines solchen Staats sich auf gewiße dazu bestimte Familien einschränkt, so wird solche von den übrigen Ständen abgesondert und der Parteigeist verschwindet, der da sein Wesen am stärksten treibt, wo di Verwandschaften sich durch das ganze gemeine Wesen erstreken. Indeß möchten sich auch hir manche Mängel finden, di einer von den aristokratischen Staaten, nach Masgabe seiner Gewonheiten, vor dem andern voraushat, di Schuld mag nun an den Gliedern des Rats, oder in der Denkungsart der Bürger, oder in der Natur einer solchen Verfaßung selbst ligen. Der gewönliche Feler, so allen Republiken eigen ist, ist der, daß si nicht leicht

etwas an irer alten Einrichtung ändern, wenn es auch dem Staat noch so schädlich seyn solte. Wir wollen zum Beispil einen Staat annemen, der 30000 Einwoner hätte, der aber vor 60 und 100 Jaren 80 — 90000 solte gehabt haben und der nun, bei diser geringern Anzal, noch eben so vil Diner für Kirchen und Aemter halten wolte, als bei einer ungleich grösern Volksmenge nur nötig waren; würde das nicht dem Bedürfnis und dem Zwek zuwider seyn? Würde nicht das Intereße des Staats augenscheinlich darunter leiden, wenn di Volksmenge um 2 drittel kleiner, folglich di Einkünfte des Staats um so vil geringer wären und ein solcher Artikel der Ausgaben doch nicht darnach abgeändert würde? Und doch wäre di Frage, ob, wenn in irgend einer Republik ein solcher Fall vorhanden wäre, man sich würde entschlisen können, hirin zu einer Reduktion zu schreiten.

Keine unter den republikanischen Staatsverfaßungen ist unerträglicher und der reinen

Ver-

Vernunft mer zuwider, als di demokratische. Wi kan das Volk Schidsrichter in Sachen seyn, di oft so vil Einsichten erfordern und ganz auser seinem Horizont ligen? Wi will es di Angelegenheiten des Staats besorgen und zum erwünschten Zil bringen, wenn es Zwek und Mittel nicht kent? Wi will der unwissende Teil unter inen über Dinge urteilen, von denen er keinen richtigen Begrif hat? Wi will derienige Teil unter inen, so von Vorurteilen eingenommen ist, etwas Gutes und Heilsames bewürken? Wi will derienige Teil unter inen, so sich von Leidenschaften beherschen läßt, das Wort der Entscheidung über das Wol einzelner Menschen nicht nur, sondern selbst über das Wol des ganzen Staats sprechen? Di Stimme des Volks ist selten di richtige, oft in den gemeinsten Fällen nicht. Der schlimmere Teil deßelben ist gemeiniglich grausam und tirannisch, unempfindlich und undankbar gegen alles Grose und Gute: Als Aristides, der so grose, so erhabne Eigenschaften hatte, der so edel an seinen Mit-

bürgern gehandelt, so vil für sein Vaterland getan hatte, nach der Gewonheit diser Republik, di ire besten und grösten Männer nicht anders zu belonen pflegte, ebenfalls den Lon der Verweisung für seine Rechtschaffenheit erhalten solte, naete sich ihm einer von den athenienſischen Bürgern, der ihn vileicht nicht kante, und bat ihn, er möchte ihm den Namen des Aristides aufschreiben, weil er nicht schreiben könne; der grose Man fragt ihn: was ihm denn Aristides zu Leid getan habe? Nichts, antwortete der Bürger, gar nichts; aber es verdrist mich, daß man ihn vor allen andern den Gerechten nent! .... So handelt das Volk in tausend andern Fällen täglich.

Es gibt onstrittig auch Republiken, di nae an di Vollkommenheit hin grenzen, di beim Zuflus an Fremden, beim Verker mit auswärtigen Staaten, beim Umgang mit der grösern Welt, durch den Schwung, den der Geist irer Bürger bei irem blüenden Zustand

nimt,

nimt, nicht auf dem Weg verjärter Gewonheiten und Vorurteile läßig fortwandeln, sondern di mit Tätigkeit und Kraft sich von einer Vollkommenheit zur andern fortarbeiten, deren Häupter, in irem Schos erzogen, durch Muster und den Glanz geschäzter Verdinste gereizt, früzeitig in irer Ausbildung bis zur Vollkommenheit hinanreifen, di mit allen grosen Kentnisen, mit allen hoen und edlen Eigenschaften, mit aller Staatsklugheit ausgerüstet, iren Posten nach Verdinst ausfüllen, so wi si ihn dadurch erlangt haben, di, was von grosen gleichhellen edlen Selen zu erwarten ist, durch einträchtige Uibereinstimmung alles Gute leicht und schnell befördern und irer Republik durch Klugheit und weise Anstalten den schönsten Flor geben. Aber nur wenige werden seyn, di eines so erhabnen Vorzugs, eines so glänzenden Glüks sich rümen können.

Grose Republiken, für welche di Natur, ire Macht und ir Verhältnis mit andern Staaten eine Schuzmauer ist, di ganze Pro-

vinzen besizen, können ire Existenz leicht behaupten, können, troz aller Mängel, sich eines blüenden Flors erfreuen, können gesichert und in irer Art glüklich seyn. Grose weitläuftige Reiche aber, wo ein Volk schon an Könige gewönt ist, sind gar keiner republikanischen Verfaßung fäig, wenigstens wird solche von keiner langen Dauer und, wärend irer Dauer, nicht sonderlich ersprislich für den Staat seyn. Diienigen, so sich gemeinschaftlich in di Regirung teilen, werden sich auch in di Reichtümer des Staats teilen, indem si solche nach und nach an sich zien und das zu iren eigentümlichen Schäzen onvermerkt machen, was sonst in di öffentliche Schazkammer fil und den Reichtum des Staats ausmachte; ire Vorsteher werden dann lauter kleine Könige seyn, di zu irem Ansehen auch di Gewalt werden zu bringen suchen und deren einer sich über den andern wird zu erheben sich bemüen. Stolz, Habsucht, Eifersucht des Vorrangs wird auf Seiten der Vorsteher erscheinen, und Unbändigkeit, Ausgelaßenheit des Volks auf der

andern. Werden aber di Vorsteher nur, als Repräsentanten des Volks, von dem Willen deßelben abhängig bleiben, wird di Ausfürung der besten Entwürfe inen schwer werden, und es werden, bei der unvermeidlichen Kollision des gegenseitigen Intereße, notwendig Faktionen entstehen, di der Rue und Wolfart des Staats nachteilig und gefärlich sind. Sollen di Generäle ebenfalls von dem Willen des Volks abhängen und im Krig nicht eher Schlachten lifern, als wo si durch di Repräsentanten deßelben di Erlaubnis dazu erhalten, werden si in der Ausfürung der grösten Unternemungen gehindert, oft selbst uneins und meistens übel belont werden, werden oft das Schiksal der grichischen Helden erfaren; und haben si freie, unumschränkte Gewalt bei der Ausfürung irer Plane, können si leicht, wenn das Krigsglük inen Rum, Ansehen und das Zutrauen irer Armeen verschaft, di Macht der Waffen gegen ir Vaterland brauchen und sich solches unterwerfen. Welche Erinrung geben nicht di bürgerlichen Krige der Römer! Und

wenn

wenn auch eine Verfaßung bestehen soll, welche gegen dise Gefaren sichert, wenn eine Republik zur grösten Macht, zum höchsten Glanz emporsteigen soll, was sichert di Dauer davon? Pompejus gewann den Römern 15 Königreiche und 800 Städte in Asien und brachte 20000000 Taler in den öffentlichen Schaz, und Cäsar nam es inen wider, nam inen Rom selbst, und was Cäsar nicht gänzlich hinaus fürte, glükte endlich doch dem August.

Eine monarchische Verfaßung hat onstrittig grose Vorzüge vor der republikanischen; si ist onstrittig diienige, durch welche ein Staat zu seinem schönsten Flor, zu seinem grösten Glanz gelangen, wodurch er an das hoe Zil der Vollkommenheit sich leicht hinan schwingen kan, wenn anders der Monarch seine Regentenpflichten vor Augen hat, und di Wolfart seiner Länder zum vornemsten Gegenstand seiner Sorgen macht. Bei einer solchen Staatseinrichtung kan man in der gewißen

Zu-

Zuversicht seyn, daß stets mit der grösten Vorsicht nach den Regeln der Weisheit und Klugheit und nicht nach Vorurteilen gehandelt wird; denn der Regent hat nicht nötig, Männer zu seinen Räthen und Ministern zu wälen, di der Reichtum, oder irgend ein andrer nichtiger Vorzug empfilt, sondern solche Männer, deren Rechtschaffenheit und grose Einsichten allgemein anerkant und erprobt sind, di alle di weitausgebreiteten Kentnise, alle di erhabnen Eigenschaften haben, welche zu so wichtigen Posten erforderlich sind. Da di Ausspräche über di Angelegenheiten und Vorfallenheiten im Staat nicht auf so vilen Köpfen beruen, di oft ir Privatintereße zur Sache des Staats machen und, durch entgegengesezte Absichten und Gesinnungen, di Bewerkstelligung alles des Guten hindern, das durch unbefangene Uibereinstimmung erzilt werden könte; so können hingegen in einer Monarchie alle Plane ongehindert ausgefürt werden; denn hir komt es nur auf eine einzige Stimme an: findet der Regent etwas für das allgemeine Beste gut

und

und ersprislich, so stehet nichts im Weg, was di Beförderung deßelben hindert; hir ist es also, wo weise und gute Ratschläge am rechten Ort angebracht sind; hir finden si Gehör und Ausfürung, hir heben sich aus tifgedachten, reifen und fruchtbaren Entwürfen weiser Männer di Völker- und Menschen-beglükenden Anstalten empor, di nur der Machtspruch eines Einzigen über di Macht der Vorurteile hinwegsezen kan; hir kan weder das Intereße noch di Parteilichkeit ire Rolle spilen: denn das Intereße des Regenten ist kein anders, als das Intereße des Staats, der Regent stehet mit keinem in einer näern Verbindung, als er mit dem ganzen Staat steht, das Wol des einen ist ihm so lib, als das Wol des andern. Di Rue, di Sicherheit und allgemeine Wolfart des Staats ist in einer Monarchie am meisten geschüzt; denn obgleich ein weiser Regent di vornemste Sorge wird seyn laßen, seinem Land das Glük des Fridens zu erhalten, so wird doch auch seine Klugheit ihn erinnern, durch eine hinlängliche Krigs-

macht

macht bei seinen Nachbarn sich in Ansehn zu sezen und seinen Feinden sich furchtbar zu mach-en. Sein Volk kan also in Sicherheit le-ben, und stets an Wolstand, an Glanz und Gröse zunemen; denn unter einer solchen Re-girung kan nicht nur di Handlung sich weit ausbreiten und di grösten Vorteile gewinnen, sondern es können auch alle übrige Narungs-zweige zum schönsten Flor gelangen; denn überall werden di weisesten Anstalten getroffen, allen Gewerben Leichtigkeit und Beförderung zu verschaffen, alles in den besten Stand zu sezen, alles zum höchsten Grad der Vollkommen-heit hinanzubringen. In Monarchien ist es, wo das Verdinst noch am ersten hervorgesucht wird, wo es nicht nur geschäzt, sondern auch belont wird, wo es stets Aufmunterung er-hält. Nirgends wird Gelersamkeit, Kunst, Geschiklichkeit und Fleis so ser befördert, als wi hir, weil man weis und erwägt, daß fleißige und geschikte Einwoner, di im Stand sind, Reichtümer zu erwerben, an und vor sich selbst der gröste und sicherste Reichtum sind.

sind. In einer Monarchie, wo man das glänzende Muster eines weisen und guten Regenten vor sich siet, wo Verdinste grosser Männer, erhabne Gesinnungen, schöne und edle Handlungen, grose Taten und fürtrefliche Eigenschaften aller Art iren Glanz um sich verbreiten; — anstat daß Neid und Habsucht di Sinne feßeln und Reichtum den Wert des Menschen bestimt — da entstehen hoe Gefüle, Gefüle und Antribe zur Nachamung, da hebt sich der Geist zu einer gewißen Gröse, da keimen in der Sele grose Entschlüse, da reifen edle und fruchtbare Unternemungen, da erheben sich alle Arten von Tugenden, di selbst in iren Sitten sichtbar werden.

Eine Monarchie, wo ein weiser und guter Regent herscht, ist würklich diienige gebenedeiete Staatsverfaßung, durch di ein Volk zum höchsten Gipfel seiner Glükseligkeit hinansteigen kan. Wi manche grose, weise und gute Regenten hat es nicht schon gegeben, deren Regirung so sanft, so woltätig, so be-

glük-

glükend war, daß man heute noch ire Namen, di aus den entferntesten Jarhunderten wi Sterne hervorleuchten, mit Entzüken nent, und ir Andenken segnet.

Titus — wen durchströmt nicht das wärmste Gefül bei dem Namen dises erhabenen Menschenfreunds! welche Güte, welche Grosmut, welche Erhabenheit des Geistes verewigen nicht seinen Namen! Er hilt den Tag für verloren, wo er nicht etwas gutes getan hatte. Seine Menschenlibe ging so weit, daß er ni einen hinrichten lis; seine Nachsicht war so gros, daß er gegen di grösten Beleidigungen gleichgültig war. Wi grosmütig bewis er sich nicht gegen iene beiden Römer, di ihm das Reich entreißen wolten, mit welcher Sanftmut verwis er inen nicht ir Unrecht! Wi empfindlich aber strafte er si nicht durch di edle Vorstellung, daß das Reich doch sonst keinem zu Teil würde, als für den es Got bestimt habe.

Trajan — nur einen einzigen Zug von der Denkungsart diſes erhabenen Regenten, der gros im Friden und gros im Krig war, um zu ſehen, wi hoch und wichtig er Regentenpflichten ſchäzte und wi geſichert für ſeine Wolfart ein Volk unter ſeiner Regirung leben konte! — Zu den Wünſchen, di iedesmal beim Anfang eines Jars für das Wol des Kaiſers getan wurden, ſezte er allemal hinzu: wenn er den Geſezen nachkömt — wenn er das Reich ſo regirt, wi er ſoll — wenn er di Glükſeligkeit ſeines Volks zu befördern ſich beſtrebt — Was konte ſich ein Volk nicht von der gewißenhaften Denkungsart eines ſolchen Regenten verſprechen!

Adrian — ieden ſeiner Vfade bezeichneten Gnadenbezeigungen und Gerechtigkeitslibe; denn er war der groſen Meinung: ein Regent müſe der Sonne änlich zu werden ſuchen, welche alle Gegenden der Erde erleuchte, erwärme und fruchtbar mache. Durch meine Gelangung auf den Tron komſt du los: ſagte er

er zu einem seiner Feinde, an dem sich ein anderer würde gerochen haben. Welche Grösse des Geistes!

Antonin der Rechtschafne — seine Rechtschaffenheit, seine Menschenlibe, seine Sorgsamkeit für das Beste seines Volks machte solchen Eindruk, daß kein Kaiser noch so verehrt worden war. Alle Untertanen seines Reichs sae er gleichsam als eine Familie an. Damit ir Glük um so weniger gestört werden möchte, erhilt er imen, durch Vermeidung des Krigs, di süse Rue des Fridens; denn einen Bürger zu erhalten, war ihm mer, als tausend Feinde zu töden. Seine Achtung für Menschenrechte und Menschenleben war so gros, daß er keinen zum Tod verdamte, wenn er vorher nicht alles, was wider ihn vorgebracht wurde, genau untersucht und alles angehört hatte, was er zu seiner Verteidigung vorbringen konte; damit das Urteil der Verdammung keinen treffen möchte, der irer nicht ganz schuldig wäre.

Markus Aurelius — in seinen Augen hatten di Güter der Erde einen so geringen, di Glükseligkeit seines Volks aber einen so hoen Wert, daß er dise allen Schäzen der Welt vorzog. Dise Libe zu seinem Volk ging so weit, daß er alle seine Kostbarkeiten verkaufte, um di Krigskosten damit zu bestreiten; alles was er von Gold und Silber hatte, herliche Gemälde und Bildsäulen, selbst di goldbesezten Kleider seiner Gemalin und eine Menge Perlen von unschäzbarem Wert, opferte er in einer kritischen Periode des Krigs der Libe zu seinen Untertanen auf. Der Grundsaz, woraus dise grose uneigennüzige Handlung flos, steht in seinem Buch, das er geschriben hat, wo er sagt: Ein Mensch sei um des andern willen da.

Antonin der Filosof, oder der Weise —! Wi weislich sae er nicht ein, daß für einen Monarchen nichts notwendiger sei, als di Libe seines Volks! Da er starb, lis er seinen Son vor sein Bett kommen, stellte ihn seinen

um-

umherstehenden Ministern und Räten dar und sagte zu inen: Nur di Libe der Untertanen, nicht Scharen von Krigern machen di Regirung eines Regenten ruig und glüklich; euch sei es empfolen, ihm gute Leren zu erteilen, damit er sich nicht von seinen Leidenschaften hinreißen laße und ein libloser Regent werde.

Wen entzüken di edlen und erhabnen Züge solcher Regenten nicht? Wer solte nicht von dem feurigsten Wunsch hingerißen werden, unter einer so sanften Regirung zu leben? Wi glüklich müsen nicht Staaten unter einer Reie solcher Regenten werden! Welcher Regent solte sich dise Gemälde nicht als Muster vorstellen, um sich darnach zu bilden und alle dise hoen Eigenschaften in sich zu vereinigen, um der beste, der weiseste, der geprisenste Regent zu werden, um sein Volk zum glüklichsten und freiesten Volk auf Erden zu machen? Welch eine hoe Bestimmung, welch ein erhabnes Glük für Regenten! — Scharen von Menschen beglüken zu können! —

Welche

Welche Seligkeit! — wenn di Stimmen der Beglükten und Beholfnen iren feurigen Dank ihm zurufen, wenn si ihn iren Vater nennen, ihn als iren Woltäter und Beschüzer segnen! Wo kan eine Wonne auf Erden seyn, di der gleich ist? Welche Sorge kan für einen Regenten gröser und wichtiger seyn, als di Sorge für di Beglükung seines Volks? Dadurch wird er dem Allvater der Menschen änlich, deßen vornemste Absicht, deßen grosses Geschäft es ist, seine Geschöpfe zu beglüken. Wo solte ein Regent seyn, deßen Herz sich nicht an disem hoen Gefül weiden solte?

Wi? wenn unser teutsches Vaterland dise Muster in Originalen zeigte? — Wi? wenn di Einrichtung in unserm teutschen Vaterland diienige wäre, durch welche di Freiheit der alten Teutschen zu irem erwünschten Zil hingereift wäre? — Wi? wenn Teutschland durch seine Staatsverfaßung sich wirklich zum Land der Freiheit gemacht hätte? — Hir ist Republik und Monarchie auf di glüklichste

Art

Art miteinander vereinigt. Di teutschen Staaten sind in eine solche harmonische Verbindung gebracht, daß si, zusammen genommen, eben sowol einer republikanischen Monarchie, als einer monarchischen Republik gleichen. Hir sind Fürsten und Regenten, di alles unabhängig schlichten können, was das Beste irer Länder betrift, auf der andern Seite stehen alle Fürsten und Stände des Reichs wider unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt, in einer solchen Verbindung, daß si in Sachen, di das Reich und di allgemeine Wolfart angehen, nur das unternemen können, womit di verfaßungsmäsige Zusammenstimmung des Reichs zufriden ist, wornach sich selbst das Oberhaupt zu richten hat in allen den Sachen, di das allgemeine Beste der teutschen Staaten betreffen. Auf der einen Seite sind Bürger und Untertanen, di den Verordnungen irer Fürsten und Obrigkeiten gemäs leben müsen; Stände, di sich nach den Verordnungen der Reichsverfaßung richten müsen; auf der andern Seite Reichsgerichte, welche di Beschwerden

der Stände gegen einander nicht nur, sondern auch di Klagen einzelner Bürger und Untertanen hören und entscheiden. Durch di Vereinigung der teutschen Mächte wird Teutschland ein groser mächtiger Staat, der allen Mächten troz biden kan, der unerschütterlich in seinen Grundvesten und in seiner Macht unüberwindlich ist. Durch dise grosen Bande der Vereinigung aller Staaten des teutschen Reichs wird iedem das Glük der Sicherheit zu Teil, so klein und onmächtig er auch ist. Welch eine grose, weise, erhabne Einrichtung! di der Denkungsart der Teutschen so würdig ist, di unser teutsches Vaterland zum warhaft freiesten Staat macht, worauf wir stolz seyn können!

Heil! unserm teutschen Vaterland!

4tes Kapitel.

Uiber die Freiheit der Stände.

Jeder Stand in der bürgerlichen Welt hat seine eigentümliche Sfäre, welche gewiße Vorrechte und Vorteile in sich schlist, di derselbe vor andern Ständen ausschlisungsweise für sich hat. Dise Einrichtung hat sich nach und nach durch Bedürfnis und allgemeine Uibereinstimmung geformt, der Nuzen und di Notwendigkeit ires Gebrauchs hat si bestättigt und besondre Anordnungen haben si nicht nur bevestigt, sondern auch, zur Bekräftigung ires Bestands und Ansehens, so wi zur Beförderung ires Betribs und Fortgangs, si mit Privilegien versehen. Auf dise Einrichtung gründet sich di harmonische Uibereinstimmung aller Stände zur allgemeinen Glükseligkeit und eine gewiße Ordnung des Berufs, di jedem di Freiheit ge-

wärt, di sein Beruf mit sich bringt, und di ihm, in seinem Verhältnis mit den übrigen Ständen, angemeßen ist. Dise Einrichtung gibt iedem Stand seine Sitten und Gebräuche, formt das Verhältnis und den Karakter, der gleichsam in der Natur eines ieden Standes ligt und demselben das Gepräge gibt, das ihn vor andern auszeichnet, und seiner Freiheit iren besondern und eigentümlichen Gesichtspunkt verschaft.

Es wäre eine wunderliche, irrige Idee, wenn der Bauer glauben wolte: er sey es, der den Staat ernäre und wolte aus diser irrigen Idee einen Dünkel des Vorzugs faßen, oder seinen Stand für den ersten in der Welt halten. Di Sache ist aus dem Gesichtspunkt einer ganz andern Vorstellung zu betrachten. Hir ligt di Erde vor unsern Augen — und hir stehen Gesellschaften von Menschen auf irem Boden, den si bewonen — dise Menschen leben im Gefül von tausendfältigen Bedürfnisen und dise Erde enthält alles in sich, was ire

Bedürfnise befridigt; da nun Nachforschung, Kentnise, Fleis und Geschiklichkeit, mit einem Wort: Kräfte des Geistes und des Körpers aller Art dazu erfordert werden, um ire Güter aufzusuchen, hervorzubringen und brauchbar zu machen, di Menschen aber verschidne Gaben, Fäigkeiten und Neigungen besizen und di unzäligen Güter der Erde, di den Menschen Narung, Bequemlichkeit und Vergnügen verschaffen sollen, eine unbeschreiblich manchfältige Anwendung der Kräfte erfordern, so haben sich di Menschen in di Geschäfte, welche zur Benuzung deßen gehören, was di Erde für si hervorbringt, geteilt, daraus also sind verschidne Stände und in denselben unzälige Arten von Beschäftigungen entstanden; und da zum Genus und Gebrauch deßen, was hervorgebracht wird, auch Ordnung und Sicherheit notwendig ist, wenn Ordnung und Sicherheit dabei erzilt werden soll, so haben sich noch andre Stände hervorgetan, di solche befördern. Kein Mensch, kein Stand kan also sagen: er ernäre den andern; sondern di Erde

er-

ernärt di Menschen durch di Kraft ires Urhebers, und ieder irer Bewoner hat, nach der einmal vestgesezten Ordnung und Einrichtung der bürgerlichen Welt, sein abgesondertes Stük Arbeit, das er zur Erreichung des allgemeinen Entzweks übernimt. Der eine Stand geht also an den Pflug, der andre sucht di Schäze der Erde hervor, oder geht in di Werkstätte und bearbeitet di vorligenden Produkte, der dritte fürt si durch di Kanäle der Handlung aus und ein, und wider andre sorgen für neue Erfindungen, für Verfeinerung, Vermerung, Nuzbarkeit und rechten Gebrauch und, denen Ausbildung und Beruf das Ganze zum Gegenstand macht, di übernemen das grose wichtige Geschäft, für Ordnung, Rue und Sicherheit zu arbeiten und zu sorgen. Alle Glider einer bürgerlichen Welt also arbeiten auf verschidene Art, mit verschidnen Kräften und in verschidnen Fächern unter gesellschaftlicher Vereinigung auf einen und den nemlichen Punkt allgemeiner Wolfart hin und di Erde ernärt si alle. Daß ein ieder An-

sprüche des Eigentumsrechts auf das macht, was sein Fleis zunächst hervorbringt, beruet auf der Gewonheit und Einrichtung, di bei der Gründung und Bildung einer bürgerlichen Gesellschaft für di schiklichste und bequemste gehalten wurde. Es könte auch eine solche Anstalt stat finden, wo alle Produkte der Natur und des Fleises in grosen Vorratshäusern des Staats unter öffentlicher Aufsicht nidergelegt würden und einem ieden aus disem allgemeinen Vorrat, nach Bedürfnis und Verdinst, das zuerteilt würde, was er braucht. So gros auch di Schwürigkeiten einer solchen Einrichtung wären, deren Bewerkstelligung beinae an di Onmöglichkeit grenzt, so wird doch dadurch di Warheit in ein helleres Licht gesezt: daß keiner di Güter und Produkte, so er hervorbringt, als ein durchaus abstraktes, sondern nur als ein mit der Verfaßung des Staats verhältnismäsiges Eigentum ansehen kan, weil alle Produkte durch gemeinschaftliche Anwendung vereinbarter Kräfte hervorgebracht werden und nur ein relatives Eigentum sind; nur der

Nuz-

Nuzen und hoe Wert, den eine Sache durch besondre Anwendung gewißer Kräfte bekomt, ist im abstraktesten Sin ein Eigentum des Verdinsts, worauf sich seine Ansprüche an di Früchte seines Fleises nach verschidnen Graden und auf verhältnismäsige Art gründen. Alle Stände also tragen durch ire gegenseitige Ineinanderwirkung das Irige zur Hervorbringung, zum gemeinschaftlichen Gebrauch und Genus aller Produkte bei und sind also insgesamt Beförderungsmittel zur Befridigung allgemeiner Bedürfnise, deren Absonderung den Bewonern der bürgerlichen Welt di grösten Vorteile dadurch gewärt, daß auf solche Art ein ieder freie Wal hat, nach Lust, Fäigkeit und Kräften, nach Zeit, Umständen und Verhältnisen, einen davon für seine Bestimmung auszuersehen, wodurch dann auch die allgemeine Glükseligkeit um so leichter erzilt wird.

Der Bauernstand hat also den Anbau des Feldes zu seinem Geschäft und geniſt dabei eine Freiheit, so wi solche im Verhältnis mit

andern Ständen möglich ist. Bei unsern alten Teutschen, so wi bei manchen andern Völkerschaften, di di irrige Meinung hegten, daß nur Jagd und Krig irer Freiheit würdige Geschäfte wären, war der Akerbau verachtet, si überlisen solchen meistens iren Sklaven, auch hi und da iren Weibern und alten Leuten, di zum Krig nicht tauglich waren. Bei uns hingegen ist der Feldbau zu einem völlig freien Stand geworden. Unsre Bauern besizen ire Felder als ein Eigentum, di Ernde gehört inen. Daß si Zehenden und andre Gebüren geben und überhaupt di Lasten des Staats tragen helfen, ist ganz natürlich und vernünftig, weil si, als freie Glider deßelben, di Vorteile und den Schuz genisen, so der Staat durch seine Einrichtung gewärt, und wodurch inen der Genus und di Freiheit irer Besiztümer gesichert wird. Es sind keine Eingrife in di Freiheit der Bauern, wenn inen für den Verkauf irer Produkte Verordnungen gemacht werden, sondern Gerechtsame des Staats, mit dem si in Verbindung

steh-

stehen, wo nicht auf di Vorteile einzelner Glider, sondern auf das Beste aller zu sehen ist. Es wäre eine weise und bequeme Einrichtung der schönsten und fruchtbringendsten Ordnung, wenn auf alle Lebensmittel, desgleichen auf alle Produkte und Notwendigkeiten, di Menschenhände für di täglichen Bedürfnise bearbeiten, eine mittelmäsige, verhältnismäsige, stets bleibende Taxe gesezt wäre, wodurch alle Sachen iren verhältnismäsigen, bestimten, immerwärenden Preis bekämen; dadurch würde unzäligen Ungemächlichkeiten abgeholfen; gute Jare und günstige Zeiten bliben dann immer eine Quelle, woraus Vorteile und Reichtümer zu schöpfen wären für den, der solche sucht; in so fern aber und so lange eine solche Einrichtung nicht stat findet, mus es sich der Bauer gefallen laßen, wenn ihm, in kritischen Zeiten, in Zeiten der Not, di Ausfur seiner Früchte durch eine obwaltende, weise, höere Auffsicht und Fürsorge verboten wird; denn di Früchte des Landes sind nicht als sein unbegrenztes, unbedungnes Eigentum anzusehen, son-

sondern als ein Eigentum des Staats, wo-
von er ein Glid ist und deßen Glider ihm di
Werkzeuge zu seinem Anbau verfertigen, ihm
andre Notwendigkeiten verschaffen, für seine
Bedürfnise, für seine Rechte und Sicherheit
sorgen, und di daher gleiches Recht mit ihm
haben, von den Produkten des Landes Anteil
für iren Unterhalt zu nemen; der Bauer mus
es sich selbst gefallen laßen, wenn dem Preis
für seine Früchte eine Grenze gesezt wird und
kan zur Zeit der Not gezwungen werden, sein-
en Uiberfluß käuflich abzugeben, one daß da-
durch ein ungerechter Eingrif in di Rechte des
Bauernstands getan wird. Di Freiheit des
Bauernstands komt hir mit der Freiheit andrer
Stände, di gleiche Rechte an di Früchte des
Landes haben, deren Besiz der Bauer nicht
als willkürliches Monopolium ansehen kan,
sondern worüber er, als Mitglid des Staats,
nur gleichsam als Arbeiter und Haushälter ge-
sezt ist, in Kollision, und das Urteil der
reinen Vernunft entscheidet nach dem Uiberge-
wicht der allgemeinen Freiheit. Es komt

un-

unter solchen Umständen nicht auf di Frage an: wi dises oder ienes gewinsüchtige und hartherzige Individuum zu einem überschwenglichen Reichtum gelangen soll? sondern was zu tun ist, damit alle di unzäligen Glider des Staats ire notdürftige Narung finden.

Der Bauernstand ist übrigens ein freier glüklicher Stand. Er hat sich nicht erst mit Erlernung viler Dinge zu plagen, seine Lerer unterweisen ihn in dem, was zur guten Fürung seiner Geschäfte und seines Lebens notwendig ist, das übrige erlernt er aus der täglichen Uibung und Erfarung. Er lebt fern vom beschwerlichen Zeremoniel der städtischen Welt und, gibt auch gleich seine Lebensart seinen Sitten etwas raues und unbigsames, so fällt er darüber in keinen Tadel, di Welt siet es als etwas Eigentümliches seines Standes an; übrigens ist di ländliche Einfalt noch stets als ein Glük gepriesen worden, das nur in Dörfern einheimisch ist. Das Landleben hat manche Freuden, welche di Stadt nicht

hat.

hat. So wi seine Freuden und seine Sitten einfach sind, so sind es auch seine Bedürfnise. Er braucht keine kostbare Kleider und Geräthschaften, seine ländliche Tracht ist der Einfalt seiner Sitten und den Bedürfnisen seines Standes angemeßen und seine ländliche Kost schmekt ihm aus irdenen Schüseln. Das Landleben gewärt seinen Sönen und Töchtern meistens eine blüende Gesundheit, Stärke des Leibes und eine lange Dauer des Lebens. Unbekant mit der Weichlichkeit und iren Lekerbißen genisen di Bewoner der ländlichen Fluren mit heitrer Zufridenheit das Brod irer Felder, di si bauen, trinken di Milch irer Heerden, so si erzien und gehen mit Kraft und frölichem Mut an ire Arbeit. Ist das nicht ein glüklicher Zustand menschlicher Freiheit? Selbst Grose suchen oft das einfachere und schmakhaftere Glük des Landlebens. Diokletian legte selbst di königliche Würde nider und vertauschte Purpur, Kron und Zepter mit den stillern, ruigern und einfachern Freuden des ländlichen Lebens. „Nun lebe ich erst" —

sagt-

sagte er, da man ihm di Regirung wider antrug und er sich in Dalmatien mit der Anlegung eines Gartens beschäftigte — „nun sehe ich erst di Schönheit der Sonne. Ich wünschte nur, daß ir nach Salona kämet und meinen Kol säet, ir würdet mir gewis nichts von der Regirung sagen." Di Stelle des glänzendsten Glüks vertrit oft eine gewiße Zufridenheit und Behaglichkeit — Wol dem, der si zu finden weis! es sei in der Stadt, oder auf dem Land; im Marmorpallast, oder in der Leimhütte. Es blüet einem ieden seine Blume! Am Rangen wächst das stille Veilchen, und in der Dunkelheit der Wälder di schöne lichte Maienblume.

Wenn di Freiheit ein Zustand ist, wo ieder di Mittel ongehindert brauchen kan, wodurch er seinen Wolstand zu befördern gedenkt, so haben gewis di Profeßioniſten in irem Stand, aus mer als einer Rükſicht, diſes Glüks sich zu erfreun. Di Profeßion hat gleichsam eben so vile Freistätten für diſe Absicht, als

si Werkstätten hat und deren sind unzälige. In disen Werkstätten kan der Profeßionist ruig seine Handirung treiben und einen sichern Erwerb seiner Narung finden; denn täglich fordern di Bedürfnise der Menschen Arbeiten von disen oder ienen geschäftigen Händen. Jemer Geschiklichkeit sich nun der Profeßionist in seiner Handirung erwirbt, ie emsiger er ist, iemer Ordnung in seinem Gewerb und in seiner Haushaltung herscht, desto mer wird er durch di freie Anwendung diser vernünftigen Mittel seinen Wolstand erhöen. Uiberall arbeitet hir eine Hand in di andre. Ringsum ligen Produkte zur Bearbeitung da. Di einen Hände bearbeiten di roe Materie, di andern geben der bearbeiteten Materie Form und Verfeinerung und machen si zu Produkten der Kunst und des Fleises. So wi nun alle Profeßionen iede von derselben abgesondert ist, so hat auch iede das Recht von der andern zu verlangen, daß si bei irem Fach bleibe, so ist es keinen erlaubt, Eingrife in di Rechte einer andern Profeßion zu wagen, den freien Betrib ires Gewerbs zu hin-

hindern und den Narungsstand derselben dadurch zu schmälern. Jeder hat also in seiner Handirung den freien ungestörten Genus seines Fleises und seiner Geschiklichkeit, ieder kan solche ungehindert treiben und alle Vorteile benuzen, di si ihm gewärt. Da aber in der bürgerlichen Welt keine Freiheit one Ordnung stat findet, so hat der Profeßionist, der seine eigne Werkstat auffschlagen will, sich auch nach den Handwerksgebräuchen seiner Zunft zu richten. An vilen Orten sind di Werkstätten eines ieden Handwerks auf eine gewiße Zal eingeschränkt, di den Bedürfnisen der Gegend angemeßen ist und das ist allemal eine heilsame Einrichtung; denn wer einmal ein Gewerb treibt, der will auch seine Narung darin finden; dise aber würde durch eine allzugrose Anhäufung an Mitwerbern gemindert, es würde dann einer, oder der andre darunter leiden müsen. Eben so können auch di Handwerksleute eines Orts verlangen, daß Auswärtige keine Eingrife in ire Handirung tun, wenn si anders di verlangten Arbeiten selbst ver-

versehen und in der Art und Vollkommenheit liefern können. Damit aber doch das gemeinschaftliche Verker mit fremden Orten in erwünschtem Gang erhalten werde, und di Gewerbe stets neuen Schwung bekommen, sind Märkte und Meßen eingefürt, wo Kauf und Verkauf iren freien Lauf haben. Wenn nur der Preis der alltäglichen Lebensmittel, der Zeit und den Umständen gemäs, nach dem verhältnismäsigen Masstab der Billigkeit, durch eine dazu verordnete höere Aufsicht im Staat bestimt wird, können diienigen Handwerker, so es betrift, das gar nicht als Verordnungen ansehen, di irer Freiheit zuwider sind und darüber murren, sondern haben zu erwägen, daß di Freiheit der grösten Menge Volks im Staat darunter leiden müste, wenn der Preis der alltäglichen Lebensmittel nach unbedingter Willkür könte erhöet werden. Wenn di Profeßionen das Jnre irer Einrichtung betrachten und finden, daß di Vorteile, so inen ir Gewerbstand bringt, sich auf di Ordnung gründen, di si in irer Absonderung

sowol, als in irer innern Einrichtung selbst unter sich gemacht haben, und oft noch dazu kaiserliche Privilegien zur Bevestigung und Aufrechthaltung derselben aufweisen können, und erwägen, daß, so wi si, als Glider einer Zunft, unter sich im Verhältnis stehen, si auf der andern Seite, als Glider des Staats, auch mit disem in einem gleichmäsigen Verhältnis sich befinden, und daß in der bürgerlichen Welt keine andre Freiheit stat hat, als eine verhältnismäsige; so werden si alle weise Verordnungen, so im Staat gemacht werden, als heilsame Beförderungsmittel derselben ansehen. Dise Vorteile nun, dise ungestörte Sicherheit, womit ein ieder seine Handirung frei und ongehindert treiben kan, legt auch iedem di Verbindlichkeit auf, di Auflagen willig zu übernemen, den Beitrag gerne zu geben, wodurch alle iene grose und weise Anstalten für di allgemeine Wolfart erhalten werden, one welche der Staat nicht bestehen kan, und di gleichsam das Mittel, das Bedingnis sind, unter welchem alle dise Vorteile stat und Bestand haben.

Di

Di Auswanderungen der Profeßionisten in fremde Gegenden und Länder sind als Vergünstigungen der Freiheit anzusehen, di mit disem Stand verbunden sind, und di ihm vile Vorteile gewären. Durch dise Auswanderungen lernt der Profeßionist nicht etwa nur fremde Gegenden kennen, sondern er lernt auch fremde Sitten und entwönt sich von manchen einheimischen Vorurteilen. In den verschidnen fremden Werkstätten, in di er komt, findet er manches, was ihm unbekant war, lernt er noch manche Handgrife für di Erleichterung seiner Arbeiten, bekomt er noch manche Anweisung zur Verbeßerung derselben, wird er mit noch mancherlei Vorteilen für seine Handirung bekant und lernt oft, was künftig seinem Gewerb den schönsten Schwung gibt und ihm den gröſten Nuzen schaft.

Di Handwerksgebräuche geben disem Stand seine Form und stellen eine gewiße Ordnung, eine gewiße Vereinigung und Vertraulichkeit in demselben her, di das Gepräge der Ver-

brüderung hat, und eine gewiße Behutsamkeit des Betragens, gewiße Sitten, gewiße Obligenheiten auferlegt, welche disem Stand auf manche Art nüzlich werden. In so fern bise Gebräuche vernünftig sind und in irer Ordnung bleiben, in so fern di Freiheiten, di si gewären, di Schranken nicht überschreiten, in so fern si weder dem Staat, noch einzelnen Glidern deßelben schädlich sind, verdinen si, daß man si in irem Wert läßt, denn di Anhänglichkeit an solche Gebräuche ist so gros, als gewönlichermaßen di Anhänglichkeit an alte Gewonheiten. Daher komt es, daß auch dann, wenn Misbräuche, di doch so oft in disem Stand als alte Gewonheiten vorkommen, sollen aufgehoben werden, gemeiniglich der gröste Lerm entstehet, und bise Aufhebung für Unterdrükung irer Freiheiten angesehen wird, da doch ein törichter oder widersinniger Gebrauch nimals ein wesentliches Stük einer vernünftigen Freiheit seyn kan. Gebräuche, di Verderben und Unordnung anrichten, oder andern zum Schaden und Nachteil gereichen,

wer-

werden mit Recht, gleich andern ungebürlichen Anmaßungen, aufgehoben, oder mit nüzlichern Gebräuchen vertauscht. Di Klugheit hat indeß hir auf nichts zu sehen, als auf üble Folgen, um inen vorzubeugen, si mögen entstehen, woraus si wollen. Hiher gehören gewiße Freudentäge, gewiße Zeremonien, di sich auf Privilegien und altes Herkommen gründen; schon lange Zeit vorher freut sich der Handwerkspursche darauf und verdoppelt seine Kräfte, um für einen solchen Tag zu samlen; hat er ihn nach Wunsch feiern dürfen, geht er mit Zufridenheit wider an seine Arbeit, und vergißt für einen einzigen solchen Tag eine Menge Beschwerlichkeiten des Lebens. So ieder Arbeiter. Man laße einem ieden Stand seine Freuden, wenn si di Rue und Ordnung nicht stören! Ein ieder mißt sein Glük und seine Freuden nach seinen Einsichten und nach seinem Stand.

Der Handelsstand hat auserordentliche Freiheiten, sein Verker erstrekt sich durch alle

Teil-

Teile der Welt. In den entferntesten Gegenden findet das Kommerz, durch Abtrettung gegenseitiger Vorteile, Gelegenheiten und Adbreßen in Menge zum Umsaz und Verkauf gegenseitiger Produkte. Es gibt freilich Staaten, deren Zustand und Verfaßung es mit sich bringt, daß si dem Kommerz Schranken sezen; diese Schranken sind gemeiniglich inländische Manufakturen, Fabriken und Werkstätten, wo inländische und ausländische Produkte verarbeitet werden. Der Umlauf und di Gangbarkeit diser Produkte und Fabriken, worauf einmal der Reichtum des Staats beruet, erfordert dise Einschränkung, damit di Summe dises Reichtums ungemindert durch sich selbst zirkulirt und den Tribrädern der Gewerbe und der Handlung, als ein unaufhaltsam fort zirkulirender Strom, stets neuen Schwung gibt. Ein Reich, das durch sich selbst besteht, das Macht genug hat, dise Einrichtung aufrecht zu erhalten und nach genauer Untersuchung erwogen hat, daß kein Schade im übrigen Verker mit andern Nationen für seine Einwoner

dar-

daraus erwächst, oder daß dise Einrichtung an sich selbst keine nachteilige Mängel mit sich fürt, gleicht einer ökonomischen Haushaltung, di einen klugen und sparsamen Hausvater hat: di Töchter müsen spinnen, damit sich di Familie des Hauses in den Fleis irer Hände kleide, und di Söne müsen für andre Bedürfnise und Angelegenheiten des Hauses sorgen, damit der Ausgaben nicht zu vil werden, das Vermögen beisammen bleibt und das ganze Hauswesen stets in gutem Stand erhalten wird. Es ist einmal ein vester statistischer Grundsaz, daß di Produkte, di das Land hervorbringt, auch im Land verarbeitet werden und gereicht dem Staat zum gedoppelten Vorteil; denn dadurch werden nicht nur vile Einwoner ernärt, di si bearbeiten, sondern es zirkuliren auch auser den für di bearbeiteten Produkte einflisenden Summen, selbst di Gelder des Lons für di Verarbeitung, wider im Staat. Ein Staat, der sonst gewiße Produkte ro ausgefürt hat, und nun anfangen will, di Verarbeitung derselben in seinen eig-

nen Ländern zu veranstalten, da dise Bearbeitung doch allbereits mit allen Vorteilen einer langen Erfarung in andern Gegenden den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, wird nicht leicht zur glüklichen Ausfürung damit kommen, welches ein Glük für fremde Fabriken und Werkstätten diser Art ist, di sonst ir Verker in dises Land hatten; ir Gewerb müste darüber ins Stoken geraten und ir Narungszweig ging auf diser Seite für si verloren; ein fremdes Land, das keine Verbindlichkeit gegen si hat, als welche das Band der Handlung in Ansehung diser Produkte hervorgebracht hat, di nicht länger dauert, als das Verker, würde sich wenig um di Klagen kümmern, di darüber gefürt werden; denn ein ieder Staat hat di freie Verbindlichkeit, für den Flor seiner eignen Gewerbe zu sorgen; es würde also der notwendige Fall eintretten, daß di meisten Arbeiter aus disen Werkstätten in iene überträten und daß di Freiheit des schwächern Staats der Freiheit des stärkern weichen müste. Ein Beweis: wi ser Mensch-

en und ganze Staaten selbst im freiesten und glüklichsten Betrib irer Handlung und Gewerbe vom Glük und Zufall abhängen, wo dann selbst di gröste Klugheit und weiseste Veranstaltung nichts auszurichten vermag. Di Monopolien und andre dergleichen Verpachtungen sind zwar der Schazkammer des Regenten eine sichre Quelle einträglicher Summen, aber nachteilig für den allgemeinen Flor der Handlung und drükende Lasten für di Glider des Staats, also nicht ganz übereinstimmend mit der Freiheit deßelben. Di Auflagen auf Aus, und Einfur der Waaren sind sichre und notwendige Einkünfte für den Staat, und schuldige Abgaben für den Handelsstand, di um so leichter können entrichtet werden, da si auf dem Preis der Waaren haften bleiben. Wenn di Furleute laute Klagen über Zölle und Straßengelder füren, komt es auf di Untersuchung folgender beiden Hauptfragen an: einmal, ob ire Klagen gegründet und gerecht sind? und dann: ob es nicht billiger wäre, daß di Kaufleute dise Lasten, oder einen Teil

davon übernämen, zumal wenn solche wider auf di Waaren geschlagen werden können, wodurch sich denn dise Lasten in di kleinsten Teile an di Käufer verteilten und einer Menge erträglicher wären, als den einzelnen Furleuten. Daß Kaufleuten in manchen Ländern manche Artikel ausländischer Produkte, di den Luxus befördern, verboten, auf andre grose Auflagen gemacht sind, damit si nicht zu allgemein werden und durch dise Kanäle nicht zu grose Summen aus dem Land hinausflisen; oder daß di Ausfur mancher Sachen verboten ist, weil das Land irer bedarf und provisorisch bedacht werden mus; oder daß manche Artikel zuerst den Käufern im Land müsen überlaßen werden, oder auch wenn di Ausfur mit Auflagen belegt wird: das möchte wol beim ersten Anschein der Freiheit des Kommerzwesens zuwider zu seyn scheinen; allein di allgemeine Freiheit des Staats trit hir ein, wovon di Handlung nur ein Zweig ist. Es kan dem Regenten nicht so vil daran gelegen seyn, daß diser, oder iener Privatman ongeheure Summen häufe,

als vilmer daß der Staat in allen seinen Glid-
ern glüklich sei. Da indeßen durch di Hand-
lung Künste und Wißenschaften, vereinbart
mit tausendfältigen Vorteilen und Notwendig-
keiten, sich zu allen Völkern verbreiten und
dadurch ein vorteilhaftes Verker, eine erspris-
liche Vereinigung mit fremden Staaten gestiftet
wird, so ist dem Flor der Handlung alle ersin-
liche Freiheit zu gestatten, in so fern sich solche
mit der allgemeinen Wolfart des Staats
verträgt.

Di Freiheit, welche der Stand der Ge-
lerten genist, ist um so vernünftiger, um so
bewärter und süser, weil si zunächst an di
reine Vernunft hingrenzt. Der Weise ver-
achtet den Schein eines betrüglichen Glanzes,
verachtet das Blendwerk täuschender Vorstellung-
en von falscher Glükseligkeit, schäzt nur das,
was wirklich Warheit ist, was einen gewis-
sen und bleibenden Wert hat. Da der Ge-
lertenstand alle di Warheiten in sich faßt, wor-
aus richtige Begrise von den Dingen in der

Welt

Welt gefaßt werden, da im Tempel der Musen di Kerzen brennen, woran ieder di Lampe der hellern Vernunft anzünden kan, bei deren Schein man di Gegenstände deutlicher und beßer erkent; da di Wißenschaften di Beschaffenheiten aller Dinge vor Augen legen, di Vorurteile wegräumen und durch Unbefangenheit des Anschauns zu hellerer Erkentnis hinfüren; da es das eigentliche Geschäft der Gelerten ist, sich mit Warheiten bekant zu machen, welche zur waren Glükseligkeit hinfüren; da es ir eigentliches Geschäft ist, ire erworbnen Kentnise zum Besten irer verbrüderten Erdenbewoner anzuwenden und si durch iren Unterricht zu beßern Einsichten hinzuleiten; da aus diſem Stand alle di wichtigen Posten des Staats beſezt werden, welche di Rue, den Friden, di Ordnung, di Sicherheit, mit einem Wort di Wolfart der bürgerlichen Welt befördern ſollen, ſo ist wol nirgends der reine Begrif und vernünftige Genus der waren Freiheit mer zu ſuchen, als in diſem Stand. Der Begrif und Genus der Freiheit diſes Stands beſteht,

steht, nach seinem innern Wert, teils in den Vorzügen, di beßere Einsichten gewären, teils in der treuen Beobachtung obligender Pflichten und den damit verknüpften Vorteilen, nach dem Plan einer einmal eingefürten und aufs allgemeine Beste abzilenden Ordnung; nach seinem äusern Wert aber in gewißen Vorrechten und Vorteilen, di der Regent zur Aufmunterung, zur Nacheiferung, zu desto beßerer Beförderung und Ausbreitung der Wißenschaften sowol, als zu einer Belonung für ditenigen, so sich inen widmen, oder Verdinste darinnen erwerben, erteilt, wovon eins der vornemsten diser Vorrechte ist, daß di Musen überall iren Freisiz haben. Es würde unnötig seyn, wenn ich mich auf das weitere einlassen wolte, was an und vor sich bekant und einleuchtend ist. In der süsen Erinrung aber an meine Universitätsiare, wo ich, im Schos der Musen, so manches reine Vergnügen, so manche reuelose Freuden fand, wo ein Kuß und ein Handschlag so manche bidere Freundschaft schlos, deren Andenken meinem Herzen

noch

noch ein Andenken der Wonne ist, di oft aufrichtiger, vester und dauerhafter ist, als alle andre Freundschaften in der Welt, di oft bei höern Jaren in den entferntesten Gegenden noch mit dem wärmsten Gefül innigster Bruderlibe erneuert wird. In diser süsen Erinrung will ich mich noch mit verbrüdertem Herzen an di Musensöne auf Akademien wenden, um ein Wort akademischer Freundschaft zu sprechen.

Di Privilegien, so bei Gründung der Universitäten zu deren Anwachs und Aufname sind erteilt worden, gewären den Studirenden diser hoen Schulen ansenliche Freiheiten. Bei disen Freiheiten aber zeigte sich anfangs bald der Karakter der alten Teutschen, der sich bis auf ire spätesten Urenkel fortpflanzte. So wi di alten Teutschen ire Streitigkeiten durch Zweikämpfe ausmachten, so fingen auch di Musensöne, auf denen der Geist irer Vorväter ruete, an, dise Gewonheit, iren Freiheiten zufolge, unter sich einzufüren. So wi aber di Kaiser dise üble Gewonheiten des Faustrechts

längst

längst abgeschaft hatten, so hätten di Musensöne solche um so weniger wider hervorsuchen sollen, da si nicht als Kriger beisammen leben, sondern als fridliche Freunde der Musen. Unglükliche Vorfälle haben zwar von Zit zu Zeit di Vorsteher der Akademien und ire Landesherrn bewogen, alle Masregeln zu ergreifen, um di wunderliche Fede des Zweikampfs von dem fridlichen Siz der Musen zu verbannen, und doch haben di schärfsten Verbote dises Uibel noch nicht verdrängen können. Das iugendlichmänliche Feuer der Ehrbegirde, di im Schos der Wißenschaften erzeugt wird und inen so natürlich und beförderlich ist, lodert doch noch für eine gewiße Art von Genugtuung gegen gewiße Beleidigungen, für deren Rechtmäsigkeit doch kein einziger Grund in den Wißenschaften selbst ligt, di vilmer di reine Moral, als di vorzüglichste Wißenschaft, durch di dringendsten Beweggründe verwirft. Kan auch wol ie ein Gebrauch, der den grösten Zwang auferlegt, der augenscheinlichsten Gefar ausezt, mit reinen Begrifen warer

Frei-

Freiheit übereinstimmen? Solte wol eine Beleidigung, di oft unbedeutend ist, der Müe wert seyn, daß ein Son der Musen, der mit dem andern in den engen Banden akademischer Vereinigung auf einerlei Weg zu einerlei Zil wandelt, das Leben mit ihm aufs Spil seze? Solten hir nicht Warheiten in Erinrung kommen und ire Wirkung tun, di di Hörsäle leren? Solte eine grosmütige Aussönung nicht weit mer mit den Begrifen warer Ehre und Freiheit übereinstimmen? Wi? Wenn der eine in den Tod hinsinkt? — Welcher betäubende Schreken, welche Gewißensbiße müsen den andern nicht überfallen und bis ans Ende seiner Tage begleiten! Welche üble Folgen muß es nicht auf das ganze Glück seines Lebens haben! Welch ein Jammer mus es nicht für Eltern seyn, wenn der Son irer Hofnung auf der schönsten Laufban seines Lebens ein so unglükliches Schlachtopfer eines törichten Vorurteils wird! Freilich sinkt nicht ieder; aber welcher ist sicher vor dem möglichen Fall? Und wenn nur ein brauchbares Glid

ver-

verlezt wird, wodurch es zu gewißen Geschäften untüchtig bleibt, so ist es Schade genug, und kan dem Verlezten auf manche Art an seinem künftigen Glük hinderlich seyn. Da es aber ein undenkbarer Fall ist, daß di beleidigte Ehre nicht Genugtuung fordern solte und diser Grundsaz in den Gemütern der akademischen Welt zu tif eingewurzelt ist, sich solche selbst zu nemen, so solten Musensöne wenigstens doch alle ire Geisteskräfte anstrengen, ein solches Auskunftsmittel ausfindig zu machen, das mit weniger Gefar verbunden und doch Personen, di sich den Wißenschaften widmen, und von denen zu erwarten ist, daß si nach reinen Grundsäzen der Vernunft und Moral handeln, angemessen wäre.

Auch das Singen ist ein Gebrauch, der von den teutschen Vorvätern abstamt und, so wi der erstere des Zweikampfs durchaus verwerflich ist, so ist diser des Gesangs, der an sich unschädlich ist, gar wol zu dulden, wenn welche ire Freude daran finden. Der

Gesang war von ieher für alle Menschen etwas anziendes und aufheiterndes; selbst di Kirche gebraucht ihn. Der Gesang, wo vile Stimmen sich vereinigen, ist eine harmonische Zusammenstimmung brüderlicher Eintracht. Er ist gewißen Jaren und gewißen Gemütern besonders angemeßen. Wenn keine nidre entwürdigende Lider gesungen werden, sondern solche, di edle Gefüle der Geselligkeit erregen, der Würde und dem Vorzug angemeßen sind, so di Wißenschaften iren Freunden erteilen, dann wird auch onehin Ordnung, Mäsigkeit und Wolstand damit verbunden seyn, und ein solcher Gesang wird bleiben, was er ist und seyn soll: eine harmonische Zusammenstimmung brüderlicher Eintracht. Der Musenson, der in der Einsamkeit des Studirens lebt, sucht in seinen Zwischenstunden Zerstreuung, Aufheiterung und Gesellschaft, und zwar ein ieder nach seinem Temperament, nach seiner Gewonheit und nach seiner Neigung.

Das

Das akademische Leben hat mancherlei Freiheiten, und der Edle, der Vernünftige, wird nur di suchen und brauchen, di seiner Ehre und Bestimmung nicht zuwider sind.

Auch der Soldatenstand ist ein freier Stand für denienigen, der solchen freiwillig gewält hat. In iedem Stand ligen Bedingnise und Vorteile nebeneinander; wer di erstern erfüllt, gelangt zum Genus der leztern. Wer sich einem gewißen Stand widmet, di Pflichten erwägt, di diser Stand fordert, nach vernünftigen Vorstellungen und Absichten wält, genist di Freiheit seiner Wal; wer also in den Soldatenstand sich begibt, mus zwar den Verordnungen sich unterwerfen, di ihm diser Stand auferlegt, aber eben in diser Unterwerfung ligt der Genus militärischer Freiheit; es kan also alles, was ihm nach den Erfordernisen dises Stands auferlegt wird, kein Zwang für ihn genent werden, weil es vorher ihm freistund, di Lasten deßelben zu erwägen, solche mit seinen Absichten zusammen-

zuhalten, und so nach freier Willkür zu wälen. Für denienigen aber, der zu disem Stand mit List oder Gewalt gezwungen wird, bleibt derselbe kein Stand der Freiheit mer, sondern wird ein Stand des Zwangs, auch beim Genus aller militärischen Freiheiten, es müste denn seyn, daß Zeit und Gewonheit seine Gesinnungen änderten, und der Genus militärischer Freiheiten das Gefül des Zwangs unterdrükte. Wenn in dem Gemüt desienigen, der disen Stand aus eignem Antrib wälte, nach und nach eine Unlust über dise Art des Lebens entsteht, kan er nicht klagen, daß diser Stand ihn seiner Freiheit beraube, sondern seine veränderte Denkungsart beraubt ihn derselben. Derienige aber, so dazu gezwungen worden ist, und mit dessen Neigung und Denkungsart sich solcher ni zusammenreimt, hat gegründete Ursache über gekränkte Rechte der Menschheit zu klagen, und wird keine Gelegenheit zur Flucht versäumen, wodurch derienige nur strafbar werden kan, der auf rechtmäsige Art förmlich und gehörig angeworben ist.

ist. Es gibt Länder, deren inre Verfaßung es mit sich bringt, daß di Söne Soldaten werden; da nun dise Verfaßung das Bedingnis ist, unter welchem di Einwoner Schuz, Sicherheit und andere Vorteile genisen, so ist das als kein Zwang der Gewaltätigkeit anzusehen, sondern als ein Weg der Ordnung, auf welchem der Inwoner diienige Freiheit genist, welche di Staatseinrichtung, in der er lebt, mit sich bringt. Wo dise Ordnung einmal eingefürt und notwendig ist, fält es auch keinem schwer und befremdend; es ist vilmer für manchen Vater und seine Söne noch ein Glük, wenn er irer vile hat, one si ernären zu können; auf solche Art bekommen si doch Brod und Kleidung. Nicht ieder Boden ist so ergibig, daß er alle di närt, so drauf wonen, und nicht iedes Land kan fremde Truppen halten. Wenn also solche aus dem Land selbst errichtet werden müsen; welcher Einwoner ist nicht verbunden eine zeitlang Wache über sein Vaterland zu halten? und was ist vernünftiger, als daß di Reie an

solche Leute komt, di noch in iungen Jaren sind, wo si di erforderlichen Kräfte dazu besizen, und noch für kein Weib, für keine Kinder, für keinen Beruf zu sorgen haben?

Der Soldatenstand hat seine gute und seine schlimme Seite, wi ieder andre Stand in der Welt. Der Soldat hat zwar geringen Sold; aber doch Brod und in Fridenszeiten manche Gelegenheiten zum Nebenverdinst, manche Bequemlichkeit. Im Krig hat er oft manche Strapazen, aber auch manchen guten Tag. Er mus zwar sein Leben der Gefar ausszezen, aber er kan auch Beute erobern. Es ist kein Stand in der Welt, der den Menschen Gesundheit und Leben sichert und der nicht mit Ungemächlichkeiten verknüpft ist: Der Bergman mus sichs gefallen lassen, wenn di Dünste des Bergwerks ihm Lunge und Eingeweide verderben, wenn der Schacht sein Grab wird; der Taglöner mus sichs gefallen lassen, wenn ein Steinbruch, ein Baum ihn erschlägt; der Zimmerman mus sichs gefallen lassen, wenn

sein

sein Beil ihm einen Fus verlezt, wenn er vom Balken seines Baus zur Erde fällt; der Schiferdeker, der Maurer kan vom Dach stürzen, der Kaufman kan einen Unfall auf seinen Reisen haben, kan in di Hände der Räuber kommen, oder im Meer mit allen seinen Reichtümern ertrinken; der Gelerte ist weder für Hypochondrie, noch für irgend einen andern Zufall gelerter Krankheiten sicher, der ihm sein Leben abkürzen kan. Der Amtman kan sich zu tod amtiren, der Pfarrer zu tod predigen, der Kantor zu tod singen, und der Schulmeister sich zu tod buchstabiren; das Podagra kujonirt den Weichling auf seinem Kanapee und, der sich bei Uiberflus und Wolleben auf glükliche Mastung legt, kan leicht ersticken:

Ein ieder Stand hat seine Last,
Ein ieder Stand hat seinen Friden.

5tes Kapitel.

Uiber di häusliche Freiheit.

Di häusliche Freiheit ist dijenige, vermöge deren ein ieder ficher und ungestört in seiner Wonung leben kan, er mag als einsidelnde Person für sich allein, oder in einer gewißen natürlichen Verbindung leben, wi di eheliche ist. Ein ieder kan dise Freiheit genisen, er mag das Haus, worin er sich befindet, als Eigentum besizen, oder zur Mide drin wonen, oder auch nur einen Teil desselben zu seiner Wonung innen haben. Ein ieder, der ein Haus mit gewißen Gerechtsamen besizt und solches als Eigentum innen hat, kan zu allen Zeiten ungehinderten Gebrauch von disen Gerechtsamen machen und ein ieder, der ein Haus mit gewißen Gerechtsamen auf eine gewiße Zeit gepachtet hat, kan, so

lange diſe Zeit wärt, ſich one Hindernis aller bedungnen Gerechtſame bedinen; und wenn es nur ein Zimmer, ein Stübchen iſt, das er zur Mide hat, trit er, ſo lange di Mide dauert, in Anſehung der Bewonung und Benuzung, gleichſam in di Rechte des Eigentümers ein, kan daßelbe nach Wolgefallen öfnen und verſchliſen, kan es heizen und erleuchten und hat, neben andern bedungnen Gerechtſamen, freien Aus- und Eingang im Haus. Auf ſolche Art iſt ieder gleichſam ſein eigner Herr in ſeinem häuslichen Bezirk, es mag derſelbe ſein Eigentum ſeyn, oder nicht. Er kan darin nach Wolgefallen ſeine Geſchäfte treiben, ſeine Rue, ſeine Bequemlichkeit genißen, ſeine Perſon und ſeine Habſeligkeiten verwaren, one daß ihm iemand in alles das Einrede, oder Eingrife tun dürfte. Di Beſtimmungen diſer Verfaßung gründen ſich auf bürgerliche Rechte und Verträge. Di Unterſuchung aber diſer Rechte und irer Beſtimmungen, gehört hir nicht in meinen Plan und zu meiner Abſicht. Der Geſichtspunkt,

aus

aus welchem ich di häusliche Freiheit hir zu betrachten gedenke, ist der eheliche Stand, oder der sogenante Hausstand, wo ein Par Personen beiderlei Geschlechts sich zum Genus häuslicher Glükseligkeit vereinigen. Hir erscheint also der Man nicht in der Säre seines bürgerlichen Lebens, sondern in dem abgesonderten Bezirk seines Privatlebens; hir erscheint er als Hausherr, als Hausvater im engern Kreis seiner Familie, neben ihm seine Gattin als Hausmutter und um ihn seine Kinder und Dinstboten.

Was ist di Bestimmung der Menschen auf Erden in Ansehung ires natürlichen Zustands und ires geselligen Lebens? Wozu sind Menschen von beiderlei Geschlecht vorhanden? Warum, oder zu welchem Entzwek sind si mit dem natürlichen Trib der Begattung versehen? Damit si sich fortpflanzen, damit dise Erde bevölkert werde. Eben darum hat der Schöpfer disen Trib mit so vilen Reizen, di Befridigung deßelben mit so vilem Vergnügen verbun-

bunden, damit der Entzwek deßelben um so sichrer erreicht werde, damit diser geräumige Wonplaz der Erde, seiner Bestimmung gemäs, überall mit vernünftigen Bewonern angefüllt werde, di das Glük des Daseyns auf derselben genisen. Wi aber soll dise Absicht erreicht werden? Ist es genug, wenn di Menschen, gleich unvernünftigen Tiren, di blindlings dem Zug ires Instinkts folgen, bei der iedesmaligen Erwachung des natürlichen Tribs, ire Lust an iedem zunächst vorkommenden Gegenstand befridigen? Wi ser würde nicht bei einer so willkürlichen Vermischung di ware Bestimmung der vernünftigen Erdenbewoner verfelt! In welcher Unordnung, in welcher Verwilderung, in welch einem vernachläßigten nidrigen Zustand würden si da nicht leben? Wo blibe das reizende, anmutige Glük abgesonderter persönlicher Libe und Geselligkeit? Wo blibe di zärtliche Sorge für di Kinder? Wo di Erziung und Ausbildung der Menschen? Wo der gegenseitige Beistand? Wo das Glük und di Dauer einer zärtlichen Vereinigung?

Di

Di Menschen haben nicht blos einen natürlichen Instinkt und deßen Befridigung zum Zwek irer Vereinigung und Fortpflanzung; im Menschen wont ein gewißes inres Gefül, das der Würde des Menschen, als des Urbilds der Schöpfung, den erhabensten Vorzug gibt und seiner hoen Bestimmung so angemeßen ist; — das ihn nicht blos zur körperlichen Vermischung hinfürt, sondern zur sanften Selenvereinigung des Herzens, di einen weit höhern Wert, weit mer Reize, eine weit vestere und längere Dauer hat und ihm den schönsten Grund irdischer Seligkeit gewärt. Dises inre Gefül erwacht bei dem unverdorbnen Menschen gemeiniglich früer, als er mit den äusern Teilen seines natürlichen Instinkts bekant wird, und schaft eine Neigung, mit der er, bei den mancherlei vorkommenden Gegenständen, an demienigen haften bleibt, deßen Gesichtszüge am meisten Eindruk auf seine Einbildungskraft machen und seinem Ideal von Vollkommenheit am nächsten komm n, deßen sitliches Betragen, deßen Denkungsart mit

sein-

seinem Karakter und Temperament, am besten übereinstimt, oder wo gewiße inre Empfindungen einer verborgnen Selenharmonie in Bewegung kommen, di, gleich der magnetischen Kraft, Herzen aneinander feßelt. Wenn auch dise Einwürkungen nicht allemal zugleich vorhanden sind, so schaft doch öfters eine di andre. Dise Neigung des innern Gefüls fürt den Menschen gleichsam selbst in di glükliche Schranken einer gewißen Ordnung, zu einer dauerhaftern Vereinigung, und macht di Bestimmung beiderlei Geschlechts nicht blos zu einem veränderlichen Zustand des natürlichen Instinkts, sondern zu einem moralischen Zustand des geselligen Lebens, folglich zu einem freien Stand der natürlichmoralischen Vereinigung nach Vernunft und Ordnung, dergleichen di Ehe ist, di sich in der bürgerlichen Welt zur Aufrechthaltung und Bevestigung aügemeiner Glükseligkeit geformt hat. Nach diser Einrichtung ist der Stand der Ehe eine moralische, natürliche Verbindung zweier Personen beiderlei Geschlechts, um, durch di erlaubte

laubte und zwekmäsige Befridigung des natürlichen Tribs, di Fortpflanzung zu befördern und einander gegenseitigen Beistand zu leisten, um, in diser moralischnatürlichen Vereinigung nach den Gesezen bürgerlicher Ordnung, das Glük des häuslichen Lebens zu erzilen, das auf dem gegenseitigen innern harmonischen Gefül sich gründet, so wi auf gegenseitiger Genugtuung. Daß das Band der Ehe durch pristerliche Einsegnung bevestigt und eingeweiet wird, ist eine ehrwürdige, heilsame und notwendige Verordnung des Staats; denn Menschen, di in dise Verbindung tretten, tun den wichtigsten Schritt ires Lebens, wovon ire ganze Wolfart abhängt; di Religion ist doch einmal das gröste Kleinod der Menschen, warum sollte si bei der wichtigsten Angelegenheit nicht zu Hülfe genommen werden, um ir dienige Wichtigkeit zu geben, damit eine so interesßante Verbindung, von der das Wol eines ganzen Lebens abhängt, nicht mit gleichgültigen und leichtsinnigen Augen angesehen wird? Durch di pristerliche Einsegnung wird der

Stand

Stand der Ehe zu einem moralischen Stand geheiligt, und di Verlobten erinnert, daß nicht di Befridigung des natürlichen Tribs der einzige Zwek irer Verbindung sei, sondern auch Glükseligkeit des häuslichen Lebens, di durch ein moralisches Betragen erzilt wird und durch di Dauer einer gegenseitigen Libe und Eintracht, so wi überhaupt durch di gesamte Vereinigung ehelicher Tugenden, di aus der Religion geschöpft werden.

Der Ehestand ist kein Stand des Zwangs, wi manche meynen, sondern ein warer Stand der Freiheit. Personen, di in denselben eintretten, fangen nun an, ire kleine Kolonie in der gesellschaftlichen Welt anzulegen. Alles bekomt nun eine ganz andre Gestalt: ire Absichten, ire Handlungen, ire Geschäfte, ire Umstände und Verhältnise; mit einem Wort: ir ganzes Leben bekomt nun seine planmäsige Einrichtung, seine Rue, seine Bequemlichkeit, di Form und das Zil seiner Bestimmung. Diser Stand hat unzälige Annemlichkeiten, di das

ehe-

elose Leben nicht hat und di Ordnung, in welche diser Stand versezt, macht, daß der Genus desselben um so schmakhafter ist. Das Glük, das das Gefül gegenseitiger Libe gewärt, der es nun erlaubt ist, sich in irer ganzen Fülle zu ergisen, zeigt sich hir in seinem ganzen ungestörten Umfang. Alles was der Bezirk des ehelichen Lebens in sich faßt, gewärt den Verbundnen einen unumschränkten Genus ires Glüks: alle Freuden, alle Gemächlichkeiten, alle Freiheiten, so in disen Grenzen ligen, können nun ungestört genosen werden. Wenn nun harmonische Eintracht di Gemüter vereinigt, wenn in irem Umgang Aufrichtigkeit, Treue und Friden herscht, o! dann wird iede irer Absichten, iede irer Unternemungen gedeien und si werden auf sanften Rosenwegen zum Zil irer Zufridenheit gelangen. So wi beide zu einerlei gemeinschaftlichem Zwek vereinigt sind, so werden auch beide ire Kräfte zur Erreichung dises Zweks vereinigen, iedes wird Sorge für das andre tragen, iedes wird di Rue, di Zufridenheit, das Beste des an-

dern

dern zu befördern, seine Wünsche, seine Absichten zu erfüllen suchen, ein iedes wird di Last des andern zu erleichtern sich bestreben; di Kümmernise des einen werden di Kümmernise des andern, di Freuden des einen di Freuden des andern seyn. Di Kinder, so in irem Schos aufwachsen, sind Freigeborne des Ehestands, dürfen nicht, gleich unehelich erzeugten Kindern, darüber seufzen, daß si di Früchte einer törichten und verbotnen Libe geworden sind; ire Eltern können si also nach irer Absicht erzien und si unter irer Aufsicht gegen alles verwaren, was inen nachteilig ist. Da si ir Ebenbild in inen hergestellt sehen, da si solche als Abkömlinge aus irem Geblüt, als Früchte ires ehelichen Standes anzusehen haben, wi ser mus das nicht ire gegenseitige Libe erneuern, verdoppeln und erhöen! Wi ser wird das nicht iren Fleis und iren Eifer in iren Geschäften anfachen! Si wißen nun, für wen si, auser sich, arbeiten; si wißen nun, wer ire Güter, wer di Früchte des Fleises, di si samlen,

bekomt : di aus iren Lenden entsproßen sind, di Zweige irer Libe, di iren Namen füren, dise ire Kinder sind ire Erben.

Freilich sind di Ehen selten, di alles Glük, alle dazu nötige Vollkommenheiten in sich faßen. Di menschlichen Schwachheiten gebären überall Mängel; es ist also eine der ersten moralischen Pflichten, welche Eheleute zu beobachten haben, daß eines des andern Feler mit Geduld trage, daß ein iedes Nachsicht mit den Schwachheiten des andern habe, daß iedes das andre zurecht weise und mit Sanftmut zu beßern suche. Di Menschen sind nicht immer sich selbst gleich, auf di heitersten Stunden trit oft di Dunkelheit einer übeln Laune ein, di ire Mine und ir Betragen ändert; ieder hat sein Temperament, das seinem ganzen Karakter, seiner iedesmaligen Art des Verhaltens Form und Bestimmung gibt, das sich über sein ganzes Leben verbreitet, und das bei dem einen schwächer und gemischter, bei dem andern stärker

und

und einfacher ist. Das Temperament läßt sich nicht umändern, aber lenken und leiten läßt es sich; Personen nun, di in einem so vertrauten Umgang, in einer so naen Verbindung des häuslichen Standes leben, müsen notwendigerweise auch nach und nach bekant und vertraut mit irem gegenseitigen Temperament werden; desto leichter wird es inen also auch, wenn si sonst aufrichtige Libe geneinander hegen, sich in das Temperament des andern zu fügen und di Schwachheiten deßelben zu ertragen, denn di Libe deket alles zu und, wer Klugheit genug besizt, wird es zu einem guten erwünschten Zwek hinzuleiten wißen. So werden selbst Feler und Schwachheiten di Rue, den Friden, so wi den gesamten freien Genus häuslicher Glükseligkeit nicht stören bei Personen, di, von reiner Libe beselt, in vernünftigem Umgang beisammen leben, und ire Verbindung wird also nimals ein drükendes Joch werden.

Daß der Ehestand manche Anfechtungen, manche Kümmernise, manche Leiden hat, daß ihn manche widrige Zufälle treffen, daß er mit manchen Beschwerden verbunden ist, das stört seine Freiheit noch nicht. Wo ist ein Stand auf Erden, der von widrigen Zufällen und Beschwerden befreiet wäre? Und in welchem Stand laßen sich solche leichter ertragen, als im Stand der Ehe? Hir ist ein zärtlicher Gatte, eine zärtliche Gattin, deren iedes für das Wol des andern besorgt ist. Hir sind zärtliche Eltern und zärtliche Kinder, deren iedes sein Glük, seine Rue, seine Zufridenheit in der Zufridenheit des andern sucht. Hir sind alle Kräfte vereinigt, di Beschwerden des häuslichen Lebens gemeinschaftlich zu tragen; und rüken widrige Ereignise heran, so erleichtert si di allgemeine Teilname. Jedes eilt dann mit seiner Hülfe herbei, iedes trauert, iedes weint mit dem andern, iedes spricht dem andern Trost und Beruigung zu. Demjenigen, der auser einer solchen Verbindung

lebt,

lebt, stirbt zwar kein Kind, das ihn in Trauer versezt; dafür genist er aber auch di Vaterfreuden nicht, di Kinder gewären. Ihn versezt zwar keine auf dem Krankenbet schmachtende Gattin in Kummer, dafür hat er sich aber auch des treuen Beistands in seinem Hauswesen und der Wonne irer Umarmung nicht zu erfreuen, di eine aufrichtige Libe gewärt. Treffen ihn widrige Ereigniſe, so ist keine treue Gattin, so sind keine treue Kinder um ihn, di mit redlichem Eifer um ihn besorgt sind; kaum findet sich oft ein aufrichtiger Freund, der ihm Beistand, Trost und Erleichterung verschaft.

Daß aber manche Ehen wirklich und durchaus unglüklich sind, das hebt di Warheit noch nicht auf, daß der Ehestand ein an sich freier Stand ist, sondern beweist nur aufs neue und einleuchtendste den durch di Erfarung tausendfältiger Beiſpile erprobten Saz, daß auch hir di Leidenschaften es sind, welche diſem Stand seine Freiheit rauben und ihn zu

ein-

einen unerträglichen Joch machen und daß auch hir di Vernunft es ist, di disem Stand sein Glük und seine Zufridenheit gibt und erhält. Mancher läßt sich von einer magischen Kraft der Libe hinreißen, äusere Reize bemächtigen sich seiner Sinne, bezaubern und feßeln sein Herz, er weis sich auser dem Besiz seiner Gelibten kein Glük zu denken und verspricht sich Seligkeiten in irem Schos, mit schnellen Schritten und libetrunknem Herzen eilt er dem glüklichen Tag entgegen, der das sanfte Blumenband einer ewigen Umarmung um si winden soll! — Das Zauberband ist geschloßen, er trinkt den Becher der Wonne bis zur Berauschung, der Taumel verlirt sich, mit schmachtenden Bliken betrachtet er di Rose, di er gepflükt hat und fült Dornen unter iren Blättern, er spilt mit seiner Rose noch eine zeitlang, aber ire Blume fällt ab und verwelkt — nun fängt seine Libe an, zu erkalten, di Erkaltung fürt auf beiden Seiten zu aufmerksamer Untersuchung und überall finden sich auf beiden Seiten Mängel und Unvollkommenheit-

heiten, es entsteht Ekel, Verdrus und Unzufridenheit und zulezt ein gänzlicher Häß, der das geträumte Paradis zu einer Hölle macht. Aeusere Reize und Vollkommenheiten der Sinne können wol anfangs berauschen und di Sele eine zeitlang täuschen; aber di Reize der Tugend sind unverwelklich, inre Vollkommenheiten, auf welche di Vernunft ire Augen richtet, machen warhaft glüklich und ersezen den Mangel aller äusern nichtigen Reize. Manche sehen di Befridigung des natürlichen Tribs als das einzige Zil irer Verbindung an. Da eine solche Gesinnung am wenigsten mit einer waren Libe des inneren Gefüls verbunden ist, trit si bei verfelten Absichten leicht aus den Schranken, läßt sich leicht von dem Reiz andrer Gegenstände hinreißen und überläßt sich Ausschweifungen, di unvermeidliche Unzufridenheit, Unordnung und Zerrüttung des häuslichen Lebens nach sich zien müsen. Dise und alle andre Leidenschaften, di durch Vernunft weder gedämpft, noch gemäsigt werden, machen disen sonst so wonnevollen freien Stand

zu einen Stand des Zwangs, des Jammers und des Elends. Manche sehen bei irer Verbindung nur auf Reichtümer, di Person mag sonst beschaffen seyn, wi si will; si untersuchen bei einer solchen Wal nicht erst, ob der Gegenstand irer Vereinigung auch di Kunst der Haushaltung, Fleis, Geschiklichkeit, Tugend, Verstand, Einsichten und Güte des Herzens besizt, welches eigentlich di waren und grösten Reichtümer sind; denn dadurch laßen sich Reichtümer erhalten und erwerben; dise Eigenschaften sind es allein, welche Glükseligkeit ins häusliche Leben bringen; one dise Eigenschaften kan der häusliche Stand, bei allen seinen irdischen Reichtümern, ein Stand des Kummers, der Unzufridenheit und einer unausbleiblichen Unordnung werden, auch zulezt gar ins Verderben und in Armut herab sinken. Di Verbindung der Armen fällt oft glüklicher aus, als di Verbindung der Reichen, weil si sich gemeiniglich auf Fleis und aufrichtige Neigung einer gegenseitigen Libe gründet. Bleiben dise beiden Eigenschaften in irer Ver-

einig-

einigung, so entsteht eine Zufridenheit daraus, di man in nidern Hütten oft zu seiner Bewundrung in irer schönsten Einfalt und Vertraulichkeit findet. Di Lasten, di indessen durch di Folgen ganz armer Verbindungen dem Staat anheimfallen, geben zwar Veranlaßung zu dem politischen Grundsaz, dise Arten von Verbindungen einzuschränken — es müsen oft Grose und Reiche ire Neigung unterdrüken, oder ir oft gar entsagen, wenn dergleichen Verbindungen ein Gegenstand des Interesße und der Politik werden — allein Interesße und Politik sind ganz andre Dinge, als Rechte der Natur, und disen Rechten trät ein solcher Grundsaz der Einschränkung ehelicher Verbindungen der Armen zu nae. Nicht ieder arme Taglöner hat Gelegenheit, so vil zu erwerben, als zum Eintrit in den ehelichen Stand allenfalls möchte vestgesezt werden; aber ieder fült doch den Trib der Begattung und eine gewiße Neigung, dazu oft eine wärmere Libe, als der Reiche, deßen Herz oft an zu vilen Nebendingen hängt. In

der

der Verbindung mit dem Gegenstand, den er libt, besteht oft das ganze Glük seiner Armut; warum wollte man ihm dises einzige Gut, so er auf Erden besizt, nicht vergönnen? Seine Libe wird seinen Fleis anspornen, und sein Fleis wird ihn nären; di Sperlinge finden ia auch ir Korn, und di Welt braucht auch arme Taglöner.

Di fernere Freiheit, so in dem ehelichen Stand herscht, besteht in dem Verhältnis der Kinder mit iren Eltern, in dem Verhältnis der Dinstboten mit irer Herschaft.

Di Kinder stehen zunächst unter der gütigen Aufsicht irer Eltern, si haben di gerechtesten Ansprüche auf di mütterliche Pflege, auf di väterliche Fürsorge; ire Eltern sind verbunden, für ire Narung, für ire Kleidung, für ire Erziung und für di Anstalten zu irer zeitlichen Glükseligkeit zu sorgen. Erfüllen Eltern dise wichtige Pflichten, dann können si auch verlangen, daß ire Kinder,

di

di von inen erzeugt sind, inen auch alle Dankbarkeit, Treue, Ehrfurcht und Gehorsam beweisen. Durch diſes gegenſeitige Verhalten wird der häusliche Stand eine Pflanzſchule der Freude und des Glüks für Eltern und Kinder. Di vornemſte Pflicht der Eltern alſo iſt in ſolcher Rükſicht di Erziung irer Kinder, deren glüklicher Fortgang um ſo mer Gedeien haben wird, wenn ſi inen durch di Behutſamkeit ires Betragens ein Muſter der Nachamung werden; denn das Verhalten der Eltern macht den ſtärkſten Eindruk auf di Kinder. In der Erziung nun mus ſich di Fürſorge der Eltern auf iren Körper ſowol, als auf ſitliches Betragen, auf Ausbildung des Geiſtes und Moralität des Herzens erſtreken. Manches Kind wird durch di Nachläßigkeit ſeiner Eltern zum Krüpel, manches wird durch eben ſolche Nachläßigkeit, durch Unreinigkeit ſo verdorben, daß di Stärke und Geſundheit ſeines Körpers darunter leidet. Es gibt Eltern, di es für eine Hartherzigkeit anſehen, wenn ſi nicht, auf

das

das iedesmalige Verlangen irer Kinder, deren Hunger bis zum Übermas stillen; dadurch machen si aber solche zu künftig unmäsigen und unersätlichen Menschen. Kinder darf man nicht Not leiden laßen, ir Körper ist in seinem Wachstum und verlangt beständigen Zuflus an Narung; Kinder bedürfen daher öftere, aber mäsige Narung, wenn ire Gesundheit damit bestehen und ir Wachstum gehörig befördert werden soll. Es ist eine ungereimte Schwachheit mancher Eltern, wenn si ire Kinder sorgfältig gegen iedes raue Lüftchen verwaren. Kinder müsen in früen Jaren an Wind und Regen, an Kälte und Hize gewönt werden, dadurch wird ir Körper abgehärtet und dauerhaft, dadurch wird er in den Stand gesezt, in höern Jaren eine iede Witterung auszuhalten, one daß solche eine schädliche Wirkung auf di Gesundheit ires Körpers hat. Es ist aber eben so ungereimt, und noch ungereimter, Kinder sogleich bei irer Geburt aus dem warmen Schos der Mutter ins kalte Bad zu bringen, und in

den

den ersten Wochen iren Körper abhärten zu wollen, ehe noch di zarten Teile deßelben einige Vestigkeit erlangt haben. Es hat alles sein Mas und seine Grade. Di Natur geht nicht vom heisen August sogleich zum kalten Januar über, si geht Schrit vor Schrit, der Herbst ist erst noch zwischen Sommer und Winter, und, disem Gang der Natur folgen, ist Klugheit.

Di Sitlichkeit ist das erste, was an einem Menschen in di Augen fällt und wornach ihn sogleich ieder beurteilt, es ist solche auch eine ware Zirde des Menschen, es ist solche seine erste Empfelung und befördert oft sein ganzes Glük in der Welt, oder legt doch wenigstens den ersten Grund dazu. Eltern haben also alle Fürsorge nötig, ire Kinder zu gesitteten Menschen zu machen, inen Höflichkeit und ein wolanständiges Betragen einzuprägen, wenn si anders wollen, daß ire Kinder, gleich gangbaren Münzen, in der gesellschaftlichen Welt fort kommen und, durch

Em-

Empfelung guter Sitten, den Weg zu irem Glük banen sollen. Es ist aber nicht genug, daß Kinder zu äuserlich gesitteten artigen Menschen geformt, si müsen auch zu tugendhaften Menschen gebildet werden. Das Herz der Kinder mus gebeßert und zum guten hingeleitet werden. Wenn ein Mensch ein noch so wolanständiges Betragen beobachtet, äusert aber dabei eine nidrige Denkungsart, gleicht er einem glänzenden Gefäs, das mit Unreinigkeiten angefüllt ist. Tugend macht warhaft ehrwürdig, empfelungswert und glüklich. Eltern, di dem Herzen irer Kinder gute Empfindungen einflösen, gute Neigungen in inen erweken, geben iren Kindern einen grosen Schaz, der inen einst den freiesten Genus der reinsten Glükseligkeit verschaft. Durch Tugend werden si zum Fleis, zur treuen Beobachtung irer Pflichten, zum fridlichen Umgang mit iren Nebenmenschen geschikt werden; durch si angefeuert, werden si, bei allen Vorfallenheiten des Lebens, Mäsigung, Geduld und Gelaßenheit behalten und bei den widrigsten Zufällen,

bei den grösten Verwirrungen, Mut, Standhaftigkeit, Zufridenheit und Rue des Geistes besizen. Di Tugend wird si zu rechtschafnen und getreuen Bürgern so wol, als zu guten Hausvätern und Hausmüttern machen. Jemer di Eltern dabei bedacht sind, iren Verstand auszubilden, desto mer werden si si in den Stand sezen, allemal di richtige Wal von dem zu treffen, was inen gut ist. Der Geist des Menschen ist sein Fürer; disen durch das Licht der Warheiten zu erleuchten, ihn mit allen nötigen Kentnisen auszurüsten, daß er geschikt wird, richtige Begrife von den Dingen zu faßen und richtige Urteile damit zu verbinden, inen gute Verhaltungsregeln, heilsame Leren der Vorsicht und Klugheit zu geben — das mus das vornemste Geschäft, di fleisigste Sorge rechtschafner Eltern seyn. Da si das selbst nicht alles versehen können, müsen si si um so fleisiger zur Schule und zum Lernen anhalten und ni zugeben, daß si saumselig darin sind. So wi es di bürgerliche Bestimmung der Menschen mit sich bringt, daß

ieder sich einem künftigen Stand widmet, so ist es eine dringende Obligenheit der Eltern, früzeitig alle Anstalten dazu zu treffen, iren Kindern alle Mittel herbei zu schaffen, di si in den Stand sezen, sich alle nötige Geschiklichkeiten zu erwerben, di ir gewälter Stand und künftiger Beruf von inen fordert; dadurch bekommen ire Kinder einen bleibenden Reichtum, der sich ni verlirt und werden zu warhaft freien und glüklichen Menschen.

Nichts solten Eltern, di nun einmal wißen, was zum ehelichen Stand gehört, sich angelegner seyn laßen, als ire Kinder durch eine behutsame kluge Anweisung zu disem Stand gleichsam vorzubereiten. Si solten disen Stand inen stets als di vornemste und wichtigste Bestimmung des Weltbürgers schildern, solten inen solchen stets als das gröste und schönste Glük vormalen, solten inen oft in irem Beispil, wenn es anders nachamungswürdig ist, zeigen, was für eine Seligkeit es ist, mit einer gelibten Person in einem

so vertrauten und vergnügten Umgang zu leben und solten si durch dise Vorstellungen ermuntern, sich vor Ausschweifungen zu bewaren und gegenwärtig nur darauf bedacht zu seyn, sich alle di Vollkommenheiten zu verschaffen, um würdig und geschikt zu werden, künftig mit einer Person von änlichen Vollkommenheiten in disen Stand einzutretten und ein änliches Glük zu genisen. Wenn diser Zwek glüklich erreicht werden soll, haben Eltern alle Vorsicht nötig, ire Kinder vor Verfürung zu verwaren. Kinder, di durch das gute Beispil und di fleisigen Ermanungen irer Eltern zum Guten angewisen werden, werden nicht leicht davon abweichen; wenn si aber, zumal in der früen Jugend, wo ire Uiberlegung noch nicht reif ist, in den Umgang solcher Kinder kommen, di durch schlechte Erziung vernachläßigt, durch schlechte Beispile irer Eltern verdorben sind, können si leicht Anleitung bekommen, di irem künftigen ehelichen Glük den gröSten Nachteil bringen können.

Solten aber Eltern den widrigen Fall erleben, daß eines irer Kinder an dem Seil verbotner Libe über di Grenzen häuslicher Eingezogenheit hinaus schritte, daß daßelbe sich törichten Ausschweifungen überlis, di Folgen hätten, wodurch es der häuslichen Freiheit väterlicher Aufsicht durch obrigkeitliche Hände entrißen würde, — o! dann wäre es zu hart, ein solches Kind, wenn es möglich ist, nicht in väterliche Obhut zurük zu nemen, wo es solche am meisten bedarf; dann wäre es zu hart, ein solches Kind zu verstoßen, und es dadurch fernern Ausschweifungen preis zu geben, wodurch es ein Sklav des Elends werden kan. Eltern haben in solchen Fällen, stat grausamer Vorwürfe und Andungen, sich selbst zu prüfen, ob nicht etwa selbst in irem Beispil, oder in allzugroser Nachsicht di Schuld der Vergehung ligt? Selbst allzugrose Strenge kan Kinder zu entgegengesezten Absichten und, bei vorkommenden Gelegenheiten, zu desto gröserer Ausartung verleiten. Eltern haben in dergleichen Fällen, zu irer Besänftigung, zu erwä-

gen,

gen, daß di menschlichen Schwachheiten es sind, di das Feuer der Jugend heimlich nären, daß ire Leidenschaften es sind, di inen di Brüke bauen, auf der si in di Lustgefilde sorgenlos überwandern, wo es alsdenn ser leicht geschehen ist, daß sinliche Reize si, gleich Irlichtern, auf Abwege füren.

Wenn ein Kind, durch eine besondre Neigung zu einer Person hingerißen, das väterliche Haus verläßt und, wider den Willen seiner Eltern, sich heimlich mit ir verbindet, dann hat freilich ein solches Kind sich dem Schos häuslicher Freiheit vorsezlich entzogen; allein es wäre Grausamkeit, daßelbe gänzlich zu verstosen, zumal wenn es nur der Absicht, nicht aber dem Wol und der Ere des Hauses zuwider ist. Wenn nun dann eine solche Ehe wirklich das Zil irer Absicht erreichte, wenn di Personen wirklich das Glük fänden, das si in irer Verbindung suchten und Jare Zeugen davon wären — o! dann wäre es di gröste Unbilligkeit, wenn Eltern auf irer Abneigung

dagegen beharrten! Wenn dann noch dazu solche Personen darüber in Not und Elend kämen und doch auch hir noch ire gegenseitige Libe und Treue sich bewärte — o! dann wäre es di gröste Grausamkeit, inen di väterliche Hülfe zu entzien, si in Armut schmachten zu laßen und dadurch ein Glük zu stören, das, unter bessern Umständen, in der schönsten Blüte stünde und den besten Flor gewinnen könte. Was macht di Menschen glüklich? Ist es nicht eben das, was si oft unglüklich macht, ire Neigung? Und wenn nun dise Neigung eine solche Vereinigung stiftet, deren Glück sich durch di Stärke und Dauer der Libe, der Treue, des Fridens und der Zufridenheit selbst unter den mißlichsten Umständen bewärt — o! dann hat si ia doch das vernünftigste, beste Zil erreicht, und Eltern sind dann verbunden, den Segen drüber zu sprechen.

Wenn selbst der eheliche Stand noch so vile Mängel und Unvollkommenheiten in sich

schliſt,

schlist, was würde aus den Menschen werden, wenn si auser solchem lebten?

Selbst di Dinstboten genisen das Glük der Freiheit im häuslichen Stand. Si sind nicht Sklaven irer Herrn und Frauen, wi es sonst bei den alten Teutschen, den Römern und Grichen war, und wi es noch bei so manchen Nationen ist, deren Glük und Leib und Leben in irer Gewalt stund; nein! si dinen inen als freie Menschen, di sich von irem Dinst losreißen können, wenn er nicht nach iren Wünschen ist. Ir Dinst beruet auf gegenseitigen ungezwungenen Bedingnisen; für gewiße Dinste, so si leisten, erhalten si einen bestimten Lon; si nemen also ungestörten Anteil an diser oder iener häuslichen Freiheit, nach der Art und in dem Grad, wi solche di Erfüllung der Bedingnise bestimt. Wenn nun Dinstboten Treue, Fleis, Ehrfurcht und Gehorsam auf gebürende Art beweisen und tun, was si zu tun schuldig sind; und Herrn und Frauen beobachten irer Seits ire Pflichten

ge-

gegen si, sowol durch Darreichung ires bedungnen Lons, als durch Erleichtrung irer Arbetten und durch libreiche, sanftmütige Begegnung — o! dann kan der Dinstbote im freien Genus des Glüks und der Zufridenheit leben, di innerhalb den Grenzen seines Standes ligt.

Dia-

Dialogisches Fragment,

als

Appendix dises Kapitels.

Die redenden Personen sind:

1.) Ein evangelischer Landgeistlicher und seine Frau. H. Pf. Fr. Pf.
2.) Ein Filosof. F.
3.) Ein schöner Geist. G.
4.) Ein Advokat. A.
5.) Ein Kapuziner. K.

Dise Personen werden durch ire Anfangsbuchstaben angezeigt.

Frau Pf. Aber st haben einen harten Stand, H. K.

K. Es ist nichts hart, was man zu ertragen gelernt hat.

F. Da haben si recht: unsre Urteile richten sich nach den Vorstellungen und Begrifen, di wir uns von einer Sache machen, und darnach richtet sich dann auch unsre Neigung. Daher komt es, daß Menschen gewiße Dinge sich als angenem denken, di es im Grund nicht sind.

Fr. Pf. Ei was! mit iren Begrifen und Vorstellungen! Ich weis doch, daß di Neigung diser Herrn mit iren Begrifen und Vorstellungen so ser nicht übereinstimt.

K. Wi so?

G. Di Frau Pfarrerin werden der Meinung seyn, daß si dem schönen Geschlecht nicht feind seien.

Fr. Pf. Si sind ser galant, H. G.! daß si mich der Verlegenheit entrißen haben zu antworten. Dise Bemerkung habe ich noch an allen Ordensgeistlichen sowol, als Landgeistlichen gemacht, di ich kenne.

K. Wi solten wir inen feind seyn? Di Religion empfilt uns ia di Menschenlibe.

F.

F. Herr K. Si verwechseln di Begrife: es ist hir nicht von der Menschenlibe im allgemeinen di Rede, sondern von der Neigung zum andern Geschlecht.

K. Das heilige Gelübde der Keuschheit befilt uns, diser Neigung zu entsagen.

F. Kan auch ein Gelübde stat finden und heilig seyn, das mit den Absichten des Schöpfers streitet? Was sagen si dazu? Herr Pfarrer!

Pf. Nimmermer! Gelübde, di den Absichten Gottes entgegen sind, sind an und vor sich ungültig.

G. Ums Himmels willen, Herr Pfarrer! Si räumen disen Herrn zu vil ein! Auf solche Art dürften si ia tun, was si wolten.

Pf. Das verbeut der Wille Gottes im 6ten Gebot.

K. Im 7ten.

Pf. Ist eben das.

A. Richtig! solst beim Frauenzimmer nicht stelen.

F.

F. Nun sagen si mir doch, Herr K. wozu sind beiderlei Geschlechter vorhanden? Hat dise Veranstaltung Gottes nicht di Fortpflanzung zur Absicht? Was für schöne, robuste und gesunde Leute gibt es nicht in all den verschidnen Orden! Was für herliche Produkte könten di nicht lifern! Wi mancher Künstler, wi manches Genie, wi mancher grose Man könte nicht aus inen hervorkeimen, der im Stand wäre, der Welt di wichtigsten Dinste zu leisten. Denken si sich einmal alle di Klöster in Europa und sagen si mir, ob nicht di Generationen viler Menschengeschlechter in inen begraben ligen, denen si ir Daseyn rauben?

K. Es gibt Menschen genug auf der Erde.

F. Und können noch zweimal sovil drauf leben.

K. Aber wi? Hindern di, so da sind, einander genug und können sich oft kaum nären.

F. Das würde sich alles geben. Können di Menschen so vile Klöster ernären, so können si noch weit leichter sich selbst ernären. Wenigstens können doch alle di Embryonen, welche das Gelübde der Keuschheit irer Menschwerdung beraubt, von iren heiligen Stifvätern verlangen, daß si si hervorbringen.

R. Wi wollen si das verlangen?

F. Durch den natürlichen Trib. Wenn mein Vater mich nicht gezeugt hätte, wolte ich so lange in ihm getobt haben, bis er mich hervorgebracht hätte.

G. Ich denke aber, der Embryo ligt im Schos der Mutter.

F. Nun so ligt doch di beselende Kraft im Vater, di den Embryo von seinen Feßeln entledigt.

R. Meine Herrn! Si werden mir zu profan.

F. In disem Punkt sind wir alle profane Menschen. Dürfen si sich denn in

keine

keine Untersuchung natürlicher Warheiten einlaßen ?

K. Das Gelübde der Keuschheit fordert von uns, daß wir einen Schleier vor solche Vorstellungen zien.

G. Drum sind ire Nonnen so verschleiert. O! glauben si mir, es würde manche Nonne gern iren Schleier in den Näepult verschlisen und sich inen in di Arme werfen.

K. O heiliger Nepomuk!

G. Nun was wärs denn? Si sind ia noch ein schöner iunger Man.

K. Wi solten Leute an so was denken, di das Gelübde der Keuschheit getan haben?

F. Wäre denn das eine Unkeuschheit, wenn si eine Nonne heirateten?

K. O heiliger Nepomuk!

F. Glauben Si dann, daß der Herr Pfarrer hir kein keuscher Man sei? Es kan ein Man ein Duzend Kinder zeugen und doch dabei ein keuscher Man seyn. Wenn freilich

eine

eine frische iunge Dirne da vor inen stünd mit vollem Busen und glüendem Antliz und si wolten si so geradezu umarmen, würden si freilich das Gelübde der Keuschheit übertretten.

R. O heiliger Nepomuk! Wi können si so etwas von unser einem denken?

A. Machen si doch dem Herrn Pater di Begirden nicht rege.

G. Wenn aber ein libes Mädchen, verständig und schön wi eine Grazie mit jüngferlichem Anstand inen unter di Augen trit und mit sanfter Stimme si unterhält: empfinden si dann gar nichts? Wirds inen dann nicht ein wenig warm ums Herz?

R. Wir haben lauter geistliche Empfindungen.

G. Nemen si mir nicht ungütig, Herr Pater! ich bin ein warheitliebender Man und si sind ein Mensch, wi andre: das glaub ich inen nicht; oder si müsten eine besondre Kunst verstehen, und dann bät ich, daß si mich solche auch lerten.

R. Das kan ich: erinnern si sich nur

allemal an das Krucifix, wenn si einen reiz-enden Gegenstand vor sich haben.

G. Das laß ich brav bleiben. Ein schönes Mädchen ist kein Krucifix. Man wird ia doch noch seine Freude am Anschaun der Vollkommenheit eines schönen Geschöpfs Gottes haben dürfen.

K. Wenns bei der blosen unbefangnen Freude des Anschauns blibe.

F. Natürlich! es können ia auch menschliche Tribe sich regen, zumal bei Gegenständen, wi ich einen geschildert habe.

G. Und was tun si unter solchen Umständen, Hr. K.? Si müsen doch auch menschliche Tribe haben.

K. Das kan ich nicht leugnen; aber ich kreuzige das Fleisch, reiße das Glid aus, das mich ärgert.

G. O heiliger Kombab!

K. Kombab! — Kombabus ein Heiliger? —

G. Das war ein Heiliger Herr K. der so keusch war, als noch keiner auf der Welt;

der heilige Musenvater Wiland hat ihn deswegen kanonisirt. Di Reliquien seiner Keuschheit hat er in einem Schächtelein hinterlaßen und di Legende sagt, daß di Grazien dises Schächtelein in den Tempel der heiligen Mutter Venus getragen haben, wo järlich unzälig vile Frauenzimmer hin wallfarten und daß es Wunderkuren an denienigen tun soll, di an der Libe krank sind.

(Der Hr. K. siet Hrn. G. mit schifen Augen an und spricht kein Wort.)

Fr. Pf. Si sind doch recht schlim! Herr G.

G. So schlim, daß ich möchte zum Doktor werden für libekranke Mädchen.

Fr. Pf. Es scheint also doch, daß si dem Frauenzimmer auch nicht abgeneigt sind.

G. Abgeneigt? — Entzükt bin ich über das schöne Geschlecht; das bringt ia bei unser einem di Theorie der schönen Künste und Wissenschaften schon mit sich.

Fr. Pf. Und zu diser Theorie gehören di Frauenzimmer auch?

G. Natürlich! Di Theorie der schönen Künste und Wißenschaften umfaßt ia di ganze schöne Natur. Wen ergözt nicht di schönfarbigte Tulpe? Wem erregt nicht di edle Einfalt der schlanken wolrichenden Narcyße sanftes Gefül? Wer ist nicht entzükt über di Pracht und über di balsamischen Gerüche des Nelkenflors?

Fr. Pf. O da solten si einmal in unsern Garten kommen! Meines Mans sein Nelkenflor blüet ganz herlich.

G. Gut! Fr. Pf. Aber hören si! wenn man denn so ein lebendiges Geschöpf vor sich siet, als ein Mädchen, das so reizend ist, wi eine Tulpe, wem solte das nicht eine Augenweide seyn? Und wenn man dann an einem solchen Geschöpf so vil Unschuld und Einfalt bemerkt, wi an der Narcyße, oder wol gar so herliche Eigenschaften des Leibes und der Sele, daß es einer prächtigen gewürzreichen Nelke gleicht, o dann möchte mans in di Arme faßen und Götterfreuden genisen!

Fr. Pf. Probiren si das nur mit kei-
ner Rose, denn di stechen.

G. Sind aber auch bald entblättert!
Wenns nur keine Brenneßeln sind!

Fr. Pf. Si werden sich also wol ein-
mal eine Nelke zur Gattin wälen.

G. Liber als eine Tulpe, denn dise
ergözen wol di Augen, es felet inen aber di
Tugend des Wolgeruchs; ich heirate aber ni-
mals.

Fr. Pf. Und haben doch so vil zärtlich-
es Gefül für unser Geschlecht?

G. Eben darum! Ich freue mich ires
Umgangs und ires Anschauns; es sind selige
Augenblike für mich, ein schönes, gutes Mäd-
chen in meine Arme zu faßen, ein himm-
lisches Gefül für mich, ir einen selenvollen
Kuß so recht aus Herzensgrund auf den Mund
zu druken und — damit genug! das übrige
verträgt sich nicht mit meiner Theorie.

F. Si sind also ein Freund von pla-
tonischer Libe?

G. Das bin ich.

Fr. Pf. Und flattern gern, wi ein Sommervogel von einer Blume zur andern über?

G. Beinae haben si's erraten. Wenn man einmal ein Weibchen hat, darf man kein Aug mer von ir verwenden, und will man di, so man sich wünscht, müste man oft selbst ein Halbgott seyn, oder Rittergüter, oder Millionen besizen, und — endlich welkt doch di schönste Blume! — dann gute Nacht ir Freuden!

Pf. Glauben si das nicht! Ich habe meine Frau noch so lib, als an irem Brauttag. (drükt ir di Hand) Nicht so, mein Schaz? Du hast zwar deine Jugendschönheit verloren; aber du bist doch ein gutes libes Weib.

F. Di inre Schönheit ist der gröste Vorzug.

G. Aber diser Vorzug verlirt sich oft beim näern Umgang.

Pf. Glauben si das nicht! Vernünftige Personen formen sich vilmer nach und nach für einander.

Fr. Pf. Und wenn di Blume äuſrer Schönheit welkt, dann blüen neue Blumen in den Kindern.

G. Ich habe Kinder genug, und hoffe noch mer zu bekommen.

Fr. Pf. Si Kinder? Und doch keine Frau?

G. Ich hab mein Verker mit den Muſen, di bringen mir ein Kind nach dem andern: bald eine Ode, bald einen Roman, bald ein Schauſpil, bald eine politiſche, bald eine hiſtoriſche, bald eine moraliſche, bald eine filoſofiſche Geburt ꝛc. ꝛc. und was das ſchönſte und beſte dabei iſt: Diſe Kinder ernären iren Vater; hätte ich aber eine Frau, dann würden 1.) die Kinder, di ſi mir brächte, ſich mit diſen nicht wol vertragen, 2.) müſte ich ſi ernären, und wenn mein Weibchen dann noch ſo gut und ſchön wäre, hätte aber kein Geld, würde ich nicht nötig haben, von meinen abgenuzten Federn Zanſtocher zu machen, denn di Buchhändler behalten di

Gänse von den Federn, so wir verschreiben, gerne für sich.

Pf. Der di Lilien kleidet und di Sperlinge närt, ernäret auch di Kinder.

G. Und solt es durch Aerenaufleſen auf Stoppeläkern seyn.

Pf. Freilich mus der Man, der heiraten will, einen Aker haben, den er baut.

G. Und Körner zur Aussaat. Si hatten gut heiraten, H. Pf.! si haben einen einträglichen Dinst.

Pf. Ich kan es nicht leugnen, mein Dinst ist gut, auch hat meine Frau ein schönes Vermögen zu mir gebracht. Wir haben unser gutes Auskommen und leben glüklich. Ich hab ein gar gutes Weib. Wir leben nun beinae 30 Jare beisammen und ich könte nicht sagen, daß wir ie eine misvergnügte Stunde gehabt hätten. Aber unser Ehestand würde vil von seinem Glük verloren haben, wenn wir keine Kinder gezeugt hätten. Dise geben disem Stand erst seinen Wert und seine Anmut. Si machen freilich Müe und

Sorg-

Sorgen, aber das alles wird durch vile Freuden versüst, di dann um so süser sind, ie teurer man si hat erkaufen müsen.

Fr. Pf. Ja wol! was hat meine kleine Sofia nicht ausgestanden! und ich mit ir! Meine Kinder sind mir alle lib, ich gäbe keins um einen Erdenpreis, aber meine kleine Sofia ligt mir doch besonders am Herzen.

Pf. Di Kosten, so si mir verursachen, trage ich gerne; wi solte man das Seinige beßer anwenden, als für das Beste seiner Kinder? Anfangs haben ich und meine Frau ire Erziung allein übernommen. Ich habe mit inen getänzelt und gespilt, bin mit meinen Jungens auf dem Steckenpferd geritten und habe den Ball mit inen geworfen, habe Papillions mit inen gefangen und Schlüselblumen mit inen gepflükt; wenn wir dann auf unsern Spazirgängen di schöne Natur so um uns hatten, dann hab ich Gelegenheit genommen, si aufmerksam zu machen auf ire Wunder und si stets an den Urheber derselben zu erinnern. Wenn ich inen, nach meiner Gewonheit, des

Abends

Abends Historien erzälte und si, so um mich versamlet, meiner Erzälung horchten und Fragen an mich taten, woraus ich iren aufkeimenden Geist bemerkte — o! das war mir eine Wonne! — Ich wurde des Erzälens und der Antworten oft gar nicht müde. Erst seit einigen Jaren hab ich einen Informator angenommen. Wir gehen nun miteinander in den Garten und in Gesellschaften, beobachten miteinander di Natur und di Gestirne, meßen zuweilen das Feld, oder pflanzen Bäume, oder suchen Kräuter. Wir studiren miteinander di Geschichte, di Landkarten und di Sprachen, di Logik, di Moral und alle Teile der Filosofie. Meine Söne nemen ser dabei zu, und ich bin gleichsam der Direktor meines häuslichen Filantropins. Mein ältester Son ist nun schon seit einem Jar auf Universitäten, und di Nachrichten, di ich bekomme, sind höchsterfreulich für mich. Er hat meinen Stand gewält und ich hoffe, er wird mir einmal gute Dinste in meinem Amt leisten, wenn mir Gott Leben und Gesundheit läßt. Meine

übrig-

übrigen arten sich nach Wunsch, so daß ich mir mit viler Zuversicht di besten Hofnungen von inen machen kan. Wenn ich erst an meine 4 Töchter denke, di verheiratet und so gut versorgt sind, und denke dabei an ire wakern Kinder — o da möcht ich Freudentränen weinen! In was für angeneme Verbindungen der Freundschaft bin ich dadurch nicht gekommen! Mein Leben ist nun nichts anders, als ein immerwärender vergnügter Umgang mit Kindern, Enkeln, Verwandten und Freunden. Freilich hat das eheliche Leben seine Leiden und seine Trauerfälle; aber man lernt dadurch eine gewiße Gleichgültigkeit gegen di Eitelkeiten der Welt, unsre Denkungsart bekomt eine gewiße Ernsthaftigkeit, Standhaftigkeit und Vestigkeit, und man wird einander gleichsam um so werter.

F. Das ist ganz natürlich, Herr Pfarrer! Denn wenn eine Person leidet, di uns wert ist, bekomt unsre Neigung zu ir gleichsam neue Aufwekungen, und di Besorgnis für ire Gesundheit und für ir Leben erwacht,

wacht, ir Schmerz gibt ir gleichsam neue noch unbekante Reize und erwekt ein harmonisches Gefül mer, überdis macht ire Gelaßenheit, ire Geduld, ire Standhaftigkeit neue Vollkommenheiten der Sele sichtbar.

Pf. Glauben si mir, Herr G., der eheliche Stand ist der einzige in der Welt, der zur waren Glükseligkeit und weisen Ordnung des Lebens fürt.

G. O Herr Pfarrer! Si sind ein Man wi Vicar of Wakefield.

Fr. Pf. Und si ein Man wi York.

G. Zumal wenn di Rosen stechen.

R. Ists gefällig. (Der Hr. K. reicht Hrn. G. di Dose.)

G. Können si denn auch so vil Rümens vom Ehestand machen, Herr A?

A. Das könt ich eben nicht.

Pf. Warum?

A. Meine Frau will immer ein Kind haben, und ich kan ir doch nicht dazu behülflich seyn.

G. Wi so? Ligt denn di Schuld an inen? So laßen si sich beschneiden.

A. Ich bin ia kein Jude.

G. Si brauchen deswegen weder ein Jude zu seyn, noch zu werden. Di Türken laßen sich ia auch beschneiden, one eine Religionshandlung daraus zu machen; es ist bei inen blos eingefürte Gewonheit.

A. Ich bin auch kein Türk.

G. Si brauchen deswegen weder ein Türk, noch ein Jud zu seyn. Löst man ia doch den Kindern di Zunge und nimmt andre Verbeßerungen an iren Glidern vor; warum solte man sich nicht auch dürfen beschneiden laßen. Herr Pfarrer, was sagen si dazu?

Pf. Diser Gebrauch ist im neuen Testament aufgehoben.

G. Wenn es aber nicht als ein Religionsgebrauch vorgenommen würde, sondern nur als eine chirurgische Hülfe?

Pf. Nun dann ist es etwas anders. Indeß will ich doch nicht darüber entscheiden,

son-

sondern das Urteil hirüber grösern Theologen zur Entscheidung überlaßen.

G. Ach! das bedarf gar keiner Entscheidung. Di Fortpflanzung ist doch das Zil der Verheiratung; wenn denn diſes Zil bei manchen Personen verfelt wird, so darf ich ia doch iedes Mittel gebrauchen, um zu diſem Zil zu gelangen. Hab ich nicht recht, Herr F.?

F. Ir Schlus ist richtig.

G. Nun sehen si einmal an, Herr Advokat! wi Pater Abraham beschnitten war, so ist er ein Vater viler Völker geworden und seine Nachkommen haben sich vermert, wi di Sterne am Himmel; er hat also seinen Nachkommen di glüklichste Fortpflanzung durch diſes Mittel verschaft. Bei inen könt es der nemliche Fall werden.

A. Si eröfnen mir gar zu schöne Aussichten.

Pf. Diſes Mittel hat Abraham nicht selbst erfunden, sondern Gott hat es ihm befolen und dadurch einen Bund mit ihm aufgerichtet.

G.

G. Ei desto beßer! Der Schöpfer mag wol der beste Arzt seyn. Sehen si, Herr Advokat! errichten si mit Gott auch einen solchen Bund, man beschuldigt ire Herrn Kollegen onehin öfters: si hätten einen Bund mit dem T * *

A. Wi aber? wenn di Schuld an meiner Frau läge?

G. Nun dann käm es auf Untersuchung an.

A. Dise Untersuchung wird nicht nötig seyn; ich bin schon längst entschloßen über disen Punkt. Ich trage eben mein Kreutz in Geduld.

R. Wol! Herr A. Das hab ich irer Frau Gemalin stets angeraten, und ir ser eingeprägt, daß, wenn di Ungeduld erwacht, si allemal den Rosenkranz beten soll.

A. Das tut si auch.

G. O da wird si der Himmel schon noch segnen.

F. Das ist doch einmal gewis: ie mer ich Betrachtungen anstelle über den ehelichen Stand, desto mer finde ich di Warheit bestätigt,

tigt, daß der Schrit zu disem Stand der wichtigste in der Welt ist; denn es hängt di Glükseligkeit des ganzen Lebens davon ab und dise ist one Harmonie der Gemüter nicht zu finden; aber wi wenig wird gewönlicher Weise auf disen Umstand gesehen, der doch der Grund ist, worauf di häusliche Glükseligkeit ruet!

Fr. Pf. Ach das gibt sich schon, wenn man einmal beisammen ist.

F. Nicht immer! und dann sind alle glükselige Aussichten verdunkelt, di man sich bei seiner Verbindung geträumt hat. Gesezt aber auch, 2 Personen stimten ganz in irer Denkungsart zusammen, so gibt es doch noch mancherlei unvorhergesehene Zufälle, di ire gegenseitige Zufridenheit stören können. Nach der Schilderung des Herrn Pfarrers, leben si beide glüklich, und es ist war, eine solche Ehe ist eine warhafte Glükseligkeit; aber so glükliche Ehen sind auch selten.

Fr. Pf. Ich solte doch nicht denken.

F. Vile, di Kinder haben, wünschen sich keine, und di keine haben, wünschen sich welche. Das erwekt allemal Unzufridenheit; und so gibt es der Umstände noch ser vile.

Fr. Pf. Und diser zufälligen Umstände wegen sollte man nicht heiraten?

F. Nein! das nicht; ich will damit nur so vil sagen, daß vil dazu gehört, wenn unsre Zufridenheit in einer Ehe erzilt werden soll.

Fr. Pf. Hat denn ir einsidlerisches Leben mer Glükseligkeit? Si leben ia auf solche Art noch einsamer, als wi hir der Herr Kapuziner; dise Herrn leben doch in einer Gesellschaft zusammen.

F. Ich lebe einsam und gesellig. In der Einsamkeit kan ich mich ungestört meinen Betrachtungen überlaßen; meine Kost hab ich am Gesellschaftstisch, und will ich andre Gesellschaften, kan ich solche auch finden, auf solche Art lebe ich zur Zeit so zimlich glüklich und dabei one sonderliche Sorgen.

Fr. Pf. Di Sorgen di man für sich selbst übernimt, sind allemal der Müe wert und füren wider ire Bequemlichkeiten mit sich. Auch im häuslichen Stand kan man sich den Studien und der Einsamkeit überlaßen; mein Man schlist sich oft halbe Täge in seine Studirstube ein.

F. Das gebe ich inen alles zu und räume inen auch ein, daß der häusliche Stand auserordentliche Annemlichkeiten, Vorzüge und Vorteile hat.

Fr. Pf. Warum wälen si aber solchen nicht?

F. Weil ich nicht gewont bin, etwas one zureichenden Grund zu tun.

Fr. Pf. Und was ist das für ein Grund?

F. Erstlich füle ich noch keinen Hang dazu, fürs zweite hat noch keine Person durch ire Vollkommenheiten dise Neigung in mir rege gemacht.

R. Da hätten si sich gut ins Kloster geschikt.

F. Keineswegs. Das streitet grade zu mit meinen Grundsäzen; denn, daß ganze Gesellschaften ein Gelübde tun, das aller Ordnung Gottes und der Welt entgegen ist, das reimt sich mit keinem gesunden Begrif; daß aber ein und der andre, weil er keinen Beruf zum ehelichen Leben fült, oder um mererer Behaglichkeit, oder um irgend einer Ursache willen, ehelos bleibt, das hat so vil Einflus nicht und ist eine Sache freier Willkür. Ins Kloster aber müsen oft Leute wider ire Neigung und wider iren Willen; oder si wälen disen Stand teils durch Uiberredung, teils zu einer Zeit, wo si di Uiberlegung nicht haben. Unter der Kutte züchtigt si dann oft Neigung und Reue zu spät.

Fr. Pf. Nun ich denke dise beiden Herrn Freigeister sind noch zu bekeren.

Der Informator erscheint mit den Sönen des Hrn. Pfarrers und das Gespräch lenkt sich auf etwas anders.

6tes Kapitel.

Uiber di Freiheit eines ieden Individuums, oder des Privatlebens.

Ein ieder Mensch macht ein selbstständiges Wesen aus, das von andern abgesondert und unabhängig ist; es hat also ieder einen eignen Wirkungskrais, welcher der Wirkungskrais der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ist.

Alle Handlungen, di er in disem Krais der Selbsrständigkeit unternimt, sind individuelle Handlungen im eigentlichsten Sin; denn di Handlungen eines Individuums sind freie Handlungen einer von andern abgesonderten Person.

Di Menschen handeln auf zweifache Art: entweder ganz für sich allein und unabhängig

von

von andern, oder im Verhältnis und in Verbindung der bürgerlichen Welt. Jre Handlungen sind also entweder bürgerliche Handlungen, oder Handlungen des Privatlebens.

Da der Mensch in der bürgerlichen Welt sich nach andern richten mus: Sitten, Gewonheiten, Geseze und Verhältnise seine Handlungen bestimmen, handelt er nicht im strengsten Sin als Individuum, weil der ganze Staatskörper hir ein allgemeines Individuum ausmacht, wovon der Mensch, als Bürger, nur ein Glid ist. Seine Handlungen sind also auch nicht, in diser Rükficht, im strengsten Sin, individuelle Handlungen, sondern nur im relativen Verstand.

Denn zur Selbstständigkeit eines ieden Individuums gehört di subiektive Vernunft; nach diser kan aber der Mensch in der bürgerlichen Welt nicht, als nach einer unbedingten Regel, handeln, sondern er mus sich nach den Vorschriften der reinen Vernunft richten, welches di Geseze sind.

In der bürgerlichen Welt also handelt der Mensch nicht als unmittelbares Individuum, sondern als mittelbares, in relativem Betracht, und seine Handlungen sind alsdenn mittelbar individuelle Handlungen relativen Ursprungs und Erfolgs.

Nur im Privatleben erscheint der Mensch ganz als unmittelbares Individuum im Stand der Unabhängigkeit. Wenn also hir von der Freiheit eines ieden Individuums di Rede ist, so ist von der Freiheit di Rede, di der Mensch als ein selbstständiges und unabhängiges Wesen in seinem Privatleben genist, folglich von der Freiheit eines ieden Menschen, als Privatmans.

Der Einsidler ist das abstrakteste Individuum von der Welt und sein Zustand gibt den abstraktesten Begrif des strengsten Privatlebens. Dort lebt er im dunklen Tal einer Wildnis, oder auf einem schauerlichen Felsen unangetastet und unbelauscht von gewaltthätigen

und

und inquisitorischen Menschen. In seiner verschlosnen Hütte achtet er nicht das Heulen der Wölfe. Seine Handlungen sind keinem Zwang unterworfen, als den er sich selbst auferlegt, und keiner Verantwortung, als di er Gott und seinem Gewißen schuldig ist. Will er des Morgens auf seinem Felsen di Sonne aufgehen sehen, will er das Meer und seine bewonten Ufer betrachten, oder di Blize des fern unter ihm donnernden Gewitters; will er in seinem Tal dem Lid der Nachtigall, oder dem Murmeln der Quelle horchen, will er arbeiten, oder lustwandeln, singen oder beten, es steht alles in seiner unbedingten Willkür. Er kan schlafen gehen, wenn er will, und kan aufstehen, wenn er will; nimand schreibt ihm ein andres Gesez für, als das er sich iedesmal selbst macht. Aber dise Art des Privatlebens ist zu schwärmerisch. Das Privatleben des zur Geselligkeit bestimten Menschen ist ein ganz andres. Der Privatman kan alle Freiheiten des Einsidlers genisen, aber auf eine beßere, vernünftigere und zwekmäsigere

Art. Sein Privatleben ligt mitten in den anmutigen Gefilden des geselligen Lebens und ist einmal ein Leben der Geselligkeit, und dann wider ein Leben stiller Einsamkeit.

Das Privatleben stiller Einsamkeit ist eine veste Burg mitten in der geselligen Welt. Jeder kan da, unabhängig von andern, sich selbst und für sich allein leben. Di Tore seiner Einsamkeit sind verschloßen vor der übrigen Welt, nimand kan eindringen, als dem er sich öfnet. Selbst di bürgerlichen Geseze schüzen di Stille seines einsamen Privatlebens gegen gewaltsame Anfälle. Di Handlungen dises stillen Lebens sind, in so fern si keinen Einflus auf den Staat haben und dadurch nicht aus den Schranken tretten, keiner Untersuchung und Beurteilung unterworfen. Das gesellige Privatleben hingegen ist ein freier ofner Garten, wo ieder sich einen Freund, eine Gesellschaft suchen, wo ieder das Glük des geselligen Lebens ungestört genisen kan, wenn sein Betragen nur mit der eingefürten Ordnung nicht

in Kollision komt. Wo also di Grenzen des bürgerlichen Lebens aufhören, fängt das Privatleben an, und wo di Grenzen des Privatlebens sich endigen, hebt das bürgerliche sich an.

Durch di Ordnung der bürgerlichen Welt werden uns gewiße Obligenheiten auferlegt, wovon keiner ausgeschloßen bleibt, deren Erfüllung von iedem Glid des Staats one Unterschid gefordert wird: es sei König oder Untertan, Minister, oder Bauer, Obrigkeit oder Bürger; erfüllen wir dise Pflichten, bleibt unser übriges Leben ein freier Zustand, der einzig und allein von der Direktion unsrer Willkür abhängt: wir mögen uns dann Geschäften oder Zeitvertreiben überlaßen, mögen schlafen, oder wachen, unsre Stunden den Gesellschaften oder der Einsamkeit widmen. Wir gehören dann unser.

In solchem Betracht ist das Privatleben nichts anders, als der freie unabhängige Zustand,

stand, der keinen bürgerlichen Gesezen unterworfen ist, vermöge dessen iedes Individuum zum Herrn über sich wird, one iemand verantwortlich zu seyn für di Handlungen, so in diser Grenze ligen; denn Handlungen, di in keinem Verhältnis mit der bürgerlichen Welt und iren Gesezen stehen, weder aufs allgemeine Wol des Staats, noch einzelner Glider desselben, einen schädlichen Einflus haben, gehören in keine bürgerliche Untersuchung. Folglich ist iede Inquisition solcher Handlungen, di zum Privatleben gehören, ein Eingrif in di Privatrechte der sich selbstzuständigen Menschheit. Der Mensch hat bei seinen Privathandlungen keinen Richter, als Gott, sein Gewissen, sein Herz und seine Vernunft. Dises Recht hat iedes Individuum vom grösten bis zum kleinsten.

Da wir nun in unserm Privatleben uns ganz allein überlaßen sind, so ist es um so notwendiger, daß wir solches nach den Regeln der Vernunft und Klugheit anordnen, wenn

wir

wir anders im freien Genus deßelben bleiben wollen und das Glük deßelben, von beständiger Dauer seyn soll. Si allein kan demselben erst, durch weise Mäsigung, seinen waren Wert, seinen schönsten Glanz geben. So bald das Privatleben eine Freistatt tobender Leidenschaften wird, verlirt es seinen gänzlichen Wert, sein ganzes Glük, hört es auf, ein freier Stand zu seyn, der Mensch verfällt dann unter di Macht und Sklaverei der Leidenschaften und verlirt di Herschaft über sich selbst, di ihm di Vernunft gibt.

Ein Man, der der Schwelgerei sich überläßt, wi weit verirrt der sich nicht von dem rechten Gebrauch seines Privatlebens und der damit verbundnen Freiheit! Di Völlerei ist eine blose Sache des Privatlebens, si wird durch keine Andung der Geseze eingeschränkt; der sich ir überläßt, verschwelgt — seine Güter, bestürmt und zerrüttet — seinen Körper, — seine Gesundheit; aber soll nicht di Vernunft schon das erste Grundgesez für ihn

seyn,

seyn, vermöge deren er, als freier Mensch, sich selbst überlaßen ist und di ihn in den Schranken der Mäsigkeit erhalten soll? Welchen traurigen Folgen sezt er sich dadurch nicht aus! Nicht genug, daß di Völlerey Zerrüttung in seine Natur sowol, als in sein häusliches Leben bringt, wi ser entwürdigt si nicht di Menschheit! Welchem Nachteil, welcher Schande sezt sich der Trinker nicht aus! Und — welchen Gefaren! Wi leicht offenbart er nicht in der Trunkenheit Geheimnise, di ihm, oder seinem besten Freund schädlich werden können! Wi unvorsichtig und ausschweifend ist er nicht in seinen Reden und Handlungen! Wi leicht kan er nicht in der tobenden Hize der Berauschung Torheiten und Taten begehen, di ihn dem freien Zustand seines Privatlebens entreißen und unter di Gewalt bürgerlicher Geseze bringen!

Ein andrer, der seine Tage im Frondinst der Wollust hinbringt — was ist sein Privatleben? Ein Zusammenhang von Ausschweifungen,

en, di ihn zum Sklaven brennender Begirden machen. Di Bilder der Wolluſt, di ſtets wi Traumbilder vor ſeinen lüſternen Augen ſchweben, verdrängen ieden andern wichtigern Gegenſtand, der ſeiner Aufmerkſamkeit würdig wäre, ſeinem Geiſt Narung geben und ihn zum Genus edlerer, dauerhafterer Freuden hinfüren könte. Wi vil verlirt der nicht von dem Glük und Wert ſeiner Beſtimmung, der ſich in ſeinen leeren Stunden nur mit Entwürfen beſchäftigt, wi er ſeinen Begirden Befridigung geben, wi er bei den reizenden Gegenſtänden, di ihm vorkommen, Erobrungen machen will! Er pflükt eine Blume nach der andern, bricht eine ſüſe Frucht um di andre und, ſo lange kein ſchreiender Zeuge ſeiner nächtlichen Ausſchweifungen ihn aus der Dunkelheit vor di Schranken der Geſeze fordert, um, als angehender Bürger der Welt Vaterſorge von ihm zu verlangen, ſo lange kein Man ihn beim Rokzipfel erwiſcht, wenn er aus den Armen ſeiner Gattin vor ihm flüchtet, kan er di Reviragd ſeiner Bulereien innerhalb den Grenzen

seines Privatlebens forttreiben, di Welt zält es unter di Galanterien. Und da dise Galanterien zunächst den natürlichen Zustand eines ieden Individuums angehen, one unmittelbarem Erfolg für den Staat und di Umarmungen, so unter dem Schleier des Privatlebens vorfallen und weiter keinen Einflus haben, als auf Glider, di ser wol damit zufriden sind, so daß gegenseitige Vergünstigungen gleichsam das Privilegium dazu sind, so bleiben si vor den Augen der Geseze verdekt, und grose Städte gehen in irer Nachsicht für di Natur und Begirden der Menschen so weit, daß si selbst gewiße Häuser privilegiren, damit di Lava zügelloser Ausschweifungen nicht über den Staat sich ergist und frucht- und blumenreiche Gegenden verwüstet.

Der Staat hat, so lange etwas keinen gewißen und bestimten Einflus auf ihn hat, in den meisten Fällen keine Andung für gewiße Privatübel der Menschen, zumal wo Natur und Gewißen di strengste Andung ausübt und

di

di Uibertretter auf das empfindlichste züchtigt. Di Nerven, di stets angestrengt werden, erschlafen, di Teile des Körpers, so in beständiger Glut erhalten werden, geraten in Brand, das Blut, das stets durch tobende Leidenschaften erhizt wird, gerät in Entzündung und Fäulnis, und di Säfte, di durch beständige Reize tobender Tribe erzeugt werden, gehen in giftige Gährung über. Was ist alsdenn das für Freiheit, wenn der Elende di Feßeln der Krankheit und eines sichen Lebens an sich trägt, di di Natur seinem misbrauchten verdorbnen Körper anlegt, wenn er di Strafen dulden mus, di si für solche Ausschweifungen nach iren Gesetzen bestimt hat, wenn das Feuer der Unkeuschheit Plagen über ihn schikt, welche bei unsern alten Teutschen, di in disem Punkt ire Freiheit beßer kanten, nicht einmal dem Namen nach bekant waren, di aber im Privatleben der gegenwärtigen Welt Modenamen geworden sind, über welche di Schamhaftigkeit den Mantel wirft? So machen di Menschen onvermerkt sich selbst zu Sklaven,

wenn

wenn einmal di Leidenschaften di Herrschaft über di Vernunft gewinnen.

Dise körperlichen Empfindungen, welche di Natur durch ire Züchtigungen hervorbringt, machen den Menschen ire Torheiten gemeiniglich sichtbarer, als das inre Gefül. Bei Menschen, di di Befridigung natürlicher Tribe als einen erlaubten Beruf ansehen, bleibt das Gewißen gemeiniglich in süsem Schlummer, das Herz wird nach und nach mit dem Körper zugleich verdorben, oder ist es meistens schon vorher. Der alte Wollüstling hat oft bei einem ausgemergelten Körper noch seine Freude an der Erscheinung iener Bilder voriger Ausschweifung, di ihm di Erinrung vorfürt und spilt, wenn seine erschlaften Kräfte ihm den Dinst versagen, doch noch gerne mit der Schürze und dem Busentuch.

Oft zu spät erwacht di Reue, oft erst alsdenn, wenn di Sirenen ihm seine Kostbarkeiten geraubt, wenn si ihn verraten und

ver:

verkauft, wenn si ihm seine Geheimnise abgelokt haben und er das unglükliche Opfer irer Untreue geworden ist.

Das Privatglük ist das schönste Glük des Lebens; aber Menschen, di mit ganzer Sele an der Sinlichkeit hängen, können es leicht verliren. Di Sinlichkeit ist zwar di Quelle, woraus di Freuden dises irdischen Lebens geschöpft werden, durch si faßen wir di Bilder, di Gegenstände auf, deren reizbare Eindrüke uns Vergnügen gewären sollen, aber dises Vergnügen gebirt leicht Schmerz, Reue und Elend, wenn es nicht mit Beurteilung und Wal der Vernunft, mit Gewißenhaftigkeit und Mäßigung genosen wird. Vernunft, Gewißen und Erfarung sind hir di besten Ratgeber, di uns gewis allemal von dem abrufen, was uns schädlich ist. Di Sinlichkeit kan uns nicht befridigen, nur den Stof bringt si der Sele dar, den di Vernunft bearbeitet und veredelt, wodurch si dann ware Freuden der Befridigung schaft. Durch nichts kan unser Privatglük so erhöet

wer-

werden, als durch Vernunft; denn si ist es, di uns durch den rechten und erlaubten Gebrauch der Dinge, welche uns wares Vergnügen gewären können, zum angenemen Genus deßelben fürt. Eben so ist es mit den übrigen Eigenschaften des Menschen: Wiz, Laune, Einbildungskraft und Temperament können ihm sowol in Gesellschaften, als in der Einsamkeit tausendfaches Vergnügen gewären, können aber auch di Störer seiner Rue und Zufridenheit werden, wenn di Vernunft si nicht an irer Hand leitet. Der Mensch kan sich nicht stets der ernsten Stille des Nachdenkens überlaßen, wenn er nicht zum Misantropen werden soll; dise Eigenschaften seiner Sele rufen ihn hervor aus seiner Einsamkeit, und di rechte Anwendung derselben macht ihn zum guten und angenemen Gesellschafter. Da aber selbst in den grösten Gesellschaften der Stof zur Unterhaltung oft felt, oder di Behutsamkeit si einschränkt, oder di Verschidenheit der Neigung auch andre Zeitvertreibe sucht; hat di Geselligkeit des Privatlebens noch durch

Spile,

Spile, Tänze und Musik für di verschidnen Neigungen, Bedürfnise und Alter der Mensch-en gesorgt, di si, onbeschadet irer Rue, irer Zufridenheit, ires Privatglüks genisen können, wenn si weisen behutsamen Gebrauch davon machen und das nicht als Zwek und Beruf an-sehen, was inen zur Zerstreuung, zur Er-holung nach vollbrachten Geschäften dinen soll. Es felt sich dabei nicht, daß man den Rappen einmal laufen läßt, aber weise handelt der, so ihn noch bei guter Zeit im Zaum erhält, daß er nicht über di Schranken springt.

Das Privatleben ist nur für den ein war-haft freier Stand, der seine Bestimmung kent und derselben gemäs handelt, und nur der wird den Beruf seines Daseyns erfüllen, der di Absicht deßelben erwägt. Wenn es auch andern gleichgültig ist, welchen Gebrauch wir von unserm Privatleben machen, so kan es doch uns selbst nicht gleichgültig seyn, und wenn wir auch so gedankenlos seyn solten, daß es selbst uns gleichgültig wäre, so kan es

doch

doch dem grosen Urheber unsrer Existenz nicht gleichgültig seyn. Dem, der den menschlichen Körper mit so viler Kunst gebaut hat, kan es nicht gleichgültig seyn, ob wir ihn erhalten, oder zerrütten und zerstören; wenn wir auch gleich Menschen nicht dafür verantwortlich sind, so sind wir es doch dem Schöpfer. Dem, der uns dise Sele und dise Eigenschaften derselben gegeben hat, kan es nicht gleichgültig seyn, wi wir si anwenden: er legt gewis unsre Sinne, unsre Begirden, unser Temperament und unsre Laune, so wi unsre Einbildungskraft, unsern Wiz, unsern Verstand und unser Gewißen; unsre Schwachheit und Unwißenheit gewis sowol, als den Wert unsrer Empfindungen, den Umfang und di Stärke unsrer Einsichten und Fähigkeiten auf di Wage. Dem, der di Sonne an den Himmel gesezt hat, nach deren Lauf wir unsre Stunden meßen, kan es nicht gleichgültig seyn, wi wir si gebrauchen, selbst di, so si nicht bescheint. Dazu ist di Erde so schön, dazu hat di Natur so vile Abwechs-

wechslungen und Anmut, dazu hat das ge-
sellige Leben so vile Annemlichkeiten, dazu ha-
ben wir Sinne, Herz und Geist, dazu di
gröfere oder kleinere Summe von Stunden
des Daseyns, daß wir darinnen unsers Le-
bens fro werden und di Freuden genisen,
welche di Erde uns darbidet; aber alles hat
seine Zeit! sagt ein weiser Salomo: kluge
Einteilung der Stunden, wird uns zum Zil
unsers Daseyns, zum schönsten Genus unsers
Privatglüks füren; nur alsdenn werden wir
fülen, daß wir als freie Menschen leben,
wenn wir unsre Zeit weislich gebrauchen.
Heil! dem Man, der mit heitrer Mine auf
seine verflosne Tage zurükschauen kan, wenn
di Stundenur seines Lebens bald ausgelaufen
ist und der Augenblik naet, wo di Sele
aus der Hütte ires Körpers sich losreist und
disen Erdenposten verläßt!

Der Weise, der sich selbst genug ist,
entziet sich gleichsam schon bei seinen Leb-
zeiten der Sinlichkeit der körperlichen Welt und

iren Gesellschaften, ziet sich in di Einsamkeit zurük und lebt da, wi ein vom Körper schon entfeßelter, gleichsam einzig und allein in der Ideenwelt, teils in stiller Geisteskommunikation mit den entfernten Geistern seines Zeitalters, teils in Gesellschaften von Geistern der Verstorbnen. Di Menge von Vorstellungen, di er sich schon gesamlet hat, der Stof, den si ihm zum ernsten Nachdenken geben, di Fülle seiner Begrife, durch di er sich gleichsam selbst genug wird, für di er in Gesellschaften weiter keine Narung findet, di Seligkeit, di er in ungestörtem Umgang ernster Warheiten findet, — macht ihm iede Gesellschaft entberlich und fürt ihn in di Stille zurük, wo er, fern vom Geräusch der Welt, nur sich und seinen Betrachtungen lebt. Er lebt warhaft weise und frei. Aber solte der Man, der unter Millionen Menschen lebt, nicht einige wenige finden, di seines Umgangs würdig wären? Ist es nicht Bedürfnis für di Erholung seines Geistes und seines Körpers? Würden andre Weise sich nicht

seines Umgangs freuen? Und solte sich in Gesellschaften nicht oft Stof zu neuen Betrachtungen finden, worauf ihn der isolirte Umgang mit seinen Ideen und mit der Geisterwelt noch nicht gefürt hat, oder wenigstens ihn an di näere Betrachtung solcher Warheiten füren, di der Denkungsart des gegenwärtigen Zeitalters angemeßen sind. Freilich legen ihm di Schriften und Zeitblätter der gelerten und politischen Welt disen Stof vor Augen; aber aus dem Munde des vertraulichen Umgangs erscheinen di Warheiten oft in einer ganz andern Gestalt, und das Privaturteil ist dann mer reine Sprache des Herzens. Glüklich und im Vorschmak von Engelfreuden lebt der Weise, der di Kunst versteht, sich auf den Schwingen seines Geistes aus dem dunkeln Land der Sinlichkeit in di hellern Gegenden der Ideenwelt überzuschwingen; aber als Bürger der Welt lebt er seiner Pflicht, seinem Beruf angemesner, wenn er seinen Freunden auch zuweilen eine Stunde seines Umgangs schenkt. Sokrates

hat dise Pflicht, disen Beruf gekant und auf di schönste Art befolgt. Kein Man auf Gottes Erdboden kan ein beßeres Privatglük genisen, als der nicht nur sich, sondern auch der gesellschaftlichen Welt lebt. Sein Geist bekomt mer Stof zur Erholung, seine Gesundheit wird blüender, seine Mine erlangt mer Heiterkeit, seine Kräfte mer Schwung, di Welt erkent in ihm mer das sichtbare Bild des Weisen und des Menschenfreunds, und sein ganzes Daseyn erhält mer Wert und Genus. Mer als Erdenglük genist der Man, der iede Stunde seines Lebens so anzuwenden weis, daß si ihm Zufridenheit und der Welt Nuzen schaft; keine wird dann an Freuden für ihn leer bleiben, in seiner Einsamkeit wird er das Glük der Selbstgenügsamkeit finden und in Gesellschaften ein Muster der Nachamung, der Verehrung und der Bewundrung für andre werden. Wi reizend und lerreich sind nicht so manche Gemälde grosser Männer, di uns Biografien schildern! In welch einem sanften entzükenden Glanz erscheint oft nicht

ir Privatleben neben dem Rum ires bürgerlichen Lebens und der darin erscheinenden grosen Handlungen! Jre Beispile bleiben ewige Denkmäler für di Nachwelt.

Alle Arten von Zusammenkünften, di in den Grenzen des Privatlebens unter mancherlei Namen und Formen existiren, sind aus dem Gefül des Hangs zur Geselligkeit zuerst entstanden, di ein natürliches Bedürfnis des vernünftigen Erdenbewoners ist, aber auch aus mancherlei andern Absichten.

Gesellschaften, di weiter nichts zu irem Zwek und zu irer Absicht haben, als Zeitvertreibe und Erholung, sind di gewönlichen und alltäglichen: man komt zusammen, um sich bei einem vollen Glas, oder bei einer rauchenden Pfeife in Stunden der Muse auf eine angeneme Art zu unterhalten, man scherzt, man spilt, man tanzt, hört ein Konzert mit an und geht dann wider auseinander. Dergleichen Gesellschaften sind gewönlich zu nichts

anderm bestimt, als das Gemüt einmal aufzuheitern, one daß si sonst einen wichtigern Einflus auf etwas hätten, und bleiben also ganz in den Grenzen des Privatlebens, wo si eine angeneme Veränderung und Zerstreuung für denienigen sind, der Geschmak daran findet.

Es gibt aber auch andere Gesellschaften, di einen weit höern Zwek haben, di Beschäftigungen des Geistes zum Vergnügen ires Zeitvertreibs, zum Gegenstand irer gemeinschaftlichen Vereinigung machen, dergleichen alle Gelertengesellschaften sind. Di Absicht derselben ist, das Feld der Wißenschaften immer mer anzubaun, zu verschönern, zu erweitern, fruchtbarer zu machen und im blühenden Flor zu erhalten, seine Kentnise zu vermeren und zu verbeßern und si einander gegenseitig mitzuteilen, di Begrife von gewißen Gegenständen in ein helleres Licht zu sezen, neue Warheiten zu erfinden und zu verbreiten, Plane zu nüzlichen Anstalten,

Ent-

Entwürfe zur Beförderung allgemeiner Wolfart zu machen, und Mittel zur Ausfürung zu finden. Welch ein erhabner Zwek! Und auch dise Gesellschaften nemen iren Ursprung im Privatleben, werden aber oft, wenn der ausgebreitete Nuzen sichtbar wird, den si schaffen, zur bürgerlichen Gesellschaft erhoben, erhalten bürgerliches Ansehen, bürgerliche Rechte, bürgerliche Vorteile und bürgerliche Freiheiten. Mitten in der einsamen Stille ires Privatlebens arbeiten also hir Männer von erhabnem Geist und Herzen, zu irem Vergnügen und Zeitvertreib für das Wol der Menschheit, aus eignem edlen Antrib, one alle fremde Aufforderung. Wo ist eine Gesellschaft, di sich rümen kan, daß si einen angemesnern und würdigern Gebrauch von der Freiheit ires Privatlebens macht?

Di gröste Aufmerksamkeit, welche ie Gesellschaften in der Welt erregt haben, noch erregen und erregen müsen, sind di geheimen Ge-

sell-

sellschaften, deren Plane und Grundsäze vor den Augen der Welt unaufgedekt sind, deren Glider sich durch gewiße Merkmale einander kentbar machen und di bis in di entferntesten Gegenden und Länder aneinandergeschloßen sind. In so fern dise Gesellschaften nichts anders zum Zwek haben, als in einer gemeinschaftlichen Verbindung zu stehen, wodurch si einander nüzlich werden können, um einander gegenseitige Hülfe zu leisten, di gleichsam zu einer diser Gesellschaft eignen und angemesnen, bedungnen Pflicht wird, um durch ire Kenzeichen auf iren Reisen an iedes entfernte Glid derselben eine ofne Addreße gleichsam zu haben, wodurch si an iedem fremden Ort einen Freund und Bekanten finden, bleiben dise Gesellschaften Anstalten, di iren Glidern Vorteile gewären, wozu si di Freiheit ires Privatlebens berechtigt und di keine bürgerliche Gewalt inen rauben kan. In sofern es noch überdis in dem Plan solcher Verbrüderungen läge: Gutes in der Welt zu befördern, Hülfsbedürftigen beizustehen, Arme zu unterstüzen, Kranke zu ver-

pfleg-

pflegen und Nakende zu kleiden, wären solche Verbindungen als woltätige Anstalten zur Ehre der Menschheit vor der ganzen Welt zu preisen. Wenn aber aus der Dunkelheit solcher geheimen Verbindungen auch nur ein Beispil ans Licht hervorträte, welches bewis, daß Menschenwol und Menschenwehe von inen, wi von richterlichen Freistülen, oder einer Art von verdekter Inquisition, abhinge, dann hätte di bürgerliche Gesellschaft das Recht, dergleichen Gesellschaften nicht zu dulden; denn kein Mensch, keine Gesellschaft hat das Recht, sich über andre eine richterliche Gewalt anzumaßen, di nicht öffentlich vom Staat bestättigt ist; Woltäter andrer können Menschen aus eigner Willkür werden, aber nicht aus eben diser freien Willkür ire Richter, können durch di grösten Woltaten sich dises Recht an si nicht erkaufen. Dergleichen Anmaßungen wären di unbefugtesten Eingrife in di Rechte der Menschheit sowol, als der bürgerlichen Welt, weil das Privatleben der Menschen dadurch ein verborgnes Richteramt bekäme, das wider alle menschliche

Frei-

Freiheit stritte und nicht den geringsten Grund rechtlicher Befugnis hätte, und wären um so gefärlicher, ie geheimer si wären, weil di Leidenschaften der Menschen dabei Gelegenheit nemen würden, ir verderbliches Spil zu treiben.

Oeffentliche Verbindungen, di sich willkürliche Gewalttätigkeiten über andre anmaßen, können nur in einem solchen unglüklichen Staat zum Vorschein kommen, wo kein Regent, keine Obrigkeit und keine Geseze mer gelten, sondern wo alles in Unordnung, Verwirrung und Zerrüttung ist. Das ist aber alsdenn auch der erbärmliche Zustand, wo alles Privatleben und alles bürgerliche Leben aufhört, wo di Verwilderung iren Anfang nimt und Menschen bis zur Wildheit wütender Bestien ausarten. In einem solchen bejammernswürdigen Zustand eines unglüklichen Staats rotten sich Menschen unter tobenden Leidenschaften in Klubs zusammen, entwerfen widereinanderstreitende verderbliche Plane und wüten, gleich Tigern, gegen alle di, so

ire

ire Ausfürung hindern, oder ires Sinnes nicht sind. Vor den Greueltaten, di da verübt werden, erzittert di Natur, und vor den Strömen Bluts, di da flisen, hüllt di wehe-klagende Menschheit sich in Trauer.

Das Glük des Privatlebens, auch dises Glük der Menschen ist nur in einem woleingerichteten Staat zu finden, wo Ordnung herscht, wo Geseze an den Pforten der Einsamkeit und an den fridlichen Grenzen ires geselligen Lebens wachen. Nur im Schos bürgerlicher Rue können di Menschen di Freiheit ires Privatglüks zufriden und sicher genisen, nur da können si in stillen Stunden der Einsamkeit, bei der süsen Befridigung vernünftiger Wünsche, mit Herz und Sele sich selbst leben, nur da können si di sanften Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft ernden und, Hand in Hand, auf Rosenwegen der Wonne und des Fridens wandeln.

7tes Kapitel.

Uiber. Denkfreiheit und Preßfreiheit.

Alle unsre Vorstellungen haben wir durch di Betrachtung der Welt und irer Begebenheiten. So lange unsre Sinne offen stehen, machen ire Gegenstände Eindrüke auf si, so lange dise auf unsre Sele wirken, erzeugen si Vorstellungen in derselben und so lange unsre Sele des Anschauns fäig ist, beschäftigt sich di Vernunft mit Begrifen, Urteilen und Schlüsen.

Mit disem Geschäft des Geistes ist der unwidersteliche Hang verbunden, seine Ideen andern mitzuteilen, der allen Menschen eigen ist. Da nun di Menschen durch ire Betrachtungen nicht alles allein finden, sondern durch Hülfe fremder Anleitung und di ganze Menschheit aus diser gegenseitigen Mitteilung Vorteile

ziet,

ziet, so wird solche, vermöge diser naen Verbindung, worin di Menschen im Land der Vorstellungen stehen, zu einem innern Beruf und natürlichen Recht. Es erwächst also hiraus das Recht der Denkfreiheit, welche auf der einen Seite darin besteht: daß diienigen, so es in iren Kentnisen durch di Ausbildung ires Geistes so weit gebracht haben, daß si im Stand sind, eine Menge Vorstellungen im Zusammenhang und auf eine den Gegenständen angemesne Art sich zu denken, ire Ideen in öffentlichen Schriften darstellen dürfen, um das Nachdenken und di Empfindungen der Menschen auf irgend einen besondern Gesichtspunkt hinzuleiten und si entweder zu beleren, oder zu vergnügen; auf der andern Seite darin: daß ieder dise Bücher lesen, iren Meinungen folgen, oder si verwerfen kan, der im Stand ist, iren Vortrag gehörig zu faßen und zu beurteilen.

Da alle Vorstellungen, welche Mensch-
en uns vor Augen legen, in der sinlichen,

oder

oder moralischen Welt vorhanden sind, entweder im Ganzen, oder nach einzelnen Teilen, di si durch di Einbildungskraft oder das Dichtungsvermögen zusammensezen und nachamen, so ist iedes Produkt des Geistes eine Folge von der Einwirkung, welche sinliche oder moralische Gegenstände auf ihn machen; folglich tut derienige, so eine Sache nach der Modifikation seiner Begrife darstellt, nichts anders, als daß er den Gesichtspunkt zeigt, aus welchem er sich eine Sache denkt, und, das zu wißen, daran ist der Welt gelegen und, es zu tun, erlaubt, weil Vernunft, Natur und menschliche Gesellschaft ihn dazu auffordern.

Di Vorstellungsart der Menschen aber ist unendlich verschiden. Ein ieder hat seine eigene Organisation, seine eigene Beurteilungskraft und seinen eignen Standpunkt, wornach er di Gegenstände betrachtet. Dadurch bekommen di Gegenstände ire verschidne Form, und dise Manchfaltigkeit ist für di

Mensch-

Menschheit äuserst interessant; denn dadurch werden den Menschen di Gegenstände nach iren verschidnen Eigenschaften, nach irer verschidnen Gestalt und Beschaffenheit vorgestellt. Dadurch bekommen si gleichsam das Glas in di Hände, das inen solche unter einen näern und hellern Gesichtspunkt bringt und di verschidnen Produkte des Geistes sind eben so vile Lichter, di, durch einen verhältnismäsig hellern oder schwächern Schein, di Gegenstände beleuchten, wodurch si dann den Augen des Beobachters in einem hellern Licht und Schatten, unter einem andern Kolorit erscheinen, als si sich ihm bei dem Licht seiner eignen Vernunft darstellen.

Wir dürfen nicht glauben, daß das, was wir uns denken, allemal richtig und, was einmal von vilen angenommen ist, das beste sey; vilmer legt uns di Erfarung manches demütigende Beispil von der Schwäche der menschlichen Vernunft vor Augen, indem si uns zeigt, daß nicht etwa einer und der

andre, sondern oft eine ganze Menge von Menschen, selbst grose Gelerte durch ganze Zeitalter hindurch von der Scheinbarkeit gewißer Vorstellungen und Meinungen können getäuscht werden; folglich mus der Welt iedes neue Produkt des Geistes willkommen seyn, das ans Licht trit; denn ein iedes kan Veranlaßung zu neuen Bemerkungen geben, ein iedes den Schlüsel zu gewißen Warheiten enthalten, di der Welt wichtig sind. Di Denkfreiheit ist also notwendig und allgemein.

Dadurch daß alle, so Fäigkeiten dazu haben, ire Vorstellungen der Welt vor Augen legen dürfen, wird der angemeßenste Zwek erzilt; denn eben dadurch gelangt di menschliche Gesellschaft zu allen den Einsichten, di ire Neugirde, ir Glük und ire Zufridenheit befördern sollen; eben dadurch gelangt di forschende Vernunft nach und nach zu mer Befridigung, indem si mit allen Arten von Kentnisen bereichert wird. Wenn das nicht wäre, blibe oft das beste, notwendigste, nüz-

lichste

lichſte unter dem Schleier der Dunkelheit ver-
borgen.

Di Denkfreiheit, wenn ſi anders im Beſiz irer natürlichen Rechte bleiben ſoll, und dem menſchlichen Geiſt keine Feßeln angelegt werden ſollen, kan alſo keinem Zwang unterworfen ſeyn. In Rükſicht ſolcher Sachen, di keine Perſönlichkeiten betreffen, und nicht für beſondre Fälle verfertigt ſind, ſondern di der Autor über willkürliche Gegenſtände aus freiem Antrib für das Publikum entwirft, wäre, im Grund betrachtet di Cenſur nicht für den Plan und di Abſicht der Denkfreiheit und, nach dem eigentlichen Begrif derſelben betrachtet, unnötig. Di Herausgabe der Schriften würde dann von der Privatmeinung, oder dem Eigenſin eines einzigen Mannes abhängen; da aber di Beurteilung der darin enthaltnen Warheiten von der ganzen gelerten Welt abhängt und kein andrer Weg hirzu vorhanden iſt, als der Druk, ſo könte di Cenſur der Herausgabe mancher Schriften hinderlich werden; oder der

Inhalt neuer Schriften müste einem gewißen einmal eingefürten Lerbegrif angemeßen seyn; auf solche Art aber würde nichts, oder wenigstens wenig Neues zum Vorschein kommen.

Di Denkfreiheit, wenn si in den Schranken reiner Vernunft und warer Klugheit bleibt, ist di gröste Woltat für das menschliche Geschlecht. Si gleicht dann der woltätigen Sonne, di ganze Staaten erleuchtet und erwärmt. Durch si werden di Begrife aufgeheitert, di Gefüle veredelt, der Geschmak verfeinert, di Sitten verbeßert, di Wißenschaften erweitert und di Kräfte des menschlichen Geistes in irem Schwung und in irer Tätigkeit erhalten. One si bedekt Finsternis das Erdreich und Dunkel di Völker. One si würden weit mer Vorurteile, Irtümer und Unwißenheit vorhanden seyn, als wirklich vorhanden sind. Wi vile ersprißliche Warheiten, wi vile nüzliche Erfindungen würden uns nicht noch verborgen seyn, welche di Denkfreiheit erst aus der Finsternis

nis hervorgefürt hat! Wi weit glüklicher und gesegneter ist nicht das heitre Klima der Vernunft, wo ein Thomasius di Gespenster aus der menschlichen Gesellschaft verbant, vor ienem dunklern, wo ein Galilăi vor dem heiligen Pabst und seiner heiligen Versamlung di Meinung auf den Knien abschwören mus: daß di Erde sich um di Sonne drehe.

Daß di Denkfreiheit ire gute und schlimme Seite hat, das hat si mit allen Dingen in der Welt gemein. Wo ist etwas auf Erden, das bei allen seinen Vollkommenheiten nicht auch seine Unvollkommenheiten hat? Nach Gründen der Vernunft und Erfarung betrachtet, ist der Nuzen, den si stiftet, weit beträchtlicher, als der Schaden, den man ir zuschreibt, und ire Vollkommenheiten weit gröser, als ire Mängel. Di moralische Welt ist gerade so eingerichtet, wi di fisische: si treibt gute und schlechte Gewächse, bringt nüzliche und schädliche Früchte hervor. Alle Produkte des menschlichen Geist-

es zusammen genommen, gleichen dem System der Schöpfung: der Schöpfer hat Sonnensysteme geschaffen und Sandhügel, Elefanten und Fligen, Nachtigalln und Kräen, Früchte, Blumen und Brenneßeln. Alles kan zum Nuzen angewendet werden. Selbst das Gift dint noch zur edelsten Arzenei.

Di Summe des Nuzens, den di Denkfreiheit stiftet, ist offenbar unendlichmal grösser, als di Summe des Schadens, den si anrichtet. Worin bestehet diser Schade? Etwa darin, daß si sich auch mit sinlichen Gegenständen beschäftigt, auch sinliche Gemälde darstellt, welche di Begirden reizen und der Einbildungskraft Bilder der Wollust vorfüren? Sind denn dise Gemälde etwas anders, als Kopien? Finden wir si nicht alle realisirt in der sinlichen Welt? Was also vile nicht im Original und in der Wirklichkeit der Handlung sehen, erscheint bei einer solchen Vorstellung im Bild. Der Verfaßer tut weiter nichts, als daß er allen-

fals ein Licht über ein Nachtstük anzündet; vor den Augen des Publikums ein Zimmer öfnet, um zu zeigen, wi di Wolluſt auf dem Kanapee und hinter dem Vorhang handelt, di Begirden perſonificirt aufs Teater fürt und ire verſchidnen Akte zeigt. Derjenige nun, der in der ſinlichen Welt ſchon Rollen von der Art geſpilt hat, wird freilich Beluſtigung an dergleichen Vorſtellungen finden, ſi werden ihm eine angeneme Erinrung mancher verborgnen Auftritte ſeines Lebens und eine ſüſe Narung für ſeine Begirden ſeyn. Dergleichen Vorſtellungen und Gemälde werden bei denen keinen Schaden anrichten, di ſolche aus praktiſcher Erfarung kennen und zu realiſiren gewont ſind. Vileicht aber auch, daß ſi manchem Dolchſtiche ſind und, beim Gefül übler Folgen, Funken zur Reue weken. Der Schamhafte wird bei diſen anſchaulichen Darſtellungen errösten und an ſolchen Schilderungen einen Probirſtein ſeiner Unſchuld finden. Nur der leichtſinnige Jüngling könte allenfalls durch dergleichen Bilder Erwekung zu Ausſchweifung-

en bekommen; der aber, so Werke des Geistes studirt, um seinen Geschmak zu bilden und zu verfeinern, wird di Kunst bewundern, di in dergleichen Darstellungen angebracht ist, das Natürliche in der Zeichnung des Dichters, den Wiz, di Schönheiten und Feinheiten des Stils und des Ausdruks, und der unbefangene Menschenforscher wird daraus den Gang und di Geschichte natürlicher Tribe, di Filosofie menschlicher Begirden und Leidenschaften studiren, und so würde selbst das, was so schädlich scheint, seinen beträchtlichen Nuzen haben für den, der ihn daraus zu schöpfen sucht.

Edle und erhabne Gefüle, aus der Betrachtung der Natur sowol, als der moralischen Welt, geschöpft, sind freilich von höerm Wert für den, der dise beßere Narung des Herzens kent. Warheiten zur Beßerung und Beglükung der Menschen gedacht und entworfen, sind freilich eine würdigere Beschäftigung für den Geist des Menschen, und

es felt auch nicht an einer Menge der herrlichsten Produkte diser Art. Aber der Mensch hat nicht blos ein Herz zum fülen und empfinden, sondern auch Sinne, deren Reizbarkeit das äuserste seines Wesens ausmachen; nicht blos einen ernsthaftdenkenden Geist, der mit der herrlichen Gabe der Vernunft und Urteilskraft ausgerüstet ist, sondern auch Dichtungsvermögen Einbildungskraft, Wiz, Laune und Temperament. Dise bestimmen dann seinen Hang und seine Fäigkeit zur Bearbeitung dises oder ienes Gegenstands. Da nun das Anschauliche di Quelle ästhetischer Schönheiten ist und di Abkopirung der Natur der sinlichen Betrachtung mer Anschaulichkeit gibt, als di Nachamung, bleibt mancher bei einem sinlichen Gegenstand, mit dem er näer bekant worden ist, stehen, weil ihm solcher den reichsten Stof zur sinlichen Darstellung ästhetischer Schönheiten gibt, und lifert ein Werk der Kunst, das er in ieder andern Materie nicht würde in der Vollkommenheit gelifert haben.

Der Vorwurf, den man der Denkfreiheit macht, daß si oft auch irrige und schädliche Meinungen zum Vorschein bringe, kan iren Wert und ire Nuzbarkeit nicht verringern, noch den Bestand derselben aufheben. Bringt si irrige Meinungen vor, so sind zehen und hundert da, di den Irtum zeigen, wenn solcher auch noch so verstekt ist, und schädlich können Meinungen denen nicht werden, di von dem Gegenteil überzeugt sind. Kommen Meinungen zum Vorschein, di wichtigen Warheiten nae tretten und vil Scheinbarkeit vor sich haben, so spricht ia der Geist einer tifdenkenden Untersuchung das Wort der Entscheidung. Alle di verschidnen Meinungen, so di verschidne Denkungsart so viler Männer hervorbringt, so scharfsinnig und spizfindig si auch immer seyn mögen, können der reinen Warheit nicht schaden, sondern geben vilmer Gelegenheit, derselben tifer nachzuspüren, si in der Verschidenheit ires Gesichtspunkts und irer Verhältnise unter der genauesten Bestimmung und gehörigen Einschränkung aufzustellen

und

und si von allen Seiten nach irer waren Berichtigung ins Licht zu sezen.

Di Denkfreiheit befördert di Glükseligkeit eines Staats; denn durch si kommen alle Entwürfe, alle Plane zum Vorschein, wodurch das allgemeine Beste eines Volks befördert und erhöet werden kan. Durch si werden alle Mängel und Feler ans Licht gestellt, alle Misbräuche sichtbar gemacht, wodurch di allgemeine Wolfart oder auch nur ein Teil derselben gestört wird. Durch si werden tausendfältige Mittel an di Hand gegeben, Mängel und Misbräuche abzuschaffen und Feler zu verbessern. Schwärmerische Schriften sind freilich Aufbrausungen eines erhizten Geistes und kluge Mäsigung zirt den Weisen, dem das Beste seiner Mitbrüder am Herzen ligt; aber auch solche Schriften werden dem Staat nicht schädlich werden. Schwärmereien gleichen Lufterscheinungen, di one gefärliche Wirkung verschwinden. Ligt aber wirklich ein warmer Eifer zum Grund darin, der wichtige Gegen-

ständе zum Augenmerk hat, so wird di Klugheit es als eine Veranlaßung, als eine wekende Erinrung ansehen, daß es Zeit sei, das Augenmerk darauf zu richten und di nötigen Masregeln zu gebrauchen.

Di Denkfreiheit stiftet an und vor sich keine Revolution, sondern Umstände und Vorfallenheiten, di sich mit den Begrifen der Menschen nicht mer vertragen wollen. Daher komt es, daß, wenn di Menschen anfangen, zu fülen, oder zu glauben: es werde zu ser wider ire Vernunft gehandelt, si sich von allen Vorstellungen der Vernunft losreißen und sich der erwachenden Macht der Leidenschaften überlaßen, di zum Aufrur füren.

Di Denkfreiheit gibt Veranlaßung, auf alles aufmerksam zu seyn, durch si wird alles ins Licht gesezt, man siet also durch si, welchem Uibel Dämme vorzubauen sind und welches Gute zu befördern ist. Zeit und Umstände können di Denkungsart der Menschen ändern,

als

als wi der Geschmak in den Wißenschaften und der Staat mus entweder Schrit vor Schrit mit ir fortschreiten, oder si in klugen Schranken zu erhalten wißen, oder ire Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände richten, di ir intereßant sind und Befridigung gewären. Es steigt nichts zu seiner Vollkommenheit in der Welt mit einem Schrit hinan, sondern nach und nach durch di Länge der Zeit, vermöge beständiger Verbeßerungen.

Schriften, di gewiße Einrichtungen im Staat tadeln, sind darum noch keine gefärliche und aufrürische Schriften; es sind entweder Schriften eines guten Eifers, einer warmen Teilname an der Wolfart des Staats und seiner Glider, oder di Verkündigung der Stimmen des grosen Haufens und seiner Klagen, di also di gröste Aufmerksamkeit verdinen. In einem Staat, deßen Glükseligkeit auf Grundsäzen warer Klugheit ruet, über den Augen wachen, di iedes Gebrechen, iede Veränderung bemerken, über den ein Geist herscht,

der

der alle Vorfälle in den Weg einer weislich eingefürten Ordnung einzulenken und alle Teile des Ganzen in beständiger Harmonie zu erhalten weis, ist di Denkfreiheit das schönste und beste Mittel, diſes grose Geschäft auf di glüklichste Art zu befördern, denn durch si kommen alle erdenkliche Geburten des Geistes, alle ersinliche Ratschläge und Bemerkungen zusammen, auch di Ratschläge des unberufnen Diners.

Wolte man di Denkfreiheit einschränken, würde man den freien Gebrauch der Beförderungsmittel allgemeiner Glükseligkeit hindern, deren iedes Produkt eines werden kan. Sind auch gleich nicht alle Erscheinungen von Produkten, di in diſes Fach einschlagen, von wichtigem Gehalt, so kan doch das unbedeutendste noch seine Goldkörner haben und das schwärmerische in einem woleingerichteten Staat keine üble Folgen erweken. Solten aber wirklich aufrürische Schriften, di diſen Namen mit Recht verdinen, mit der übrigen Menge hervortretten, so hat ia der Regent das Recht

und

und di Macht, di Ausbreitung und weitere Bekantmachung derselben zu unterdrüken.

Denen, so am Ruder des Staats sizen, den Gelerten und allen denen, so berufsmäsigen, oder freiwilligen Anteil an der Wolfart des Landes nemen, ist es notwendig, alles zu wißen, was über di Gegenstände allgemeiner Wolfart gedacht, gesagt und geschriben wird: an dise Behörden müsen also alle Produkte des Geistes gelangen; desto mer aber ist Sorge dafür zu tragen, daß der grose unstudirte Haufe nicht alles in di Hände bekomt, zumal Bücher, so gewiße wichtige Gegenstände des Staats in einem kritischen Gesichtspunkt aufstellen, denn der gemeine Menschenverstand kan nicht Schidsrichter über Sachen seyn, di dem Klügsten oft ein Rätsel sind Für den grosen Haufen sind nur solche Schriften dinlich, di Belerungen für Berufsgeschäfte, für das häusliche und bürgerliche Leben, di Anweisung und Ermunterung zur Tugend und zu guten Sitten geben. Das übrige bringt nur Sensation,

Zer-

Zerstreuung und Verwirrung, Vernachläßigung der Geschäfte, Versäumnis und Vernachläßigung der Pflichten hervor und hindert vilmer di behutsame Ausfürung der besten Plane und Anstalten; denn das allgemeine Urteil der Welt stiet oft di heilsamsten Entwürfe von der verkerten Seite an und gist in der Uibereilung gemeiniglich das Kind mit dem Bad aus.

Aber wi soll dise Absicht erreicht werden? Welche Anstalten sollen zu einer solchen Einrichtung getroffen werden? Wer will den Umlauf aller der Schriften hindern, di von Händen zu Händen durch alle Klaßen zirkuliren und di ein ieder list, der nur das Lesen gelernt hat, wenn er si auch gleich nicht nach irer Absicht und nach dem waren Sin ires Inhalts faßen kan? Desto schlimmer auch alsdenn! Dann verbreiten und nären sich gewis auch tausendfältige vorgefaßte irrige Meinungen und schife Urteile. Der einzige Weg, wenn di Denkfreiheit nicht unterdrükt und aufgehoben, sondern nur in klugen Schranken gehalten werden soll, wäre:

wenn

wenn Schriften von wichtigem Inhalt, wobei das Intereße des Staats zum Grund ligt, nicht mit den gewönlichen teutschen Lettern gedrukt würden, sondern di minder wichtigen etwa mit lateinischen und di ganz wichtigen etwa mit grichischen Lettern. Si in der Gelertensprache zu verabfaßen, würde mit Zwang und Ungemächlichkeit verbunden und der Kultur der teutschen Sprache nachteilig seyn.

Unter di aufrürischen Schriften, deren Lektüre nicht zu dulden ist, weil si der allgemeinen Rue nicht nur zuwider sind, sondern auch dem Aufrur und der Empörung Narung geben, folglich den Staat in Gefar sezen und seine Wolfart stören helfen, gehören auch solche, welche di Rue einzelner Personen stören, ir Privatglük untergraben und iren guten Ruf schmälern, dergleichen di Pasquille sind. Denn iede Person im Staat mus für alle öffentliche Anfälle gesichert seyn, der Hoe und der Nidrige. Alle persönliche Angrife gehören mit unter das erste Grundgesez des Natur-

rechts:

rechts: Du sollst den andern nicht beleidigen! Der Grose, der Erhabendenkende achtet freilich den Tadel der Toren nicht und läßt das Pasquill vor den Augen der Welt hängen, damit es ein ieder lesen und beurteilen kan, und der vernünftige Teil des Publikums urteilt nicht nach der Vorschrift der Verleumdung, sondern nach Warheit und Verdinst. Allein das ist kein Privilegium fürs Pasquill.

Unter dise Rubrik der Pasquille oder Schmäschriften gehört aber nicht di Satire. Das Pasquill greift di Person an, di Satire aber nur di Feler und Torheiten der Mensch-en, und dise ist nicht nur erlaubt, sondern auch heilsam und nüzlich. Was durch di dringendsten Leren der Moral, durch di einleuchtendsten Vorstellungen der Vernunft nicht erzilt werden kan, bewürkt oft di Satire. Nichts ist den Menschen so allgemein eigen, als di Empfindlichkeit und Abneigung gegen Spott und Hon und Verachtung. Keiner will gerne etwas lächerliches an sich bemerken las-

laßen, das ihm den Hon andrer zuziet. Di Darstellung des Lächerlichen und Verächtlichen in den Handlungen der Menschen ist also das beste, kräftigste und sicherste Mittel für ire Torheiten.

Eben so ist auch di Publikation nicht unter di Zal der Pasquille zu rechnen, ob si gleich Persönlichkeiten zum Grund hat: si ist nichts anders, als eine öffentliche Klage, di das Publikum zum Richter anfordert in Fällen, wo sonst keiner zu finden ist, oder wo di Ehre öffentlich ist verlezt worden. Es gibt Fälle, daß Personen von andern ein Unrecht erfaren, gegen welches si bei der Gerechtigkeit keine Hülfe auswürken können. Wenn denn ein solches angetanes Unrecht den Wolstand eines Mannes stört, wenn es ein Hindernis für gute Unternemungen wird, wenn es üble Urteile vor den getäuschten Augen der Welt gegen ihn erregt, wenn es Folgen hat, di seinem Glük in der Welt hinderlich sind und er findet, ongeachtet aller Bemü-

ung, bei der Gerechtigkeit kein Gehör und keine Hülfe! — Was kan ein Man unter solchen Umständen anders zu seiner Genugtuung unternemen, als daß er mit seinen Klagen öffentlich vor der Welt auftrit und iren unparteiischen Augen seine Beschwerden und seine Rechtfertigung vorlegt? Seine Wolfart und seine Ehre erfordern disen Schrit. Daß ein durch drükendes Unrecht und grobe Beleidigungen aufgereiztes Gemüt sich allemal der glimpflichsten Worte bedinen, di Bosheiten und Ungerechtigkeiten seines Gegners mit Nachsicht und Schonung behandeln soll, läßt sich weder erwarten noch fordern. Hat der Beleidiger sich kein Gewissen daraus gemacht, einem andern Unrecht, Schaden und Nachteil zuzufügen und seinen Wolstand zu untergraben, so hat der Beleidigte sich ia nicht das allergeringste Bedenken daraus zu machen, vilmer hat er das gegründetste Recht dazu, den Betrug, oder di Bosheit und Ungerechtigkeit seines niderträchtigen Gegners mit den abstechendsten Farben zu schildern, um wenn gleich

sein

sein Schade dadurch nicht ersezt wird, doch seine Ehre vor der Welt zu retten, di Hindernise für seine Wolfart aus dem Weg zu räumen und di ungerechte, schändliche, niderträchtige Handlung seines Gegners als ein Muster der Verachtung und des Abscheus aufzustellen.

Das Räsonnement ist di allgemeine Stimme des Volks, vermöge deßen ein ieder seine Meinung frei und öffentlich sagt und über di Angelegenheiten des Staats one Zurükhaltung urteilt, so wi es Gelegenheit und Einsichten ihm an di Hand geben. So wi Staatsverfaßungen sich nach dem Karakter der Nation bilden, so ist das Räsonnement der eigentümliche Erfolg von einer gewißen Art einer Staatsverfaßung und des damit verwandten ursprünglichen Karakters einer Nation. Das Räsonnement formt sich vorzüglich bei einem Volk durch di Teilname, di ihm an den öffentlichen Verhandlungen der Angelegenheiten des Staats verstattet wird. Der Geist der

Kommunikation und des Räsonnements, der unter einem Volk herscht, das in der aktiven Kommunität des allgemeinen Staatsintereße lebt, bildet den Karakter deßelben zum Nationalkarakter aus und gibt ihm das Gepräge der Freimütigkeit, der sich in allen Reden zeigt, der in seinem ganzen Betragen, selbst in Gesichtszügen und Geberden sichtbar wird. Dise Freimütigkeit, wenn Misbrauch und Ausschweifung si nicht aus den Schranken der Vernunft hinausfürt, kan ein Volk gros und glänzend machen und Vorteile schaffen, di ersprislich für den Staat sind. Der Geist bekomt dadurch Schwung, Tätigkeit und Ausbildung, das Herz harmonisches Menschengefül, Edelmut, Stärke und Aufmunterung zur Beobachtung und Nachamung edler Gesinnungen und rümlicher Handlungen, di Geschäfte Betribsamkeit und di Wolfart des Staats allgemeinwürksames Intereße. Dise Freimütigkeit aber wird zur Zügellosigkeit und nachteilig für di Rue des Staats, wenn si sich über Geseze und gute Ordnung hinwegsezt

sezt und das Räsonnement wird eine verzerende Flamme, wenn es iede gute und nötige Anstalt tadelt und lästert und di Gemüter zur Empörung erhizt. Ein weises Volk erkent Ordnung, Mäsigung, Unterwürfigkeit gegen gute Ordnungen und heilsame Geseze. Di Urteile des Räsonnements müsen vernunftmäsig, gesezmäsig und bescheiden seyn, und di Freimütigkeit darf nicht auf Kosten allgemeiner Rue und Wolfart schwärmen. Der Kluge hält seine Zunge im Zaum, eingedenk, daß Klügere mit am Ruder sizen, und daß si di Rache der Mächtigen gegen ihn entflammen kan, und der Weise schweigt, wo di Schwärmerei und Ausgelaßenheit mit überschreiender Stimme das Wort fürt.

Das Resultat nun von allem disem ist: Di Denkfreiheit, si mag sich in Reden, oder in Schriften äusern, darf der Vernunft und allgemeinen Wolfart nicht zuwider seyn.

Da di Preßfreiheit das Mittel ist, wodurch Produkte des Geistes vor den Augen der

Welt

Welt aufgestellt werden, und von der Art der Denkfreiheit, wi solche sich in öffentlichen gedrukten Schriften zeigt, hauptsächlich und hinlänglich di Rede war, so ist hir weiter nichts davon zu erwänen übrig, als in so fern das gedrukte Produkt zum Handelsprodukt wird. Als Verlagsartikel ist daßelbe, wenn das Honorarium bezalt ist, so lange solcher dauert, ein Eigentum des Verlegers. Als Produkt des Geistes aber bleibt ein iedes Buch, das herausgegeben wird, ein immerwärendes Eigentum des Autors; folglich darf der Verleger das Buch nicht anders druken, als nach dem buchstäblichen und wörtlichen Inhalt des Manuskripts und ist ni berechtigt, das Buch, one dem Beitrit und Willen des Autors, es mag in der nemlichen, oder in veränderter Gestalt des Inhalts seyn, iemals wider aufzulegen. Aus doppelten Gründen aber kan auch kein Nachdruk stat finden. In den Zeiten, wo di Buchdrukerkunst noch nicht erfunden war — wi hoch kam da der Preis eines Produkts nicht! und wi billig wird

nicht

nicht durch den Druk der gewönliche Ladenpreis eines Buchs! So billig, daß ieder das wenige für so vile Kosten und Müe geben kan! Durch Nachdruk auf einem fremden Aker di Früchte einernden, ist eine Ungerechtigkeit — und ein öffentlicher Raub so lange Personen vorhanden sind, di ein eigentümliches Recht auf diſes Buch und seinen Verlag haben. Der Nachdruk ist ein Eingrif in di Rechte des Autors sowol, als des Verlegers. Wenn der Tobak unter dem Wappen eines andern verkauft wird, wenn auf das teutsche Sigellak Madrid, auf teutsche Uren Paris oder London gesezt wird ꝛc ꝛc ist das Unrecht nicht so gros: es wird nur dadurch, unter dem Motto: mundus vult decipi, einem Vorurteil zuvorgekommen, vermöge deßen man fremde Arbeiten und Produkte höer schäzt, und sind di, so an ire Stelle gesezt werden, von der nemlichen Güte, ist wenigstens doch der Käufer nicht betrogen und man kan alsdenn doch hirbei dem Naturrecht und Völkervertrag das einheimische Vorrecht mit vilem Schein, oder auch wol einem zimlichen

Grad von Gültigkeit entgegensezen. Der Nachdruker hingegen, der das Buch eines andern auflegt, tut wirkliche Eingrife in ein fremdes Eigentum, das er weder anders, noch beßer lifert und handelt auf solche Art mit einem nachgemachten, oder falschen Wechsel.

8tes Kapitel.

Uiber Religions = und Gewißensfreiheit.

Wenn wir unsre Augen gen Himmel richten und schauen mit zurükbebenden Blik den Glanz der Sonne, di uns den Tag schaft und das Jar — wenn wir des Nachts das sanftere Licht des Monds betrachten und di Ordnung seines Gangs und schauen das unzälbare glänzende Heer der Sterne — Wenn das Gewitter an dem Horizont heraufziet, di Blize aus finstern Wolken leuchten und ir schröklicher Donner unsre Oren erschüttert, — wenn wir das ungeheure Weltmeer betrachten und di Täler und Gebirge der Erde, — wenn wir im Früling di Blüte sehen und im Sommer di Frucht und erwägen di Summe von Pflanzen und Gewächsen, di zur Narung und Heilung des Körpers hervorwachsen und betrachten

ire

ire Kraft und iren Bau — wenn wir di wunderbare Einrichtung all der Geschöpfe uns vorstellen, di zu unserm Gebrauch und Nuzen vorhanden sind — wenn wir unsre Augen auf uns selbst richten und betrachten das wunderbare aller Teile und ire zwekmäsige Zusammensezung und Verbindung untereinander — wenn wir das kleine Insekt zerglidern und durch das Mikroskop eine neue Welt von Geschöpfen entdeken, di leben und sich bewegen — was ist dann einleuchtender? als daß di Vernunft den Gedanken in der Sele hervorruft: es mus ein Urheber einer so weisen Ordnung und Einrichtung seyn! Was natürlicher? als daß das inre Gefül uns dann sagt: Disen grosen Urheber müsen wir im Staub anbeten und verehren! Dise Betrachtung ist es, welche, bei einem schwächern, oder hellern Licht, den Menschen, wenn er auch keine andre Offenbarung hat oder erkent, als di Offenbarung der Sinne des Gefüls und der Vernunft, auf irgend eine vollkomnere, oder unvollkomnere Art zur Gottesverehrung hinleitet; Alle

Art.

Arten von Gottesverehrung aber, si mögen der Vernunft oder Offenbarung zugeschriben werden, füren den Namen Religion.

Das Wort Religion ist zwar aus der Vereinigung einer Anzal Menschen zu einer gewißen Art des Gottesdinsts entstanden und zeigt gewönlicherweise di Uibereinstimmung in einen gewißen Lerbegrif an, wozu sich Menschen in der Absicht verbunden haben, um nach den Vorschriften deßelben unter gewißen Zeremonien Gott zu dinen; da nun aber di Religion nichts anders, als di Gottesverehrung zum Grund hat und nur allemal eine besondre Art derselben anzeigt, so sind Religion und Gottesverehrung gleichbedeutende Wörter.

Es ist fast keine Klaße von Menschen auf Erden, di nicht eine gewiße Verehrung eines höern Wesens, — wenn es auch nach einer noch so sinlichen Vorstellung ist, — di nicht irgend einen religiösen Gebrauch beobachtet. Das Wunderbare in den sinlichen Erscheinungen,

en, fürchterliche Auftritte in der Natur, di maiestätischen Erscheinungen des Tags und der Nacht am Himmel, der woltätige Einflus derselben, so wi di Woltaten der Natur, ein durch Befridigung erzeugtes verborgnes Gefül von Erkentlichkeit — alles das reißt zur Aufmerksamkeit, zum Anstaunen hin und fürt auf di Mutmasung, oder wol gar auf wirkliche Schlüse und Begrife vom Daseyn einer wirkenden Ursache hin; wenigstens ist doch einer und der andre unter einem Haufen von Menschen, der bei einem hellern Funken der Vernunft seinen Brüdern dise Mutmasung erwekt und disen Begrif einpflanzt, und eine Art von Religion unter inen bildet. Nur ist der Feler, daß man bei disen Arten von Religion gemeiniglich das Geschöpf für den Schöpfer hält, an Torheiten, Irtümern und Aberglauben kleben bleibt und di erwünschten Früchte nicht erwarten kan.

Dise werden nur durch eine Religion erzeugt, di auf reine und edle Grundsäze gebaut

baut ist. Eine solche Religion ist das Glük der Menschheit. Si macht di Menschen um so glüklicher, ie reiner, vollkomner und erhabner si ist, und ist also äuserst wichtig und notwendig. Si lert den Menschen seine Abhängigkeit von dem Urheber der Dinge, si zeigt ihm also den grosen Gegenstand, auf den seine Augen müsen gerichtet seyn, von dem sein Daseyn, seine Erhaltung und seine Bestimmung abhängt, unter deßen Schuz und Aufsicht er stehet, dem er Anbetung und Vererung schuldig ist und auf deßen Fürsorge und Güte er seine Hofnungen und sein Vertrauen sezen kan. Si lert uns, daß ein Mensch um des andern willen da sei, daß di allgemeine Glükseligkeit di Glükseligkeit eines ieden einzelnen Glids in sich schlise und prägt di Menschenlibe ein, di, wenn si befolgt wird, Menschen zur brüderlichen Vereinigung des Fridens und der Eintracht, folglich zum schönsten Zil des geselligen Lebens fürt. Si hält di Leidenschaften im Zügel, wodurch di Menschen so leicht ins Verderben können gestürzt

stürzt werden, und leitet ire Vererer auf Wege der Vernunft, der Weisheit und der Tugend.

Eine Religion aber, di vollkommen seyn und auf eine solche Art unterweisen und beglükken soll, mus uns nicht nur von dem Daseyn Gottes überzeugen, sondern mus ihn auch kennen leren und uns folglich von seinen Eigenschaften unterrichten. So lange wir mit disen nicht bekant sind, stehet unsre Tugend, unsre Zufridenheit, unser Glük und unser Vertrauen auf schlechtem Grund. So wi wir aber von seiner unumschränkten Allmacht überzeugt sind, so wi wir wißen, daß er Welten schaffen und zernichten kan, daß er Könige aus- und einsezt, daß er ein Geschlecht der Menschen untergehen läßt und das andre wider hervorruft, daß sein allmächtiger Arm alles hält und regirt, dann erst werden wir uns in Demut und Ehrfurcht vor ihm niderwerfen und unsre Onmacht und Hülfsbedürftigkeit erkennen; dann erst wird das Bewußtseyn in uns rege

werd-

werden, daß es dem, der di Bine und di Ameise geschaffen hat, nicht gleichgültig seyn könne, wi der vernünftige Erdenbewoner lebt, dann erst werden wir so wandeln, wi es uns vor der Maiestät des Allgewaltigen gezimt, deßen Wink alles zu Gebot steht, der uns segnen und strafen, beglüken und verderben kan. Erst alsdenn, wenn wir von der Allgegenwart Gottes überzeugt sind, wird ein gewißenhaftes Betragen unsre Schritte bezeichnen, nicht nur unser Betragen vor den Augen der Welt, sondern auch di Stille unsers Privatlebens wird das Gepräge der Rechtschaffenheit bekommen, selbst unsre Gesinnungen werden tugendhaft werden. Nur alsdenn wird unser Vertrauen auf den Allmächtigen Vestigkeit bekommen und Zuverläßigkeit, wenn wir ihn, als den Allweisen kennen, der alle Mittel und Wege weis, uns zu helfen und zu beglüken; nur dann werden wir den Gang unsrer Schikksale seiner weisen Fürsorge ruig und gelaßen anvertrauen und das Bewustseyn seiner Güte und Treue wird uns für keinen Tag, weder

der Gegenwart, noch der Zukunft ängstlich sorgen laßen. Eine Religion, di uns solche Begrife lert, ist gewis rein und vollkommen und dise lert uns di Vernunft sowol, als di Offenbarung.

Keine Religion in der Welt aber zeigt dise Warheiten in einem schönern und hellern Licht, als di christliche, und eben das gibt ir di Würde, den Vorzug, den hoen Wert, daß si so herrliche, erquikende und erhabne Leren vorträgt, di für Verstand und Herz so einleuchtend, rürend und beruigend, di zur Befridigung aller Wünsche und Bedürfnise der Menschen so zureichend, di in einem so schönen und einnemenden Ton der Warheit und Uiberzeugung, in einem so bezaubernden Ton edelster Unschuld und Einfalt vorgetragen sind. Wi herablaßend zeigt uns di Bibel nicht den Schöpfer der Welt im patriarchalischen Zeitalter, wi vertraut in seinem Umgang mit Abraham bald im Hain More, bald im Hain Mamre! „Sibe

gen

gen Himmel und zäle di Sterne! kanst du si zälen? So soll dein Same werden. Ich bin der allmächtige Got, wandle vor mir und sei from!" — Wi einnemend sind nicht dise Erscheinungen und Zusicherungen eines so vertrauten und wunderbaren Umgangs für das menschliche Herz! Wer wolte mit der schimmernden Lampe seiner schwachen Vernunft in das heilige Dunkel iener Zeiten eindringen, um mit kritischen Augen zu untersuchen, ob es göttliche oder menschliche Gestalten waren, di erschinen sind, um mit mistrauischen Oren noch einmal zu horchen, um zweifelhaft zu unterscheiden, ob es göttliche oder menschliche Stimmen waren, di zur Menschheit sprachen? Was verlirt oder gewint das Wesentliche dabei? Wer vergißt nicht voll Rürung bei solchen Vorträgen edler Einfalt und Erhabenheit di Kritik der kalten Vernunft! — Wi anschaulich wird aus solchen Offenbarungen nicht di Libe des Allmächtigen gegen das Menschengeschlecht! — Sei es, wi ihm

wolle — Wi gros erscheint nicht der ewige Gesezgeber auf Sinai! Wi genau macht er nicht sich und seinen Willen auf den 2 Tafeln bekant! Wi bestimt und weise sind nicht seine Gebote! Wi ser ist dadurch nicht für di Wolfart der Menschen gesorgt! Wi ser für di Ordnung des Staats durch dise kurze Vorschrift! Wi ser für das Privatglük der Menschen, für das Glük und di Rue des häuslichen und bürgerlichen Lebens! — Wi ser für iede Pflicht des Gewißens, für Menschenrechte, für Tugend, Eintracht und Friden! — „Ich bin der Herr dein Got!" — Was kan gröfers, erhabners und wichtigers gesagt werden für di Bekräftigung diser Gebote, für di Aufmerksamkeit, für di Beruigung, für di Folgsamkeit, Ehrfurcht und Anbetung der Menschen, als dise Offenbarung, dise solenne Erklärung des Ewigen? — „Ich bin der Herr dein Got! — Ich bin der Allmächtige!" — Wo ist ein Buch, das di Gröse Gotes erhabner darstellt? als di Gesänge Davids: „Di Himmel erzälen

di

di Ehre Gotes und di Veste verkündiget
seiner Hände Werk! Ein Tag sagts dem
andern und eine Nacht tuts kund der an-
dern! — Di Erde ist voll der Güte des
Herrn. — Er ist barmherzig, gnädig, ge-
duldig und von groser Güte und Treue. —
Wi sich ein Vater über seine Kinder er-
barmet, so erbarmet sich der Herr über di,
so ihn fürchten. — Seine Gnade reichet so
weit der Himmel ist, und seine Warheit,
so weit di Wolken gehen! — Herr wi
sind deine Werke so gros und vil! du hast
si alle weislich geordnet und di Erde ist voll
deiner Güter! — So er spricht, so ge-
schiets, so er gebeut, so stehts da!" —
Wi libenswürdig wird uns Got nicht in
disen Ausdrüken geschildert! Wi weise und
mächtig! Aber eben diser götliche Dichter
sagt auch: „Er libet Gerechtigkeit und Ge-
richt — er schauet vom Himmel auf di Mensch-
enkinder, daß er sehe: ob iemand klug sei
und nach Got frage?" — Welche ernste
Aufforderung: „Erkennet, daß der Herr

Got ist! Er hat uns gemacht, nicht wir selbst, zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide." — Was kan uns gewißenhafter und behutsamer machen, als di Schilderung Davids, di er sich von seiner Allwißenheit und Allgegenwart macht: „Herr! du erforschest mich und kennest mich! Ich size, oder stehe auf, so weist du es! Du verstehest meine Gedanken von ferne, ich gehe oder lige, so bist du um mich und siest alle meine Wege, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du nicht weist. — Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Wo soll ich hinflien vor deinem Angesicht? Füre ich gen Himmel, so bist du da! Bettete ich mich in di Hölle, sihe, so bist du auch da! Näme ich Flügel der Morgenröte und blibe am äuersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst füren und deine Rechte mich halten!" — Und nun nur noch dise Stelle von der Gröse und Unendlichkeit des Weltenerschaffers: „Du hast vorhin di Erde gegründet und di Himmel sind deiner Hände Werk!

Werk! Si werden vergehen, aber du bleibest. Si werden alle veralten, wi ein Gewand, si werden verwandelt, wi ein Kleid, wenn du si verwandeln wirst; du aber bleibest wi du bist, und deine Jare nemen kein Ende!" — Wo ist ein Buch, das di Gröse und Erhabenheit Gottes in einem anmutigern Licht zeigt?

Wenn nun der Got, den wir kennen und anbeten, so gros und erhaben ist, wenn wir Menschen ihn als unsern gemeinschaftlichen Vater anzusehen haben, der uns unser Daseyn gegeben hat und von dem unsre Erhaltung abhängt, wenn wir, vermöge diser hoen gemeinschaftlichen Abstammung, Kinder dises grosen und erhabnen Vaters sind und folglich Brüder eines Ursprungs in der grosen Haushaltung Gotes: — was legt uns dise Kentnis für Pflichten auf? Oder worin besteht di wesentliche, praktische Ausübung einer solchen Religion? Christus, der erhabne Lerer der Welt, lert den Inbegrif diser Pflichten, den ganzen

wesentlichen Inhalt der Religion in kurzen deutlichen Worten. Ein Schriftgelerter, erzälen di Evangelisten, der seinem Vortrag zugehört hatte und Wolgefallen dran fand, fragte ihn: welches das vornemste Gebot sei? Der grose Menschenlerer gab ihm zur Antwort: du sollst liben Got deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Sele, von ganzem Gemüt und von allen Kräften und — deinen Nächsten, als dich selbst. Welch eine grose, leichte, allesumfaßende Lere! Wi kurz und vernunftmäsig! Wi angemeßen und zureichend für das Glük, für di Würde und für di Bedürfnise der Menschheit! Welche Pflicht kan gröser seyn, als den Got zu liben, von dem wir alles haben und erwarten? Welche Pflicht natürlicher, als di zu liben, di mit uns gleichen Ursprungs sind, di mit uns unter der Aufsicht eines Vaters auf diser Erde leben. Paulus hat dise Lere tif ins Herz gefaßt und trägt si mit mänlicher Beredsamkeit im stärksten Ausdruk vor: Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete,

sagt

sagt er, und hätte der Libe nicht, so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle; und wenn ich weissagen könte und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versezte und hätte der Libe nicht, so wäre ich nichts; und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und lise meinen Leib brennen und hätte der Libe nicht, so wäre mirs nichts nüze. — Von den übrigen Kentnisen aber sezt er hinzu: Unser Wißen ist Stükwerk und unser Weissagen ist Stükwerk; wenn aber kommen wird das Vollkomne, dann wird das Stükwerk aufhören. Wir sehen iezt durch einen Spigel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.

Daß unser Wißen Stükwerk ist, beweist di Geschichte der christlichen Religion durch alle Jarhunderte. Was für Veränderungen hat si nicht von den Zeiten irer Entstehung an bis auf di gegenwärtigen Zeiten erlitten! Wi verschiden ist di heilige Schrift nicht ausgelegt worden! Was für

ver-

verschidne Meinungen sind nicht aus so verschidnen Erklärungen entstanden! Welch eine abgesonderte Form und Gestalt haben nicht di Hauptstüke und Artikel des christlichen Glaubens bekommen! Was für mancherlei Lersäze formten sich nicht nach und nach? Woher entstunden di Parteien und Sekten der christlichen Kirche? und auf welch einem Punkt der Klarheit stehen nun di Glaubensleren? — Auf dem, daß der König der Britten, als Verteidiger des Glaubens, für nötig befunden hat, einen Preis für denienigen auszusezen, der einen hinlänglichen Beweis von der Gotheit Christi darbringen würde, und daß man di Leren des Christentums freimütiger und vernunftmäsiger abhandelt.

Dise Freimütigkeit kan im eigentlichen Betracht nichts verwerfliches und unerlaubtes seyn, si gehört mit zu den Rechten der vernünftigen Menschheit, und ist aus der Auflösung und Losreißung von den Feßeln entstanden,

en, di der Vernunft angelegt waren, welche unter dem knechtischen Gehorsam eines blinden Glaubens, durch den Banstral hirarchischer Gewalt gefangen gehalten wurde. Wenn di Urschriften des Christentums so verabfaßt sind, daß in den Lersäzen derselben, dem menschlichen Geist noch etwas zum nachforschen überlaßen ist; wenn der Sin der Warheit mancher Stellen erst durch Zusammenhaltung, Vergleichung und Vernunftschlüse berichtigt und bestättigt werden mus; wenn der grose Lerer der Welt selbst gesagt hat: Suchet in der Schrift! Wenn di Vernunft das erste ursprüngliche götliche Licht der Offenbarung und Erkentnis ist, das wir aus dem Himmel empfangen haben; wenn alle, di in der Schrift geforscht haben und noch forschen, disem Licht folgen müsen und one daßelbe keine Warheit zu finden ist; — so ist es der gewaltsamste Eingrif in di Rechte der Menschheit, di Vernunft zu unterdrüken. Eben da di Unwissenheit anfing, ire Dunkelheiten über di christliche Welt zu verbreiten, da di Vernunft zu

ein-

einer düstern Lampe wurde, da di Hirarchie si in Schlummer wigte und unteriochte, da erwachten Vorurteil, Irtum und Aberglaube, di Religion hörte auf, eine woltätige Mutter zu seyn, di ire Kinder an iren Brüsten ernärt und wurde eine stolze tirannische Gebiterin, ein Monopolium für betrügrische Habsucht und eine Geisel der Menschheit.

Erst da der Tag der Vernunft anbrach, trat mit ir di Warheit hervor und zeigte sich von Zeit zu Zeit in einem schönern Licht, di Religion erschin in einer reizendern Gestalt, mit einer ofnen, heitrern und sanftern Mine und di christliche Menschheit gelangte nach und nach wider zu iren Rechten, zu der Freiheit des Denkens, des Glaubens und des Gewissens, als den eigentümlichen Rechten der Vernunft und des Christentums. Aber was für schröckliche Begebenheiten kündigte di Morgenröte der dämmernden Vernunft nicht an! Welche fürchterliche Scenen eröfneten sich nicht beim Forschen nach Warheit auf dem Schauplaz der

christlichbenamten Welt! Zu welchen Greueltaten muste di Religion nicht iren Namen geben! Was für traurige Schikſale hatten nicht ſo manche nach Warheit forſchende Lerer und mit inen ſo vile tauſend aufrichtige und eifrige Vererer des Chriſtentums! Wo hat der ſanftmütige duldſame Lerer der Welt und ſeine Apoſtel iemals di Aeuſerung getan, daß derienige, ſo nach ſeiner Uiberzeugung anders denkt und glaubt, ſeinen Geiſt in den Flammen eines Scheiterhaufens aushauchen ſoll? Iſt nicht Duldung ſein Gebot? Wer will entſcheiden, was vollkommenſte Warheit iſt, wenn das Wißen der gröſten Gotesgelerten in gewißen Punkten noch Stükwerk iſt, wenn ſi durch einen Spigel in einem dunklen Wort ſehen? Iſt diſer Spigel Vernunft, Gefül und Erfarung, oder Glaube? Wer iſt der Warheit näer, der der Vernunft näer iſt, oder dem Glauben? Beſtimt nicht ſelbſt auch di Vernunft di Warheiten des Glaubens? Wenn tauſend anders glauben, als tauſend andere, gilt ire Uiberzeugung nicht ſovil, als di Uiberzeug-

ung der tausend andern? Welche Religionspartei kan sich für diienige erklären, di befugt sei: andern ir Leben zu nemen, ire Güter zu rauben, oder si aus iren Wonplåzen zu vertreiben? Wo gibt di Religion nur irgend ein Recht dazu und wer will es sich anmaßen? Hat di Religion iene unmenschlichen Martern erfunden und empfolen, worunter so vile tausende in den Niderlanden auf di grausamste Art aus der Welt geschaft wurden? Hat di Religion ienen blutigen Hochzeitbund gestiftet, der in der schwärzesten Nacht 30000 treue und christliche Einwoner auf einmal zu unglüklichen Schlachtopfern des schändlichsten Meuchelmords in einer einzigen Stadt machte. Ist di Religion iene treulose Verräterin, di vile tausend Einwoner eines neuentdekten Weltteils geschlachtet und dem Golddurst di heiligsten Rechte der Menschheit aufgeopfert hat? Ist di Religion iene höllische Furie der Finsternis, di man Inquisition nent, di der Familie ire Stüzen, der Gattin iren Man, dem Vater seine Tochter entreißt, di dem Reichen seine

Güt-

Güter plündert und dem menschlichen Geist di heiligsten Rechte der Vernunft raubt? Das kan di christliche Religion nicht seyn, si ist eine Freundin und Beglükerin der Menschen. Das Wort Religion ist nur der Mantel, worein von ieher Hirarchie, falscher Religionseifer, Habsucht und andre Leidenschaften und Absichten sich hüllten und Unwißenheit, Vorurteile und Aberglaube waren von ieher di religiösen Diner des Schrekens und der Gewalttätigkeit, di über di Gewißen der Menschen ire furchtbare und blutige Fane schwungen.

Di Religion erscheint uns in einem ganz andern Bild. Si erscheint uns als eine libreiche Tochter des Himmels, di uns mit sanfter Stimme zu sich ruft, di uns kein drükendes Joch auferlegt, di keinen erzwungnen, sondern einen freiwilligen Gehorsam von uns fordert. Ire Forderungen sind Ermanungen und eindringende Vorstellungen an di Vernunft, Erwekungen guter Gefüle ans Herz. Ire Lersäze Stof des freien Nachdenkens, der ernsten Ue-

berlegung, der treuen, stillen und gewißenhaften Beschäftigung für Geist und Herz; das ganze Geschäft der Religion also ein Geschäft, das keinem äusern Zwang, keiner weltlichen Macht und keiner menschlichen Gewalttätigkeit unterworfen ist, noch unterworfen seyn kan, weil di Religion eine Sache des Gewißens ist, das Gewißen aber nur Got unterworfen ist und keine Macht in der Welt dem Gewißen irgend eine Religion oder gewiße Lersäze derselben aufdringen kan; denn keiner kan für das Gewißen des andern verantwortlich seyn. Welch einen hoen Wert mus nun nicht di christliche Religion in den Augen irer Vererer bekommen, da ir erhabner Lerer 2 Lersäze aufstellt, di mit dem Gewißen aller Menschen übereinstimmen: Du sollst Got liben und deinen Nächsten, und dise Lersäze nicht nur als Hauptsäze angibt, worauf das Gesez und di Profeten ruen, sondern den Schriftgelerten noch durch den fürtreflichen Zusaz aufmuntert: tue das, so wirst du leben. Kan eine Religion zwekmäsiger, edler, erhabner, vernunftmäsiger und

göt-

götlicher seyn, als dise? Ligt in disen beiden kurzen Säzen nicht di allesumfaßende Glükseligkeitslere des ganzen Menschengeschlechts? Gründen sich darauf nicht alle Rechte der Menschheit, aller Fride, alle Eintracht unter den Menschen und alles Glük des Lebens? Gründen sich darauf nicht alle Hofnungen, alles Vertrauen zu Got und unsrer Wünsche, alle Erwartung seiner Verheisungen? Das ist di grose Lere, di di Menschen glüklich und di Erde zum Paradis machen soll, one si wird si zur Hölle. Hätten di Christen von ieher dise Hauptsäze irer Religion ins Herz gefaßt und vor Augen gehabt, würden si nicht so vil Jammer und Elend übereinander verbreitet haben; wurden dise Lersäze für das gesellschaftliche Leben, von früester Jugend an, bis zur täglichen tätigen Ausübung, unaufhörlich eingeprägt, würde weit mer Eintracht, Fride und Glükseligkeit in der Welt seyn; selbst di übrigen Lersäze würden dadurch behutsamere Beurteilung erhalten. Welch eine Torheit, wenn Menschen um Meinungen streiten, di

auf

auf Mutmasungen oder auf verschidnen Gründen der Warscheinlichkeit ruen, oder um Lersäze, di dem menschlichen Geist ein Rätsel, ein Geheimnis sind, welche di Vernunft mit iren Einsichten nicht durchdringen kan — einander darüber verfolgen und töden und das gröste Gebot der Gotes- und Menschenlibe darüber aus den Augen sezen! Wi vernunftmäsig ist nicht dises Gebot! Ist es nicht das Gebot der Duldung und der Nachsicht? Und wird di christliche Religion nicht eben dadurch zu einer so herlichen und annemungswürdigen Lere, weil si so vernunftmäsig, so ser für di Bedürfnise der Menschen eingerichtet ist? Wer Got und seinen Nächsten nicht libt, und wenn er allen Glauben hätte, hört auf, ein Christ zu seyn.

Da der Inhalt und di Verabfaßung der heiligen Schrift so beschaffen ist, daß di Menschen, bei irer verschidnen Vorstellungsart, bei iren verschidnen Einsichten und Absichten, auf verschidne Meinungen und Lersäze verfilen, woraus eine Verschidenheit der Lerart entstund,

welche

welche di Christen in verschidne Parteien und Sekten teilte; und da di Vernunft es ist, mit der man Lersäze beurteilen, faßen und annemen kan; ein ieder aber nur diienigen anzunemen geneigt ist, di mit seiner Vorstellungsart, si mag hell, oder verfinstert seyn, übereinstimmen, und di Rue seines Gewißens sich darauf gründet; und dahingegen das Gebot der Libe, welches das gröste und vornemste ist, so vil Bestimtheit, Klarheit und Deutlichkeit hat, daß es nicht nur keiner verschidnen Auslegung unterworfen seyn kan, sondern von unwiderruflicher Gültigkeit ist und, als Hauptgebot des gesamten Christentums allgemeine Verbindlichkeit für alle Christen hat, si mögen seyn, von welcher Religionspartei si wollen, so ist Duldung unsre Pflicht; so mus unsre Duldung sich nicht nur über di Hauptparteien der christlichen Religion erstreken, sondern über alle Sekten, so mus unsre Duldung nicht nur über dise, sondern über alle Religionen, über alle einzelne Menschen sich verbreiten, wenn wir si nicht mit sanftmütigem Geist auf beßern

Weg zu leiten vermögen ; denn der Lerer der Welt sagt : ein ieder sei unser Nächster und Natur , Vernunft und Religion stimmen mit der Warheitslere überein : daß uns alle ein Gott geschaffen hat , daß wir alle unter einem Vater leben , der für unsre Erhaltung und Narung sorgt , daß Got seine Sonne aufgehen und regnen läßt über Böse und Gute , über Gerechte und Ungerechte , über Rechtgläubige und Irrgläubige. Wenn Got si duldet , warum sollten wir si nicht dulden , da wir doch alle onmächtige , unwißende , hülfsbedürftige Untertanen in dem grosen Reich des Allerhöchsten sind , deßen Wille es ist , daß alle fro und glüklich in ungestörtem Friden hir leben.

Duldung ist also das grose , sanfte menschenfreundliche Gebot , Toleranz das bekante Wort unsrer Zeiten , das den Verfolgungsgeist verbant hat , das di Religion und di Menschen , so ir zugetan sind , gegen Gewalttätigkeit und Unterdrükung sichert , das di Gewißen der Menschen von den Feßeln des Zwangs

ent-

entledigt hat, daß si nun freier atmen, ire Augen freier zum Himmel aufrichten und daß si bei allen Unvollkommenheiten, Mängeln und Schwachheiten diſes irdiſchen kurzſichtigen Lebens, doch wenigſtens um einen Grad ruiger und glüklicher ſind.

Alle Religionsparteien haben di Vererung eines verborgnen höern Weſens zum Grund und entſpringen aus dem Gefül der Abhängigkeit von demſelben, ſi ſind alſo ein Gotesdinſt. Es kan Got nicht ſovil daran gelegen ſeyn, unter welchen Vorſtellungen und Zeremonien ihm di Menſchen dinen, als vilmer, wi ſi es meynen; er wird ſi alſo auch nicht nach der Art ires äuſern Gotesdinſts beurteilen, ſondern nach iren Einſichten, nach irer Redlichkeit und nach dem Empfang irer Unterweiſung. Und wi werden wir urteilen? Wenn di Religion andrer mit offenbarem Aberglauben und Irrtümern vermiſcht iſt, werden wir ſi darum verachten und weniger liben? Iſt diſe Betrachtung nicht vilmer eine Erwek-

ung, uns unsrer bessern Einsichten, di wir haben, oder zu haben glauben, zu freuen, und Got für di Woltaten zu danken, daß wir ihm, unsern beßern Einsichten gemäs, dinen dürfen? Wenn wir di Begrife gewißer Religionen schwach, kindisch und abgeschmakt finden, oder wenn wir Menschen sehen, di weder von Got, noch von irer Bestimmung auf Erden, noch von irem künftigen Zustand irgend einen richtigen Begrif haben — o! dann wollen wir uns freuen, daß wir so glüklich sind, Got und unsre Bestimmung beßer zu kennen, beßre Hofnungen für di Zukunft zu haben und uns nicht für berechtigt halten, dise Menschen, wenn si der Anweisung unsrer Religion nicht folgen wollen, zu vertreiben, oder gar zu vertilgen! Vileicht gelangen si nach und nach durch unsern leutseligen Umgang, durch unser belerendes Beispil zu beßerer Erkentnis.

Jede Ausübung der Religion, wenn si auch noch so wunderlich, irrig und unvollkommen ist, hat doch etwas ehrwürdiges für den,

der

der ir zugetan ist; es bleibt also allemal Pflicht für uns, ire Anhänger in iren religiösen Verrichtungen nicht zu stören, wenn wir weder Gelegenheit, noch Beruf dazu haben, si zu richtigern Begrifen hinzuleiten.

Da di jüdische Religion, vermöge des Systems der Toleranz in der christlichen Welt geduldet wird, ist es eine offenbare Kränkung irer Religionsfreiheit, wenn Christen inen darum, weil si Juden sind, verächtlich begegnen und si gröblich beleidigen. Si sind Menschen, wi wir; beten eben den Got an, der Himmel und Erden geschaffen hat und den wir anbeten. Indeß findet sich freilich auch bei einer genauern Beobachtung und aus der Erfarung, daß di Juden das meiste diser Verachtung sich durch ire Lebensart und durch ir Betragen selbst zuzien: di meisten überlaßen sich dem Wucher und vile unter inen erlauben sich oft den schändlichsten Betrug gegen di Christen. Es verdint würklich di gröste Aufmerksamkeit des Staats, daß eine so beträchtliche

liche Menge von Menschen, dergleichen di Juden ausmachen, einzig und allein von der Handelschaft und dem Wucher leben. Freilich ist das traurige Schikſal irer Zerſtreuung der Grund und di Urſache diſer Lebensart geworden; da ſi aber doch einmal ſichre Wonpläze haben, ſolten ſi ſich doch auch zu Geſchäften und Gewerben bequemen, wodurch ſi dem Staat nüzlicher würden. In den kaiſerlichen Landen ſind inen vile Wege dazu gebant worden. Allein das gröſte Hindernis iſt ire Religionsverfaßung; an diſer bleiben ſi mit blindem Eifer bis zum kleinſten Gebrauch hängen. Wenn ſi nicht ſelbſt dafür beſorgt ſind, Lerer unter ſich aufzuſtellen, di irem Gotesdinſt mer Zwekmäſigkeit geben und durch geſchikte Vorträge ire Begrife in dem, was zum weſentlichen irer Religion gehört, aufhellen, werden alle Anſtalten wenig Erfolg haben, di Juden werden elend bleiben, und ire Religionsverfaßung der Grund ſeyn; denn diſe kan wol bei einer fixen Nation einer onnachteiligen und ongehinderten Ausübung ſich erfreuen, nicht aber bei einem zerſtreuten Volk.

Der

Der Eifer hingegen, den di Juden für ire gotesdinstlichen Verrichtungen bezeigen, beschämt vile Christen, di oft nachläßiger und leichtsinnigerweise di Religionsfreiheit darein sezen, daß si das öffentliche Gebet verachten, alle Andachtsübungen unterlaßen und oft alle Vererung Gotes aus den Augen sezen. Genug, daß di Religion uns das Joch des Zwangs abgenommen hat und keine lästige Zeremonien uns auferlegt; di Ehrfurcht gegen Got aber bleibt immer ein wesentliches Stük der Religion und kan durch nichts aufgehoben werden. Di Heiden sind in iren Pagoden oft eifriger und andächtiger, als di Christen in iren Tempeln.

So wi di Religionsfreiheit di Ehrfurcht gegen Got nicht aufhebt, sondern solche nur zu einem freiern und ungezwungnern Dinst macht, so macht si uns auch von der Verpflichtung zur Ausübung der Tugend und guter Sitten nicht los; vilmer soll di Gewißensfreiheit den waren Wert, di eigentlich-

lichen Beweggründe, di zwekmäsige Beobachtung derselben leren, und Tugend und gute Sitten sollen sichtbare Merkmale einer hellern Erkentnis, einer durch Aufklärung gereinigten und veredelten Denkungsart werden. Wi oft aber übertrift hirin nicht der Türke und der Einwoner der Barbarei den aufgeklärtesten Christen!

Der gröste Vorteil, den di 3 herschenden Religionen in der christlichen Welt durch di Religions- und Gewißensfreiheit, nach so grosen Unruen und Verfolgungen, seit der Zeit irer Absonderung, in unsern Tagen erlangt haben, besteht darin, daß di ewigen Kontroversen und Streitigkeiten aufgehört haben und daß sich meistenteils eine brüderliche Eintracht unter inen hergestellt hat, di si eines geselligen und freundschaftlichen Umgangs fäig macht. Di Katolikken lesen nun freimütig di Schriften der Protestanten und dise di Schriften iener; nicht aus polemischen Absichten, sondern sich daraus zu beleren. An vilen Orten katolischer Lande

wird

wird das wesentliche des Christentums, wi in protestantischen Kirchen, one alle Nebensachen, vorgetragen und di reinste Moral mit dem einnemendsten Ton gelert. Uiberall werden Verbeßerungen in Schulen gemacht und di Bibel ist in vilen Händen. Wenn freilich das freie Lesen derselben deswegen verboten war und ist, damit gewiße eingefürte Lerbegrife nichts von irem erlangten Wert und von irer angenomenen Gültigkeit verliren sollen, so ruet dises Verbot auf einem unrichtigen Grund. Wenn si aber aus der Absicht unter inen verboten ist, weil das Lesen derselben, wenn es nüzlich werden soll, Klugheit, Behutsamkeit und vile Beurteilungskraft nicht nur erfordert, sondern auch manche Kentnise vorausseżt; oder weil der Neugirige und Ungelerte auf solche Stellen stosen und si aufsuchen kan, di ihm, durch Misverständnis, oder falsche Auslegung, zur Entschuldigung seiner Feler und Laster dinen müsen, so kan si in disem zweiten Fall schädlich werden und im erstern blib si ein eigentümliches Studium der Lerer. Da aber di Bibel

so

so herliche, rürende und erquikende Warheiten enthält, so wäre di nicht unverwerfliche Frage aufzuwerfen: ob es überhaupt nicht für alle Christen am bequemsten und vorteilhaftesten wäre, wenn si eine abbrevirte Bibel in di Hände bekämen, eine solche nemlich, wo alles unnötige weggelaßen wäre, wo nur alles das beibehalten wäre, was Lersäze der Moral, lerreiche Erzälungen und überhaupt wirkliche Darstellungen der Religionswarheiten enthilt. Gemeinen Christen di ganze Bibel mit weitläuftigen Erklärungen über alle Punkte derselben in di Hände zu geben, würde zwekwidrig seyn, das würde si nur verwirren und inen ein Geschäft aufbürden, womit selbst der, so bei gutem häuslichen Wolstand sein Leben in ruiger Stille zubringen könte, zeitlebens nicht fertig werden würde. Was di Religions- und Gewißensfreiheit bei gotesdinstlichen Uibungen, Zeremonien und Gebräuchen betrift, stehet solche auf zimlich ungezwungnem Fus: der Einfältige betet freilich unter der Meße seinen Rosenkranz und Meßgebete, der Hell-

denk-

denkende hingegen kan ein Gebet, wi es das Anligen seines Herzens erfordert, oder seine Empfindungen es ihm an di Hand geben, selbst im Geschmak eines Lavaters, Seilers, Tidens, oder Sturms auf Schwingen einer feierlichen Musik gen Himmel schiken. Der Einfältige ruft freilich den Heiligen an, deßen Seligkeit und Funktion in iener Welt doch kein geistliches Tribunal auf Erden bestimmen kan und deßen Los in der Ewigkeit, so wi das Los aller Sterblichen, allein von dem Ausspruch des Ewigen abhängt; der Helldenkende hingegen betrachtet ihn nur als ein Muster der Nachfolge: Di Tugend verdint allemal Nachamung und dise Vererung ist nicht tadelhaft. Tugendhafte Beispile machen lebhafte Eindrüke und haben allemal iren Nuzen, zumal von Verstorbnen, weil dise gemeiniglich, wenn si als Muster der Nachamung aufgestellt werden, von irer guten Seite erscheinen, di aber so im Leben noch vor unsern Augen wandeln, immer zuweilen noch eine Schwäche zeigen, di dann eben so gerne nachgeamt wird, als di

Tugend. Das Fasten ist ein Zwang für den, der sich der Strenge deßelben unterwirft; vileicht laßen sich aber auch da Ausnamen machen und ist es nicht, wird sich di Gewißensfreiheit mit einem guten Al, oder Karpfen gar wol vertragen. Di Wallfarten sind nicht notwendig, wi bei den Türken, es sind willkürliche Gewonheiten für Leute, di ire Freude am romantischen und abenteuerlichen haben, oder di ein wirklich religiöser Hang, ein religiöses Vertrauen zu einem Heiligen in ferne Gegend ziet. Der Helldenkende sucht seinen Got nicht auf beschwerlichen Tagreisen von vilen Meilen, er sucht ihn in der Näe, er geht unter Gotes freien Himmel, der seinen vaterländischen Boden dekt, oder in seinen Garten, sucht ihn in den Wundern der Natur und bringt ihm, wenn er ihn gefunden hat, das Gefül seines Preises, seiner Anbetung, seines Danks zum Opfer, und Got wird das Opfer eines ieden, des Einfältigen und des Helldenkenden, des Schwachen und des Starken, den Rosenkranz

des

des Einfältigen und das Kraftgebet des Weisen mit Wolgefallen aufnemen, wenn es nur mit aufrichtigem Herzen gebracht wird, und sich überall finden laßen, wo man ihn sucht.

Di beiden protestantischen Kirchen gewären iren Glaubensgenosen im eigentlichen Betracht onstrittig eine grösere, ungezwungnere und unbegrenztere Religions- und Gewißensfreiheit. Si sind keinem Zwang von Menschensazungen unterworfen, sind frei von lästigen Gebräuchen und beschwerlichen Zeremonien. Di Bibel steht iedem offen; ieder one Ausname kan si ongescheut lesen; di Lersäze irer biblischen Auslegung näern sich mer dem vernunftmäsigen Sin; ieder kan über Religionswarheiten frei denken, one darüber in di Inquisition zu kommen. Der ausgezeichnete vorzügliche Walspruch diser beiden Religionen ist: Du sollst Got im Geist und in der Warheit dinen. Freilich sind di Menschen ser zum sinlichen geneigt und bleiben deswegen gerne beim äuserlichen stehen,

und

und di an sinliche Gotesvererung gewönt sind, finden vil Geschmak daran. Für disen Geschmak, für disen Hang der Menschen ist in der katolischen Kirche ser gesorgt: Der prächtige Bau irer Kirchen, di Gemälde und Verzirungen, der prachtvolle Anzug irer Prister, di abwechselnden und glänzenden gotesdinstlichen Handlungen, das feierliche der Musik, — alles das ist dazu eingerichtet, di Sinne hinzureißen; aber so wi das eine und das andre sanfte Gefüle, angeneme Empfindungen, überraschende Schauer der Andacht und heilige Rürungen erweken kan, so kan auch manches zu abgöttischen, abergläubischen und irrigen Meinungen verleiten, vorzüglich wenn Lersäze damit verbunden sind, di Stof dazu enthalten. Müsen di protestantischen Kirchen ein und das andre, oder wol auch das meiste hivon entberen, so müsen si sich an den grosen Tempel der Natur halten, wo di grosen Werke des Schöpfers in der glänzendsten Pracht erscheinen, di ieden, der si betrachtet, mit Bewundrung und Entzük-

züken erfüllen müsen, und sich damit tröstten, daß Got nicht in Tempeln wont, di mit Händen gemacht sind. Daß ein Gebäude, so für di allgemeine Versamlung des Volks und zur Verehrung des Gotes bestimt ist, der den Menschen einen so schönen Wonplaz angewisen und das glänzende Firmament zur prachtvollen Deke über si hergezogen hat, allen Aufwand verdint, das ist der Würde der Handlung, dem Zwek der öffentlichen Versamlung, so wi dem Geschmak der Menschen angemeßen. Di Sele erhebt und erweitert sich schon mer in einem schönen Gebäude. Wenn man dagegen eine Kirche siet, di einem mit Brettern verschlagnen Stall gleicht, eine Orgel drin hört, di wi ein Dudelsak ertönt und auf der der Organist seine armselige Melodie herleiert, und siet dann den Pfarrer di zerbrochne Treppe hinan, auf eine zusammengenagelte, den Einsturz drovende Kanzel, klettern, wobei di mutwilligen Knaben aufs Stolpern lauern, um etwas zum lachen zu haben und hört den langweiligen oder gar unverständlichen Vortrag

einer elenden Predigt, — dann sollte man meynen, di Kirche wolle eine Satire auf di Religion machen.

Fromme Gefüle der Andacht sind vorzüglich notwendig, wenn di Religion Eindruk aufs Herz machen soll und das Feierliche des Gotesdinsts und der Musik wekt solche auf; es haben deswegen grose Männer den Wunsch geäusert und den Vorschlag getan, daß mer feierliche Gebete und feierliche Gesänge, wo Chöre harmonisch abwechselten, möchten eingefürt werden. Di Gotesvererung verdint allemal alle ersinliche Feierlichkeit, um di Gefüle aus dem Schlaf zu weken, worein di Gewonheit si einwigt. Was indeß am sinlichen abgeht, suchen di protestantischen Kirchen am geistreichen zu ersezen. In diser Absicht werden fast aller Orten neue Gesangbücher eingefürt, di den Bedürfnisen unsrer Zeit angemesner sind. Aber dise heilsame Anstalt der Religionsfreiheit fand auch schon manchen Anstos; denn di Menschen hängen gern dem

gewönlichen an. Bei der Gewißensfreiheit ist also Behutsamkeit und Klugheit nötig. Diſe bewis bei einer ſolchen Angelegenheit ein gewißer Geiſtlicher auf eine ſo rümliche Art, daß es der Bekantmachung und Nachamung wert iſt. Der Aufſtand über di Einfürung eines neuen Geſangbuchs in einem benachbarten Ort brachte ihn auf den Gedanken, einen beſondern Weg dazu einzuſchlagen. Er las ieden Sontag, ſtat des Gebets, vor und nach der Predigt, ein Lid aus einem neuen Geſangbuch vor; ſeinen Zuhörern gefilen di Lider, ſi kamen zu ihm, bezeigten ir Wolgefallen darüber und befragten ihn um das Buch, wo di ſchönen Lider ſtünden? Er zeigte es inen, und da ſi es zu haben wünſchten, verſprach er es inen mit dem Bedingnis: wenn merere zuſammenſtünden, ſo, daß eine Anzal Exemplare könte verſchriben werden, di der Müe wert wäre. Da ſi ſolche in di Hände bekamen und fanden, daß über den Lidern di Melodien der vorigen ſtünden, meinten ſi, diſe Lider könne man ia ſingen,

wi di andern; er versprach inen, beim nächsten Gotesdinst etnen Versuch damit zu machen und — so erreichte er onvermerkt einen Zwek, der an einem andern Ort durch di schärfsten Befele nicht erzilt werden konte. Ein Beweis: wi gerne di Menschen am Scheinbaren und Gewönlichen kleben, wi verschiden di Gewißensfreiheit ist, wi sanft si behandelt seyn will, und wi, in Religionssachen vorzüglich, Klugheit mer ausrichtet, als Gewalt!

Der Gesang soll also dazu dinen: durch gefülvolle und lerreiche Warheiten, sanfte Rürungen, edle Empfindungen und Harmonie der Gemüter unter der Melodie allgemeiner Uibereinstimmung zu erweken. Der Mensch hat nicht nur einen Geist zum denken, sondern auch ein Herz zum fülen: beides mus für di Religion anwendbar und empfänglich gemacht werden. Di Vernunft richtet kün und ungescheut ir mänliches Haupt empor und schaut gerade gen Himmel; das Gefül heftet

mit ehrfurchtsvoller Resignation den starren Blik der Anbetung und des Glaubens an di Wolken, und wirft sich demutsvoll in den Staub. Di Vernunft gibt dem Gefül den Stof, reinigt es und hält es in Schranken; das Gefül fürt di Vernunft zur Anbetung und macht si bigsam. Di Vernunft verwart das Gefül und di Gewißensfreiheit vor Aberglauben und Abgötterei; und das Gefül hält di Vernunft und Religionsfreiheit vom Unglauben zurük. Wenn das feierliche und harmonische der katolischen Religion und das geistreiche und vernunftmäsige der protestantischen Religionen sich miteinander vereinigte: — dann würde di grose Kirche Gotes entstehen, wo di Christen mit vereinigten Gemütern unter allgemeiner feierlichen Zusammenstimmung zum reinsten und gefülvollsten Gotesdinst gelangten; Toleranz, Religions- und Gewißensfreiheit würden sich dazu versamlen und das: Te Deum laudamus anstimmen. Der Stifter unsrer Religion gibt durch das Gebot der Gotes- und Menschenlibe den Ton an, di

Schöpfung spilt durch den Einklang irer harmonischen Einrichtung das grose Tema vor und alle Köre des Himmels stimmen mit ein, — was noch felt, ist di Uibereinstimmung der Christen und aller Menschen auf disem Erdenrund.

Je einleuchtender di Religion der Vernunft wird, ie mer reine und edle Gefüle di Betrachtung irer herrlichen Warheiten erzeugt, desto mer Eindruk wird si auf Geist und Herz machen. Wenn also di Warheiten der christlichen Religion in irer Reinigkeit und Vernunftmäsigkeit, in irer Einfalt, Klarheit und Würde vorgetragen werden, wird der Schwache und der Starke, der Einfältige und der Aufgeklärte, di Religions- und Gewißensfreiheit — wird alles Beruigung dabei finden, di Uibereinstimmung wird allgemein werden und di herrlichsten Früchte allgemeiner Zufridenheit und Menschenglükseligkeit werden daraus hervorwachsen.

Da di Religion, in so fern solche einen bestimten Lerbegrif aufstellt, zu dem sich eine grose Gesellschaft von Menschen bekent, einen öffentlichen und bestimten Gotesdinst ausmacht, der unter dem Schuz und der Aufsicht des Staats steht und mit dem, als mit der wichtigsten Anstalt, di allgemeine Wolfart unzertrenlich verbunden ist, so können einzelne Lerer, so aufgestellt sind, in disem aufgestellten Lerbegrif Unterweisung zu geben, an der Form deßelben nichts ändern, sondern sind verbunden, ire Vorträge nach Masgabe dises vorgeschribnen und angenommenen Lerbegrifs einzurichten. Wenn ein ieder mit Hindansezung des ihm vorgeschribnen Lerbegrifs nur seine Einfälle und Meinungen vortragen wolte, würden di verschidnen Vorträge, zumal wo merere Lerer in einer Kirche aufgestellt sind, einander widersprechen, und es würde dadurch Verwirrung entstehen. Wenn aber grose und gewißenhafte Schriftforscher gewiße Warheiten in einem andern Licht aufstellen, so ist es di wichtigste An-

gelegenheit des Staats — zumal wenn ein allgemeiner lauter, oder stiller Beifall des theologischen gelerten Publikums solche für überzeugend hält, und der Ton der Vorträge sich nicht nur schon darnach stimt, sondern auch schon würklicher Volkston geworden ist — grosen Theologen, di ebenfalls den bekanten Ruf einer hellen Gelersamkeit und reinen Gewißenhaftigkeit haben, di Prüfung und Untersuchung diser Lersäze zu übertragen und nach Gutbefinden diser Männer mit Zuziung dazu verordneter Kollegien unter fridlicher Kordalität diienigen klugen Anschläge zu faßen, wi allenfalls, durch kluge und vorsichtige Anstalten, di Berichtigung dises oder ienes Religionsbegrifs zur Lere zu machen sei, damit über di gesunkne Gültigkeit eines und des andern Lersazes nicht der Wert der ganzen Religion sinkt. Bei allem in der Welt, was der Leitung menschlicher Einsichten überlaßen ist, war von ieher der Fall, daß nicht alles auf einmal zu seiner völligen Vollkommenheit gedien ist, sondern daß di Vernunft durch

weit-

weiteres Nachforschen in der Erkentnis der Warheit Schrit vor Schrit zum Gipfel der Klarheit hinansteigt. Erst Kopernikus hat das System bestätigt, daß di Erde sich um di Sonne drehe. Lerer, so in öffentlichen Aemtern stehen, leiden freilich allemal Zwang in irem Gewißen, wenn si von Warheiten überzeugt sind, di mit dem gewönlichen Lerbegrif streiten. Sollen si ir Amt darüber niderlegen, so würde ir zeitlicher Wolstand und das Glük irer Familie darunter leiden. — Was können si anders tun, als daß si entweder irem Gewißen Zwang antun, oder dergleichen Lersäze in iren Vorträgen übergehen, oder wenn si solche berüren müsen, di wörtlichen Aussprüche der Schrift one Erklärung hingeben?

Di Gewißensfreiheit ist das edelste Kleinod des Christen und des Menschen. Si schaft seinem Herzen Beruigung und Zufridenheit, macht daß er kein trauriger Sklave eines erzwungnen Glaubens ist und gibt seinem

Geist

Geist Heiterkeit und Friden. Was haben wir, als diſes Licht unſrer Vernunft, womit wir Warheiten finden, prüfen und beurteilen? Selbſt di ſchwerſten, dunkelſten und verborgenſten Religionswarheiten werden durch Schlüſe der Vernunft hervorgeſucht und ins Licht geſezt. Ein ieder hat ſeine eignen Einſichten, ſeine eigne Vorſtellungsart, ſein eignes Gewißen. Kein Menſch in der Welt kan ſich eine Sache anders denken, als wi er ſi einſiet und erkent, oder wi er ſich hat beleren laßen, und kan nicht anders glauben, als wi es ſich mit ſeinem Gewißen verträgt, keine geiſtliche und weltliche Macht in der Welt hat das Recht und di Gewalt, ihn dazu zu zwingen. Wenn ich es mit meinen Begrifen von einem göttlichen Weſen, von der Natur der Dinge und dem Verhältnis der Menſchen zuſammenräumen kan, daß Chriſtus warer Got ſei und ſolches veſtiglich glaube — ein andrer aber findet diſen Glaubensartikel für di Maieſtät Gotes zu unanſtändig und der Vernunft zuwider, und findet noch mer Weisheit

Got-

Gotes und Ehre für di Menschheit in dem Gedanken, daß Got einen aus inen zu einem so grosen Lerer der Welt auserſehen hat — welcher von beiden will den andern verdammen? Ein ieder wird ſeines Glaubens leben.

Der vernünftige Christ wird ni den verachten, haßen, oder verdammen, der anders glaubt; und der beſcheidenfreidenkende Man wird di christliche Religion ni ſpötiſch behandeln, in der Erwägung, daß ſi Ehrfurcht verdint, daß di Religion eine Sache iſt, welche di Ehre Gotes und di Rue der Menſchen angeht. Der rechtſchafne Man wird ſeinen Got ſowol in der Bibel, als in der Natur ſuchen und ihn da verehren, wo er ihn findet.

Diienigen, ſo den Man verachten und verfolgen, der in Religionsſachen ſeiner eignen Denkungsart folgt, ſind es gemeiniglich am wenigſten, di den Namen eines Chriſten mit

Recht

Recht füren. Der Liblosigkeit nicht zu gedenken, ist ir Glaube vileicht nichts als der gewönliche Kölerglaube, den si weder dem Nachdenken, noch der Uiberlegung zu danken haben und ir Gotesdinst nichts anders, als Kirchengehen, Beicht und Abendmal, welches leztere inen nur dazu dinen mus, daß si alle Quartal iren Sündenkonto bringen und sich ein neues Privilegium holen, vermöge deßen si, bis wider ein Quartal komt, einen neuen Konto nach Wolgefallen vollsündigen können. Da handelt der Man doch warhaftig beßer, der nach seiner Uiberlegung glaubt und wird in den Augen Gotes angenemer seyn, sein Glaube mag gros oder klein seyn, er mag ihn aus der Bibel, oder aus der Natur schöpfen. Redlichkeit im denken, glauben und handeln, wi es di Uiberzeugung mit sich bringt, — Tugend und Menschenlibe — das sind di Kenzeichen des Christen und des Mans.

Heil uns, daß di Sonne der Religions- und Gewißensfreiheit über uns aufgegangen ist,

daß

daß unser Geist ongehindert seinen Gang gehen kan, one fürchten zu müsen, daß di Furie, Inquisition, ihn auf ofnem Weg ergreift und an Feßeln schmidet. Di Bibel und di Natur, di Geschichte der Religion und der Menschheit ligen vor unsern Augen aufgedekt, wir können Warheiten holen, wo wir wollen und wi si das Bedürfnis unsers Geistes und unsers Herzens fordert, one daß unser Glaube Anfechtung darüber zu leiden hat.

Wenn wir durch das Fernglas der Zeiten und irer Geschichte alles das Elend überschauen, das ein falscher Religionseifer über so vile Christen brachte, wo Mörder es für eine Christenpflicht und für ein Verdinst achteten, ire Brüder zu morden, weil si anders dachten, und di doch beßer waren, als si — was sagt unsre Gewißensfreiheit dazu? Warum lis Got so vile Menschen umkommen, di ire Tugend noch durch Standhaftigkeit im Tod bewisen? Di dadurch bewisen, daß si beßere Menschen sind, als ire Mörder. Solten

di

di schlechtern di Welt erbauen? Oder was war dein Ratschlus, o Unendlicher? Ist Vernunft, Aufrichtigkeit und Tugend der Weg zum Tod? Wer vergütet dem Dulder seinen Kummer, seinen Schmerz, seinen Martertod? — Hörte alles mit disem Leben auf, — stünde es nicht im Zusammenhang mit dem künftigen — was solte di Gewißensfreiheit hir sagen? — Aber Religion und Natur sagen uns: es ist, es mus ein künftiger Tag des Gerichts seyn; es ist, es mus ein Tag seyn, da wir wider auferstehen! — dann — sagt der grose Dichter der Meßiade —

Dann wägt, di Wagschal in der gehobnen Hand,
Got Glük und Tugend einander gleich!
Was in der Dinge Lauf izt misklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.

9tes Kapitel.

Uiber Gewalttätigkeiten und Erobrungen.

Mit einer ieden Staatsverfaßung, und wenn es di uneingeschränkteste wäre, ist di höchste Gewalt unzertrenlich verbunden; one si entstehen eben sowol Gewalttätigkeiten, als beim Misbrauch derselben. Di höchste Gewalt ist so notwendig, als weise Geseze. One dise wird di Rue und Glükseligkeit der Menschen ein Ballspil der Willkür, des Eigensins, der Leidenschaften, der Tiranei und des Despotismus, oder das Würfelspil einer anarchischen Zügellosigkeit. Der rechte Gebrauch der höchsten Gewalt ist das notwendige Mittel zur Ausübung der Gerechtigkeit. Durch si bekommen di Geseze erst ir Ansehen und ire Kraft. Durch si erhält der Staat seine Ordnung, seine Rue, seinen Friden, seine Sicherheit und ieder Un-

tergebene Schuz für sein Eigentum und für seine Rechte. Der Misbrauch derselben aber ist das grausame Mittel zur Ausübung der Ungerechtigkeit, das den schröklichen Namen: Gewalttätigkeit, fürt, gegen welche di Vernunft und das Gefül der Menschheit sich empört. Di Gewalttätigkeit achtet nicht auf di Stimme der Vernunft, der Geseze und des Menschenrechts, bekümmert sich nicht um Rechtschaffenheit, Unschuld und Tugend, denkt nicht an das Wol und Wehe derer, auf di ir Aug geheftet ist, faßt nicht den gewißenhaften Schlus einer behutsamen Prüfung, einer genauen Untersuchung und einer weisen, ruigen Uiberlegung, sondern den raschen gebiderischen Schlus der Laune, der Leidenschaft und des Affekts. Di Gerechtigkeit der höchsten Gewalt rettet den Unglüklichen, schüzt den Bedrängten gegen seine Verfolger, sezt Witwen und Waisen in ire Rechte ein, belont Tugend und Rechtschaffenheit und hebt das Verdinst aus dem Staub empor; di Ungerechtigkeit der Gewalttätigkeit hingegen trit das Verdinst selbst

in

in den Staub, ernidrigt und bestraft di Tugend, erhöet und belont das Laster, unterdrükt selbst di Rechte der Witwen und Waisen, wird selbst eine Verfolgerin der Bedrängten und macht Menschen durch Argliſt Betrug und Verwiklung, oder, wenn es seyn kan, durch einen einzigen Muchtspruch unglüklich, welchen der weise Regent nur zum Glük der Menschen anwendet, nur alsdenn, wenn ein durch Betrug und Schikane verwikelter Knoten mit dem Schwerdstreich der Gerechtigkeitslibe einer höchsten Gewalt gelöst werden mus.

Di Gewalttätigkeit hat schon di schröklichsten Ruinen unter den Menschen angerichtet. Grausamkeit bezeichnet ire Spur. Di Gewalttätigkeit mus von irer Gröse so ser verblendet seyn, daß si di Menschen für Tire hält, di mit zur hoen Jagdgerechtigkeit gehören und so lange gehegt werden können, als man es für vorteilhaft findet, sonst wäre es unbegreiflich, wi si di heiligsten Rechte der Menschheit für nichts zu achten vermöchte.

So

So mus wenigstens Tarquin gedacht haben; denn er lis aus dem Weg räumen, wen er wolte, wi es seine Absichten, seine Laune, seine Leidenschaften verlangten. Selbst sein Schwigervater muste ein Opfer seines gewaltsamen Stolzes werden. Das Leben seiner Untertanen sae er als sein Eigentum an; keiner war sicher vor ihm, er lis di reichsten und vornemsten seiner Römer nach Wolgefallen hinrichten, um sich irer Güter zu bemächtigen und beschenkte seine Soldaten von disem Blutgeld, um si zu desto freiwilligern Dinern seiner Ungerechtigkeit zu machen.

Dise Gewalttätigkeit ist um so auffallender, wenn si an Männern verübt wird, di durch Rechtschaffenheit und Verdinst sich ausgezeichnet und durch treue Dinste um den Staat verdint gemacht haben. Wen rürt nicht das bekante traurige Los eines Cicero! Wer ist nicht ängstlich um ihn besorgt, da di Wache auf Befel des Antonius ihn auf seinem Landhaus auffucht? Wer erschrikt nicht, da si ihn auf der von

sein-

seinen ängstlich besorgten Dinern betribnen Flucht seiner Verbannung in seiner Sänfte gefangen nimt ? Wem erregt sein Tod nicht Schauder ? Wer weint ihm nicht eine Zäre ? Wer verwünscht nicht seinen Verräter, den er väterlich erzogen hat ? Wer verwünscht nicht seinen Mordgehülfen, dem der Menschenfreund durch di Stärke seiner Beredsamkeit das Leben gerettet hat ? Und das geschae an einem Man, der seinen Mitbürgern di treuesten Dinste geleistet, dem Rom seine Rettung gegen eine fürchterliche Verschwörung zu danken gehabt hat ! Wen wird aber noch eine Gewalttätigkeit befremden, di di wütendste Rache gebar, wenn man siet, wi eine rasende Fulvia, von einer solchen Rache entflamt, seinen Kopf in iren Schos faßt, eine goldne Harnadel von irem Kopf nimt und mit Grim auf di Zunge losticht, di gegen ire beiden Ehemänner Strafreden gehalten hat, wenn man den schändlichen Triumf siet, womit Antonius di abgehauene Hand und den abgehauenen Kopf mit Froloken dem Volk zeigt und beides an

den Rostris öffentlich aufhängen läßt? Wen iammert aber dabei nicht di Schwachheit und der Undank eines Volks, das di Verdinste eines Mannes so leicht vergeßen kan, dem es sonst um eben derselben willen den glänzenden Namen eines Vaters des Vaterlands beilegte und nun der schändlichsten Gewalttätigkeit einer blutigen Feindesrache preisgab? Wer wird sich aber noch über Gewalttätigkeiten einer Regirungsverfassung wundern, wo das Ansehen des einen sich durch den Untergang des andern erhalten mus?

Wen schmerzt nicht das traurige Ende eines weisen und tugendhaften Seneka? Er, der sich längst von einem Hof losreißen wolte, der ganz verdorben war, wo Herz und Geist keine Narung mer fanden, er, der sich längst einer Funktion entreißen wolte, di keine gute Früchte mer erzeugte; er, den der ausgeartete Zögling seines Rats und Unterrichts unter feurigen Libkosungen und den heiligsten Versprechungen am Hof zurükhilt, muste zulezt noch von

sein-

seinem grausamen Befel einen schmäligen und gewaltsamen Tod zum Lon ernden. — Aber welche Gewalttätigkeit läßt sich nicht von einem Tyrannen erwarten, dem mit der grösten Warscheinlichkeit schuld gegeben wird, daß er Rom habe anzünden laßen; der dann auf den Ruinen den ungeheuern Pallast auffüren lis, den er sein goldnes Haus nante, der zu diser Absicht nicht nur Italien, sondern auch di benachbarten Provinzen plünderte, wobei di Schäze der Tempel und kostbarsten Denkmäler des Altertums nicht verschont wurden, der nach Grichenland und Asien Abgeordnete mit Vollmachten zur Ausübung aller Arten von Ungerechtigkeiten schikte, vermöge deren, auser dem übrigen Raub der Zirraden und Geschenke der Tempel, selbst di Bildsäulen der Göter nach Rom geschikt und eingeschmelzt wurden? Welche Gewalttätigkeit läßt sich nicht von einem Tyrannen erwarten, von dem Svetonius versichert: daß er von der Zeit an keinen zu einem Amt erhoben, dem er nicht gesagt habe: du weist, was

ich brauche; laß es also unser Hauptgeschäft seyn, daß nimand etwas habe, das er sein Eigentum nennen könne? Welche Gewalttätigkeit läßt sich endlich nicht von einem Tyrannen erwarten, der seine Mutter, seinen unschuldigen Bruder, seine eigne unglükliche Gemalin und, auser dem allem, noch so vile grose und rechtschafne Männer hinrichten lis!

Was brachte dem Tugendhaftesten, dem grösten Weisen der Grichen den Giftbecher zuweg? Seine Tugend? Seine Weisheit? Traurig genug, wenn das Mittel und Beweggründe zur Verurteilung werden können! Da mus ein Volk schon tif gesunken seyn! Seine Lere wurde in der Ankloge nur zum Vorwand genommen, aber si war di ware Ursache seiner Verdammung nicht, konte es nicht seyn: er hat di Menschen Rechtschaffenheit, Lebensklugheit und Tugend gelert, hat inen Begrife von Got und einem künftigen Leben beigebracht und hat si dabei ni von der Verehrung irer Göter abgeleitet, sondern sol-

solche selbst beobachtet. Aber den Haß der Sofisten hat er sich zugezogen; di 30 Tyrannen, di gewont waren, in das Leben und di Güter der Menschen gewaltsame Eingrife zu tun, wolten gewaltsame Rache an ihm nemen, weil er einen auf solche Absicht abzilenden Befel nicht befolgte. Wer verabscheut nicht mit einem gewißenhaften Sokrates dergleichen gewaltsame Eingrife in di Rechte der Menschheit? Er solte mit einigen andern dazu verordneten einen gewißen Leon, der ein ansenlicher und begüterter Man war, in Verhaft nemen, den di 30 Tyrannen aus der Welt zu schaffen beschloßen hatten, um sich seiner Güter zu bemächtigen; aber Sokrates gab inen zur Antwort: ich kan mich ni entschlisen, zu einer unrechtmäsigen Handlung behülflich zu seyn. Wer vernimt nicht sogleich aus der droenden Gegenantwort des Charikles di Stimme der Gewalttätigkeit? „Glaubst du, Sokrates! stets aus disem hoen Ton zu sprechen, one iemals dafür zu leiden"? Aber wi standhaft beharrt nicht diser Weise auf seinem

Ent-

Entschlus, der Gerechtigkeit treu zu bleiben! Das sei ferne, sagte er: ich kan tausend Uibel erdulden, aber kein so groses: unrecht zu handeln. Bei dem Verhör des Sokrates wurde di Sache der Gewalttätigkeit und der Ungerechtigkeit durch eine Stimmenmerheit durchgesezt. Er hätte mit einer Geldstrafe durchkommen können; aber das war, nach seiner Meinung, eben so vil, als sich eines Verbrechens schuldig geben, er glaubte vilmer, daß di Ursache seiner Beschuldigung di gröste Belonung und einen Unterhalt auf öffentliche Kosten verdine; aber eben das erbitterte di ungerechten Richter, daß si ihn zum Tod verdamten. Er trunk den Giftbecher mit Gelaßenheit, von der Unsterblichkeit der Sele überzeugt, wovon er sich mit Kriton unterhilt. So wi er in seinem Leben stets gerecht handelte, so wolte er auch in seinem Tod eine Pflicht, deren er sich noch erinnerte, nicht versäumen, di er seinem Freund mit folgenden Worten zu beobachten empfal: O Krito! ich bin dem Aeskulap noch einen Han schuldig,

nims

nims über dich und versäume es ia nicht! Hir hilt di gewaltsame Hand des Gifttods den Lauf des Bluts, der Geist flog aus dem Kerker zur Freiheit der Unsterblichkeit empor und di Freundschaft drükte dem nun warhaft freien Man di Augen zu.

Dise Gemälde zeigen uns im Beispil, was Gewalttätigkeit ist und wer si ausübt. Wir ersehen daraus, daß Gewalttätigkeiten nicht blos in monarchischen Regirungsformen können ausgeübt werden, sondern in Regirungsformen ieder Art, wenn einmal di Leidenschaften mit ins Spil kommen. Wenn ein einziger di höchste Gewalt in Händen hat, so ist es freilich traurig, wenn er di Pflichten seines hoen Berufs entweiend auser Augen sezt und nicht nach Grundsäzen handelt, di ihn dises hoen Berufs würdig machen, wenn er nicht Gerechtigkeitslibe besizt, wenn nicht weise Mäsigung und Behutsamkeit seine Entschlüse lenken, wenn nicht Menschenlibe ihm im Busen wont, di seine Gesinnungen und Handlungen regirt und

ihm

ihm das Wol aller, so wi das Wol eines ieden einzelnen zum Augenmerk macht. Ein guter und gerechter Regent ist ein Vater seines Volks, siet ieden als einen Anvertrauten seiner Fürsorge an und straft ni aus Leidenschaft, oder nach ungerechten Absichten, sondern aus Not, um des allgemeinen Besten willen. Hat auch ein Volk das nicht an seinem Regenten, was es zu haben wünscht und ist wirklich gedrükt und unglüklich unter ihm — dann bleibt ihm freilich nichts übrig, als der Trost und di Hofnung, vileicht nach ihm einen beßern zu bekommen, unter deßen Aufsicht es glüklicher ist. Bei Regirungsformen, wo merere Teil an der höchsten Gewalt haben, können eben so leicht Gewalttätigkeiten zum Vorschein kommen: ir Grund beruet auf Faktionen, Parteien und Privatleidenschaften. Welche Scenen eröfnet uns zum Beweis diser Warheit nicht di römische Geschichte! Wi eifrig war da nicht immer eine Partei darauf bedacht, di andre zu unterdrüken, um auf den Trümmern der andern ire Macht und Hoheit auf-

aufzubauen! Wi oft wurde alsdenn nicht das obrigkeitliche Ansehen dazu misbraucht, di Rache eines langgenärten Grolles zu befridigen und wi lange dauerte nicht oft der gegenseitige Haß, da ganze Familien und Parteien Anteil daran namen! Musten ihn nicht oft Kinder und Kindskinder noch spät empfinden! Wi traurig ist es, wenn ein einziger rachgiriger Man durch einen sofistischen Vortrag oder durch Kabalen den rechtschaffensten Man stürzen kan, welches in Rom und Grichenland so oft der Fall war! Und weis nicht oft selbst durch einen indirekten Einflus auf den Staat diser und iener das Wol des andern zu untergraben? Mißbrauchen nicht selbst auch Diner ire anvertraute Gewalt oft zu irem Eigennuz und bringen dadurch ire Vorgesezten und Herschaften in den verdachtvollen Ruf der Härte, der Ungerechtigkeit und der Grausamkeit? Wi manche verborgne Gewalttätigkeiten sind nicht oft auf solche Art, oder durch Bestechungen bewirkt worden, di di Nacht der Bosheit, der Unterdrükung und der Verfolgung bedekt hat!

hat! Selbst ein ganzes Volk kan Gewalttätigkeiten ausüben, wenn es eine Stimme bei öffentlichen Angelegenheiten hat, oder sich zum willkürlichen Richter aufwirft und dann — sind seine Gewalttätigkeiten gemeiniglich di schröklichsten! Es ist nur allzugeneigt, einem blinden Eifer zu folgen: ein Enthusiasmus, ein küner Anfürer darf es nur erhizen, so verfällt es auf Ausschweifungen, wovon di Geschichte alter und neuer Zeiten di fürchterlichsten Schauspile aufstellt.

Was nun aber Gewalttätigkeiten sind, erhellt aus eben den oben angefürten Beispilen und, den richtigen Begrif davon zu wißen, ist notwendig, weil Menschen leicht alles für Gewalttätigkeiten achten, was es nicht sind. Ein iedes ungerechte Verfaren, so durch Zwangsmittel unsern Zustand verändert, di Verschlimmerung deßelben befördert, oder di Verbeßerung deßelben hindert, verdint den Namen der Gewalttätigkeit und dise wird nicht nur dadurch an uns verübt, wenn man uns durch un-

ungerechte Zwangsmittel der bürgerlichen Gesellschaft entreißt und unverdinterweise in Verhaft sezt, unsre wirklichen Besiztümer uns raubt, unsern Körper verlezt, oder uns das Leben nimt; sondern auch dadurch, wenn man uns, durch dergleichen verborgnere Mittel, unsern Wolstand stört, unser Glük untergräbt, unsre Gerechtsame uns schmälert, das vorenthält, worauf wir gerechte Ansprüche haben, unsern guten Ruf, unsre Ehre, unsre Gesundheit, unser Leben in Gefar sezt. Jeder Betrug, iede List, ieder falsche und geheime Anschlag ist dann ein so gewaltsames Mittel, und wir haben das gegründetste Recht, uns von solchen Gewalttätigkeiten loszureißen und in Sicherheit zu sezen. Di Rechte des Menschen sind heilig! Si gründen sich auf Natur, Vernunft und Religion. Di Sicherheit ist der erste Grundsaz der bürgerlichen Gesellschaft, das Eigentum das vornemste Recht der Natur, di Unverlezlichkeit das erste Verlangen der Vernunft und Religion. Niemand kan uns also unsre Güter, unsre Ehre,

unser Leben nemen, one daß eine hinlängliche Verschuldung ein gegründetes Recht dazu gibt; denn di Gerechtsame der bürgerlichen Gesellschaft beruen auf Bedingnisen und Verhältnisen einer allgemeinen Ordnung der Gerechtigkeit, di keiner unbestimten Willkür unterworfen seyn kan.

Di Freunde des Sokrates riten ihm, sich aus seinem Kerker loszureißen und machten ihm Gelegenheit zur Flucht; allein er hatte schon Verzicht getan auf das Land der Unvollkommenheiten, in den Augen seines hoen Alters hatte noch ein Zoll zur Spanne seines Lebens keinen Wert mer, seine Weisheit hilt di Flucht für unanständig. Sein Wunsch war, daß sein Geist sich liber bald aus diser engen Hütte losreißen und zur Unsterblichkeit überschwingen möchte, di der Wonnegedanke seiner Uiberzeugung war und er trank ruig den gewaltsamen Giftbecher aus. — Vileicht hätte er beim Feuer tugendlicher Manheit anders gedacht und gehandelt und allemal nach Grundsäz-

ſäzen der Klugheit und des Rechts. Denn wir ſind uns und der Welt di Erhaltung und Verlängerung unſers Lebens ſchuldig. —

Di Gewalttätigkeit ſezt allemal Ungerechtigkeit voraus, di höchſte Gewalt hingegen hat di Gerechtigkeit zur Seite, nach deren Vorſchriften ſi ire Verordnungen einrichtet. Di Gerechtigkeit, wenn ſi iſt, was ſi ſeyn ſoll, iſt di gröſte Woltäterin für den Staat, di gröſte Beglükerin der Menſchen. Wer ſolte in dem ſich tauſendfältig durchkreuzenden Verker der Menſchen ire Streitigkeiten ſchlichten? Wer ſolte iren Geſchäften, iren Verhältniſen, iren Verbindungen, irem Umgang und iren Handlungen Ordnung geben? Wer ſolte ſi bei der Beobachtung irer Pflichten ſowol, als beim ruigen Genus irer Gerechtſame und Beſiztümer, erhalten? Wi wolte di Glükſeligkeit des Staats mit der Glükſeligkeit eines ieden einzelnen Glids deßelben beſtehen, wenn di Gerechtigkeit nicht für alles das ſorgte? Wi aber wolte di Gerechtigkeit ir Anſehen behaupt-

haupten? Wi iren Vorschriften Kraft geben? Wi ire Ausspruche geltend machen? Wi wolte si den Unordnungen steuern? Wi Gehorsam und Folgsamkeit erzilen — wenn di höchste Gewalt nicht ire Beschüzerin und Begleiterin wäre? Si ist es, di si in iren Schuz nimt und den schuldigen Gehorsam, di gebürende Ehrfurcht gegen si einprägt; si ist es, di iren weisen Ausspruchen Kraft gibt und di nötige Folgsamkeit bei dem Widerspenstigen erzwingt; si ist es, di nicht nur andern ire Gebote einschärft, sondern di auch selbst iren weisen Rat, ire klugen Anweisungen und Forderungen zur Richtschnur ires Verfarens und irer Befele nimt; und unter einem solchen Zepter ist es, wo Fride, Heil, Rue und Segen im Lande blüet.

Wenn wir uns di Erobrungen denken, di bisher in fremden Weltteilen unter wilden und unkultivirten Völkern gemacht worden sind und vileicht noch gemacht werden, so entsteht di Frage: Sind auch dise Erobrungen wol

recht-

rechtmäfig und erlaubt? Di Grundsäze des allgemeinen Völkerrechts antworten: Nein! daraus entsteht nun aber di andre Frage: paßt wol auch der Sin des allgemeinen Völkerrechts in seinem ganzen Umfang und in so fern di Bestimmung, Anverwandschaft und das Verhältnis der ganzen Menschheit dazu genommen wird, für wilde und unkultivirte Völkerschaften? Und dise kan nicht geradezu entschiden werden. Es komt folgende Betrachtung dabei in Erwägung: Di Menschen sind in der Absicht auf di Erde gesezt, Gebrauch von iren Gütern zu machen, ire Vernunft auszubilden, um durch Hülfe derselben zum Genus warer Glükseligkeit hingeleitet zu werden. Vilen von disen Völkern aber ist nicht nur der Gebräuch und Nuzen viler Güter, selbst derer, di zunächst vor iren Augen ligen, unbekant, sondern es felt inen auch meistens di Klarheit der Vernunft, welcher Mangel an Ausbildung dann schuld ist, daß si di Kentnis viler Dinge nicht haben, di doch der Benuz-

nuzung würdig sind, und di beßern Begrife von Glükseligkeit und der eigentlichen Bestimmung der Menschen inen felen und — nun fragt sichs: ob Menschen, deren Vernunft durch Wißenschaften und Religion ausgebildet ist, nicht einen Beruf allgemeiner Menschenverwandschaft dazu haben, Mittel ausfintig zu machen, und Gelegenheiten zu ergreifen, dise durch di Natur verbrüderten Erdenbewoner aus dem Stand der Unwißenheit herauszureißen, und si der Vernunft, folglich der Würde der Menschheit näer zu bringen? Aber wi solte das geschehen? In iedem Betracht lis sich di Erreichung einer solchen Absicht auf keine andre Art erzilen, als daß di kultivirte Nation einige Herschaft über dergleichen Völkerschaften hätte, oder bekäme; und wenn dise gelind und so beschaffen wäre, daß si diselben, durch zwekmäsige Einrichtung, zum Genus der Rechte, Ordnung und Glükseligkeit einer inen angemesnen bürgerlichen Verfaßung leitete, dann würde mit Entscheidung zu sagen seyn, das eigene Gefül dieser Völkerschaft-

schaften würde es sagen und ire Nachkommen es preisen, daß eine solche Erobrung, di gleichsam nur eine Erobrung der Herzen und des Verstandes wäre, eine Vereinigung und Hinfürung zu einem beßern Zustand des Lebens, mer zu entschuldigen, als zu tadeln sei und es würde iedem einleuchtend seyn, daß dergleichen Völkerschaften, für dise Woltat eines beßern Zustands einen billigen Tribut, mäsige Abgaben schuldig wären.

Wenn aber di Spanier, von Golddurst und Erobrungssucht gereizt, das Wort der Treue brechen und selbst di Religion zum Mittel irer verrätrischen Absichten machen, wenn si mit Wut über di unschuldigen Peruaner herfallen und, one Ursache, mer als 4000 auf einmal nidermachen; wenn ir Anfürer Pizarro sich selbst zu einem gemeinen Räuber ernidrigt und vom Gold und Silber des Trons geblendet, worauf der Inca sizt, — der deswegen in gröster Pracht erscheint, um den Tag recht feyerlich zu machen, wo er ein Bundsgenose

der Spanier werden will — ihn, mit Verluſt des Lebens viler seiner Edlen, selbſt herabreißt und gefangen sezt — in weßen Bruſt erwacht nicht das wemutsvolle Gefül der Menschlichkeit über eine so grausame Gewalttätigkeit, di durch nichts zu entschuldigen ist! Dis ist alsdenn gewis der traurige Fall, wo one alle Einschränkung und Entschuldigung di heiligsten Rechte der Natur, der Menschheit und der Völker auf di schändlichste Art verlezt sind.

Was ist das Zil aller jener Erobrungen unter den wilden und unkultivirten Völkern? Begirde nach irem Gold, nach iren Kostbarkeiten, nach iren Beſiztümern und, was das gewönliche Zil aller Erobrungen ist: Vergröſerung seiner Beſizungen, seines Reichtums und seiner Macht. Daß di gröſten Schäze, di herrlichsten Früchte und Gewächse, di köſtlichſten Kräuter, Arzneien und andre edle Produkte der Erde gerade in den Händen solcher Menschen seyn sollen, di si weder hinlänglich kennen, noch zu schäzen, noch zu gebrauchen wiſ-

wissen, ist ein Umstand, der jenen Erobrungen nicht nur den grösten Reiz und einen beträchtlichen Wert gibt, sondern der inen auch zum gewönlichen allgemeinen Grund der Rechtfertigung dint. Aber! sind iene Leute nicht auch Menschen, di di gegründetsten Ansprüche auf di Rechte der Menschheit haben, di inen zwar nicht weiter bekant sind, als nach einem dunklen Gefül und nach der Belerung irer Bedürfnise; di si aber von iren Eroberern um so mer fordern können, ie bekanter dise damit sind! Welche Unmenschlichkeit ist es nicht, den an sich geringen Zustand iener Völker, der inen aber doch nach irer Art noch erträglich und behaglich ist, anstat ihn zu verbeßern, zu den elendesten zu machen! Welch eine Unmenschlichkeit, iene Menschen als Sklaven zu behandeln und si den Lasttiren gleich zu achten! inen Arbeiten aufzulegen, deren Schwere und Uibermas ire Kräfte übersteigt und si schon zu tausenden aufgeriben hat! Ist es nicht genug, ire Schäze in den Händen zu haben? Haben si nicht selbst einen gerechten Anteil an

iren eroberten Gütern und an den Vorteilen, di ir Boden inen gewärt? Das einzige also, was dergleichen Erobrungen entschuldigen könte, wäre: sanfte, menschenfreundliche, den Gesezen der Natur und des Menschenrechts angemesne Behandlung, Anweisung, wi der Boden, worauf si leben, wi di Produkte, di er hervorbringt, zu bearbeiten und zu gebrauchen sind; Austeilung der Felder im zureichenden Mas, wovon si sich, nach Art andrer Menschen, in der kultivirten Welt, nären sollen; Unterricht und Anleitung zu gewißen notwendigen Arbeiten und Geschäften in der Ordnung, wi es di gesellschaftliche Einrichtung und di gesellschaftlichen Rechte mit sich bringen, gegen einen zureichenden Lon und künftig freien Betrib und freie Benuzung derselben. Dann sind dise Völker glüklicher, dann sind si auf di Ban der Kultur gebracht, di si zu einem beßern Zil ires Daseyns und irer Bestimmung fürt; dann können ire Erobrer noch Dank, Gehorsam und Unterwürfigkeit für ire Menschlichkeit erwarten und ernd-

en ; Dann vergüten doch wenigstens di beobachteten Rechte der Menschheit di verlornen und nun wider hergestellten gesichertern Rechte des Völker - Staaten - und Bürgerrechts.

Erobrungen haben allemal den Schein der Gewalttätigkeit und sind es in der Tat, wenn si ungerecht sind. Eben deswegen haben kultivirte Nationen ire Verträge und das Völkerrecht zum Grund irer Sicherheit gemacht, für welche di gegenseitige Eifersucht wacht. Wenn ein Regent auftrit, der Eobrungen zu seinem eigentümlichen Geschäft macht, wi Dschingiskan und Tamerlan, di ire Size ausbreiteten vom kaspischen bis zum mittelländischen Meer, di beinae ganz Asien und einen Teil von Europa irer unbefugten Macht unteriochten, so ist ein solcher Erobrer nichts anders, als ein ungerechter und gewalttätiger Länderbestürmer und handelt wider di Geseze der Vernunft, wider di heiligen Rechte der Menschen und der Völker. Nur rechtmäsige Erobrungen können erlaubt seyn. Wenn indeßen ein

Re-

Regent weise, glüklich und mächtig genug ist, ein Volk gut zu regiren, so daß eine harmonische Einrichtung seinen Staaten den schönsten Flor gibt und seine klugen Anstalten allgemeinen Wolstand verbreiten — und ein andres Land befindet sich in einem Zustand innerlicher Zerrüttung, di den allgemeinen Wolstand hindert und deren Grund in der innern felerhaften Einrichtung irer Staatsverfaßung ligt, di Ursache ist, daß seit Jarhunderten beständige Unruen und Zwistigkeiten den innern Friden, di Rue und Wolfart eines solchen Landes stören und seine Kraft sich entnervt; wenn alle Anstalten unzureichend sind, oder durch unwegräumliche Hindernise felschlagen und keine Mittel zureichend sind, Ordnung, Flor, Harmonie und Glükseligkeit herzustellen; wenn selbst ir Regent, wenn er auch noch so vil Mut und Klugheit dazu besizt, nicht im Stand ist, di Verworrenheit einer solchen Verfaßung zu einer guten Einrichtung umzuschaffen und durch eine weise gesezmäsige Ordnung den Wolstand, di inre Stärke und den innern Friden des

Lands

Landes herzustellen, weil si ihm di Gewalt nicht dazu laßen, den Gehorsam, di Folgsamkeit nicht leisten, di erforderlich dazu ist; vilmer seinen Tron selbst bestürmen und sein Ansehen vermindern — Wäre ein solches Volk nicht glüklicher dran, wenn es der Aufsicht eines glüklichern, mächtigern und gefürchtetern Regenten unterworfen wäre? Wenn nun di angeborne Neigung, ein abgesondertes, selbstständiges Volk zu seyn und zu bleiben, disen Gedanken zwar verwürfe, das Land würde aber doch von diser beßern Macht in Besiz genommen — läge nicht di Schuld an inen, daß si sich durch eine beßere Verfaßung aus dem Zustand irer Zerrüttung nicht losrißen, um sich diienige Stärke zu geben, di si dagegen hätte sichern können? Wäre eine solche Besiznemung ein Länderraub zu nennen? Im eigentlichen Sin nicht: es wäre nur di Uibernemung der höchsten Gewalt über ein Volk, das solche seinem unglüklichen Regenten nicht in dem Grad überlis, daß seine Wolfart dadurch befördert werden konte, und

da inen Eigentum und Gerechtsame bliben, wäre es weiter nichts, als, stat der Wal, eine freiwillige Uibername der Regirung, um einem Staat eine beßere Einrichtung zu geben, der in ewiger Unrue und Zerrüttung einer felerhaften Verfaßung sich befindet, di selbst auf andre Staaten nachteiligen Einflus haben kan und also ein Volk glüklicher, und harmonischer mit andern Staaten, zu machen. Und wenn vile in einem Staat das selbst wünschten, wenn selbst alte Gerechtsame, oder neuere Veranlaßungen Aufforderung und Gelegenheit dazu gäben — bekämen dadurch di Beweggründe dazu nicht viles Gewicht und Recht? Und wenn sonst kein Grund der Rechtmäsigkeit vorhanden wäre — was sagt di Stimme des Völkerrechts dazu? Di Antwort steht in dem Kapitel, wo von weisen und unternemenden Helden di Rede ist, di von ieher den hoen Beruf fülten, sich zu Gesezgebern und Anfürern über einen Haufen von Menschen, oder über ein Volk aufzuwerfen, das entweder im Zustand der

Roheit und der Zerstreuung, oder der Zerrüttung und Unordnung sich befand. Eine solche Erobrung wäre dann nichts anders, als der Triumf einer weisern und glüklichern Macht über di Schwäche eines Volks, deßen Zerrüttung und Unteriochung eine Folge seiner schlechten Verfaßung ist; eine solche Erobrung würde dann eine Warnung für andre Staaten seyn, sich durch eine beßere Ordnung dagegen zu sichern.

Notes

10tes Kapitel.

Uiber das Ideal der Freiheit.

Di Jare der Kindheit sind di geprisne Periode des Lebens, welche di Menschen insgemein für di glüklichste schäzen. In diser Periode wißen si noch nichts von den Anfechtungen der Welt. Verfolgung und Unterdrükung sind inen noch unbekant. In irem Umgang herscht, Unarten und Schwachheiten abgerechnet, Unschuld und Eintracht. Jre Leidenschaften sind noch nicht von der Heftigkeit und Dauer, daß si ire Rue und Zufridenheit lange stören, iren Umgang und iren Friden lange unterbrechen. Jr Herz ist noch nicht an das Scheinbare der Güter gefeßelt, um deren willen Menschen einander unglüklich machen. Im Schos der Sicherheit, unter der Aufsicht irer Eitern, di ir

Schuz

Schuz und ire Hülfe sind, flisen ire Tage sanft dahin. Wäre diſes Alter mit Uiberlegung, mit dem Bewuſtſeyn reifer Vorſtellungen von diſem Zuſtand ſeiner Glükſeligkeit verbunden, oder diſer Zuſtand edler Einfalt und Unſchuld, ruiger Unangefochtenheit, Sicherheit und Eintracht wäre noch der nemliche in den höern Jaren reifer Vernunft, dann wäre ein ſolches Leben der Menſchen der freie Zuſtand, wornach ſi ſtreben, aber ſo iſt es nur ein ſüſer Traum dunkler Erinrung im höern Alter. Kaum tretten di Menſchen di reifern Jare der Jugend an, ſo werden ſi ſchon von heftigen Leidenſchaften und von Torheiten hingerißen, di den Weg zu irem Verderben banen. Mit Vorurteilen von dem ſcheinbaren Wert nichtiger Glükſeligkeit des Lebens angefüllt, beginnen ſi di Verbindungen, Geſchäfte, Verhältniſe und Sorgen des mänlichen Alters und ſeufzen dann über das ungewonte Joch der Pflichten und Obligenheiten, oder über Ungemach, Beſchwerlichkeiten und fülbare Laſten, und fängt dann

di

di Vernunft an, mit Ernst und Nachdenken um sich her zu schauen, dann finden si entweder Unrichtigkeit und Irtum in iren Vorstellungen, oder den Abstand zwischen Zil und Wünschen, zwischen Plan und Entwürfen und zwischen Schein und Wirklichkeit zu gros, als daß si sich glüklich dabei schäzen könten. Nur der Weise komt dann dem Zwek der Beruigung und Vollkommenheit näer, es sei in, oder auser sich. Das ist di Geschichte aller Menschen. Wenn der Geist zu seiner Manheit gelangt ist, felt ihm das Glük der Kindheit, und in den Kinderiaren das Bewustseyn und di Einsichten des mänlichen Alters. Dort verläßt er di Spur der Glükseligkeit, und hir wandelt er si, one si zu kennen, oder zum Zil zu gelangen.

Wi schön und reizend ist nicht das Gemälde von Latium unter der Regirung des Janus und Saturns! Seine Bewoner werden uns als Menschen geschildert, di keinen Unterschid weder des Stands, noch des

Reich-

Reichtums kennen, di, fern von Streitigkeiten und Krig, in Eintracht und Friden beisammen leben, di tugendhaft sind, one Zwang der Geseze und di one Müe des Anbaus ein zufridnes und vergnügtes Leben füren bei dem, was di freiwillige Hand der Natur inen darreicht. Dise Zeit wird uns als das goldne Zeitalter geprisen und di Saturnalien der Römer sind ein Fest des Andenkens, das si mit allgemeiner Frölichkeit feierten, mit Aufhebung aller Gewalt und alles Ansehens. Was ist aber dises Gemälde anders, als eine durch di Tradition zum Roman gewordne Geschichte von einem Völkchen, das unter einem glüklichen Himmelsstrich etwa di sanften Eigenschaften der Fridlichkeit der Otahiten besas? — Ein Bild von Freiheit und Glükseligkeit, welches di Einbildungskraft durch hinzugesezte Farben zum Ideal erhoben hat, das durch di Saturnalien der verfeinerten Römer ein Beispil der Zügellosigkeit geworden ist.

Wenn

Wenn wir diſes Gemälde analyſiren, ſo iſt es das kunſtloſe Gemälde der unausgebildeten Natur, wi ſi allgemein erſcheint, mit mer oder weniger Vollkommenheit, ie nachdem ſi Klima, oder ſonſt Einflus von Umſtänden, oder Eigenſchaften formt und karakteriſirt. Keinen Glanz des Reichtums und nichtiger Vorzüge als weſentliche Vorrechte gelten laßen, in fridlicher Eintracht und ruiger Genügſamkeit beiſammen leben, den Tugenden des geſelligen Lebens ergeben ſeyn, one daß Zwangsmittel uns di Beobachtung derſelben abnötigen: das iſt es, was Menſchen, was ein Volk warhaft frei und glüklich macht. Aber wenn Menſchen genügſam leben, weil di Natur inen ſo vil gibt, als ſi brauchen, wenn ſi di erſten beſten Speiſen, di di Natur inen darreicht, mit Zufridenheit geniſen, ſi ſo geniſen, wi ſi inen ſolche vorlegt, weil ſi keine beßern Narungsmittel und ire Zubereitung nicht kennen, dann iſt di Erhaltungsart ires Lebens eben di, welche alle übrige Tire mit inen gemein haben; auch diſe nemen vorlib mit dem,

was

was si von der milden Hand der Natur bekommen und genisen es, wi es vor inen daliget; aber eben das ist der Vorzug der Vernunft, daß si alles veredelt; warum solte si das nicht bei den Produkten tun, di zur Speise für den Körper bestimt sind, der doch ire Fürsorge und Pflege vor andern Gegenständen trer natürlichen Bedürfnise verdint? Wenn Menschen keinen Wert des Reichtums schäzen, weil Mangel des Nachdenkens oder sorglose Genügsamkeit beim Vorrat der Natur, di si täglich närt als Kostgänger, di den belibigen Genus irer Güter gemein haben, noch nicht auf den Gedanken des Eigentumsrechts geleitet hat, so ist das ein Kenzeichen, daß si di unterste Stafel der Kultur noch nicht betretten haben, di den Menschen zum Herrn der Welt macht, welcher ieder im höern, oder nidrern Grad werden kan, ie nachdem er sich mer, oder weniger Eigentum von andern abgesondert und di Alleinherschaft über gewiße Rechte und Besiztümer verschaft hat, oder ie nachdem er sich grose Eigenschaften der Sele erworben hat,

di di Stelle aller Besiztümer vertretten und di eigentlichen sichersten Erwerbmittel derselben sind. Eben so ist di Fridfertigkeit solcher Menschen und ire Unbekantschaft mit dem Krig nichts anders, als di Eigenschaft einer Heerde von Schafen, di bei einer fetten Weide sich so wol befinden, daß si nach keinen fernen Gegenden sich umsehen, und di dabei das Glük haben, an Hügeln zu grasen, wo keine Wölfe wonen, di si anfallen. Wenn Menschen keine Vorzüge der Ehre, des Rums und des Ansehens kennen, ist es kein gutes Kenzeichen irer Ausbildung: Dann sind auch gewis noch keine grose Tugenden unter inen zum Vorschein gekommen, wodurch dise Vorzüge erworben werden und wodurch das durch Vernunft und hoes Gefül ausgezeichnete Leben der Menschen erst seinen Wert, seine Würde und seinen Glanz bekomt. Was können für Tugenden stat finden, wo keine Kentnis vom Wert, oder Unwert der Dinge vorhanden ist? Was ist di Tugend solcher Menschen? Etwa eine natürliche Gutartigkeit, di ein sanftes

Kli-

Klima ein fruchtbarer Boden leicht erzeugt, eine gewönliche Einfalt, wi Unwißenheit und Mangel an Ausbildung solche gar leicht zur natürlichen Eigenschaft eines Volks macht, das noch in den Jaren seiner Kindheit sich befindet? Das Schimmernde eines solchen Gemälds ist also Täuschung der Einbildungskraft, Geburt der Dichtkunst. Bei dem Licht der Vernunft verliren di täuschenden Farben iren Schein und das optische Ideal verschwindet.

Di Menschen sind nun einmal schon gewont, sich platonische Welten zu schaffen und mit iren Ideen über di Grenzen der Möglichkeit und Wirklichkeit hinauszuschreiten. Ire Wünsche dichten sich das als Glük, was es, beim Licht betrachtet, nicht ist, oder si suchen es da, wo es nicht zu finden ist, oder träumen sich eine Freiheit, di mit der Einrichtung der Welt, mit dem natürlichen Lauf der Dinge, mit der Unvollkommenheit und dem verschidnen Karakter der Menschen, so wi mit irer Abhängigkeit und mit iren gegen-

seitigen Verhältnisen sich nicht verträgt. Das Brod ist di edelste Speise der Menschen, der Wein das köstlichste Getränk: was hätten dann di Menschen gewonnen, wenn dise herrlichen Produkte der Natur one Pflege, one alle Müe des Anbaus wüchsen? Blib inen dann nicht immer noch di Arbeit für ire Zubereitung übrig? und erhöet nicht eben dise Müe den Genus derselben? Und wenn ni ein Miswachs di Hofnung der Menschen täuschte, wenn di Witterungen stets nach iren Wünschen sich richteten — würde das nicht wider di Ordnung der Natur seyn? und würden dise Güter in den Augen der Menschen nicht iren Wert verliren? Wenn unser Körper von solcher Stärke, von solcher Dauer wäre, daß keine Unmäsigkeit, keine Leidenschaften ihn zerrütteten — was wäre unser Zustand und unsre Bestimmung? Wozu hätten wir unsre Vernunft, di uns zu dem Genus höerer Freuden edlerer Güter hinfürt? Der Schöpfer hat seine Einrichtung weislich gemacht: Er hat uns seine Güter in der grosen Vorratskammer

der

der Natur vorgelegt, durch unsre Bearbeitung und Zubereitung sollen si einen um so höhern Wert bekommen und zum Eigentum unsers Fleis- es werden, wir sollen dadurch rechten Ge- brauch, weise Mäsigung und zwekmäsige An- wendung lernen, wir sollen daraus den grosen Nuzen schöpfen, daß wir durch Betrachtung und Nachforschen di Ursachen, Wirkungen und Folgen der Dinge kennen lernen und daß unser Geist zu Kentnisen hingeleitet werde, zu denen wir im Schlumer der Trägheit und Un- tätigkeit nicht gelangen. Wenn wir uns als Menschen betrachten, deren Los, nach irer körperlichen Existenz, von diser Erde abhängt, so lange wir si bewonen, so müsen wir auch zufriden seyn mit der Ordnung, di auf der- selben gemacht ist und uns freuen, daß uns- erm Körper eine vernünftige Sele zugesellt ist, di uns über di Klaße der Tire erhebt und uns an der Hand der Natur durch das grose Reich der Schöpfung von einer Stufe zur an- dern bis zum lichten Anschaun, bis zur preis- vollen Bewundrung irer wunderbaren Ein-

richtung hinanfürt und uns unsre Verhältnise, unsre Abhängigkeit, unsre Pflichten kennen lert, folglich di Bedingnise uns vorlegt, worauf di Art unsers Daseyns, der Genus vernünftiger Freiheit und der damit verbundnen Glükseligkeit und Zufridenheit beruet. Der Tor nur schäzt es für ein Glük, wenn, auf das Drehen eines Zauberrings am Finger, auf das Rüken eines Wünschhütchens, sich köstliche Tafeln vor ihm dekten, bezaubernde Musik um ihn ertönte und alles sogleich vor ihm erschin, was seine Wünsche und Begirden verlangen! — Der Reiche, der Mächtige besizt dises Glük und ist selten zufriden dabei; nur der Weise ist der Man, der das um sich zu schaffen weis, was ihn warhaft frei und glüklich macht.

Di Träume in der politischen Welt sind von eben der Art: Di Menschen wollen keinem Zwang einer politischen Verfaßung unterworfen seyn, und doch sollen di Bande der Geselligkeit ir Glük im blüenden Stand

er-

erhalten; si wollen keine Geseze, und doch soll Ordnung unter inen herschen, di Rue und Friden befördert; si wollen keinen Regenten, keine Obrigkeit, und doch wollen si gegen Eingrife in ir Eigentum, gegen Beleidigungen und gewaltsame Anfälle gesichert seyn; si verlangen Rue und Eintracht, und doch sollen den Leidenschaften keine Schranken gesezt seyn, di solche stören. Ja! wenn alle Menschen gleich und ganz gut und vollkommen wären, wenn si alle mit einem gleich starken und unwandelbaren Eifer der vollkommensten Tugend ergeben und im höchsten Grad gewißenhaft wären; wenn si alle einen gleich hoen Grad edlen Gefüls für alles, was schön, gros und erhaben ist, besäsen; wenn si alle von einem gleich hoen Grad reiner und unverdorbner Vernunft geleitet würden, di alles einsäe, was war und gut ist, und di ni ein Unrecht, ni eine Unbilligkeit verlangt; wenn si alle so weit von Argliſt und Betrug entfernt wären, als der Himmel von der Erde; wenn si alle so aufrichtig,

richtig, so fridlich und libreich miteinander umgingen, als wi di unschuldigen und unverdorbnen Kinder; — o! dann hätten si keiner Auffsicht, keines Schuzes, keiner Sicherheit nötig, ire Tugend wäre inen dann Schuz, Sicherheit und Gesez. Aber sind di Menschen so? Können si so werden? Waren si es iemals? Hat ie ein Volk auf Erden gelebt, das sich eines so vollkommen- glüklichen Zustands der Freiheit rümen konte? Unter welch einem glüklichen Himmelsstrich ligt das gesegnete Land, über das eine so schöne heitre Sonne des Glüks, der Freiheit und des Fridens aufgeht? Ach! di Wirklichkeit hat es auf diser Erde noch nicht aufzuweisen! Das glükliche Land der Vollkommenheit feiert sein Fest nur noch in der Ideenwelt.

Di Arten von Freiheit, welche einzelne Menschen sich formen, sind gemeiniglich nichts, als Ideale. Fast ein ieder formt sich ein solches Ideal nach der Lage seiner

Um-

Umstände, nach dem Umfang seiner Einsichten und Neigungen, nach dem Masstab seines Karakters und seines Temperaments. Kan er den Hang seiner Wünsche befridigen, o! dann vergist er das Joch, das ihn drükt, dann trägt er willig di Zentnerlasten seines Lebens. Di Menschen haben gemeiniglich einen gewißen Punkt, worauf sich ire Begrife von Glükseligkeit konzentriren, erreichen si disen, so sind si zufriden. So sind di Menschen am Südpol und am Nordpol, dißeits und ienseits des Weltmeers. Diser Hang macht den Menschen zum Soldaten und Matrosen, macht, daß er di Lasten des Krigs, di Gefaren der Schlacht, di Hize der Linie und di Sklavenketten nicht achtet. Um einen einzigen tollen Tag gibt oft der Mensch ein ganzes Jar der Zufridenheit hin, für eine einzige Lust oft di ganze Rue seiner Tage, mit Gefaren des Lebens erkauft er einen Wunsch, eine Neigung, eine Begirde, in der Befridigung ligt seine Idee, di, mit der rükkerenden Vernunft, nach der Befridigung

wi-

wider verschwindet. Und was bei dem Kurzsichtigen ein gewißer Hang tut, wornach sich seine Ideen formen, das tut bei dem Weltweisen ebenfalls seine Liblingsneigung, seine Liblingsidee, di Lebhaftigkeit und Wärme gewißer Vorstellungen, di Flamme der Einbildungskraft, oder der Euthusiasmus gewißer Uiberzeugungen: Di Ordnung des Lebens hat ire eigene, allgemeine, anerkante Glükseligkeit, eine woleingerichtete Wonung ire grose Bequemlichkeiten; aber Diogenes findet das Glük seiner Freiheit in einem Faß und verlangt nichts von einem grosen und reichen Alexander, als daß er ihm aus der Sonne gehe. Ein schiklicher Anzug ist ein Stück der Bequemlichkeit, des Wolstands und der Empfelung; aber Antisthenes ist mit einem zerlumpten Mantel zufriden, der nicht einmal seine Blöse dekt. Sklavenstand ist gewiß der härteste Stand des Elends und eine Unterdrükung des Geistes, und doch entwirft Aesop in disem schlechten Stand mit Laune und Heiterkeit des Geistes seine finreichen Fabeln und fült sich gröser,

als sein Herr. Das Leben ist das köstlichste Gut und doch hält es Cato für ein Glük, noch so vil Zeit zu haben, es zu enden, bereitet sich mit vollkomner Rue des Geistes zur lezten Stunde und stöst mit stoischem Heldenmut den Dolch in sein Eingeweide. Und Karl V feiert sein Leichenbegängnis bei lebendigem Leib, vertauscht Purpur und Tron mit der Kutte und dem Kloster.

Alle dise Arten von Glükseligkeit ligen also in der besondern Vorstellungsart der Menschen und machen den in gewißer Rükficht glüklich, der Behaglichkeit und Vergnügen daran findet, der di übrige Glükseligkeit des Lebens darüber vergist, oder für gering und unbedeutend achtet. Immer noch glüklich ist der Unwißende, wenn er kein beßeres Los kent, als eine gewiße Befridigung seines Hangs und dise erreicht. Immer noch glüklich ist der Tor, wenn er zum Zil seiner törichten Wünsche gelangt und Beruigung dabei findet. Immer noch glüklich genug ist der Weltweise,

wenn

wenn di Anhänglichkeit an gewiße schwärmerische Ideen seiner Einbildungskraft doch seinem Geist Befridigung und Genugtuung gewären, und am glüklichsten der Weise, der di Unvollkommenheiten diser Erde, di Mängel irer Güter, di Unbeständigkeit und schimmernde Nichtigkeit irdischer Glükseligkeit kent und verachtet und nur das schäzt, nur das sucht, was warhaft glüklich macht.

Ein elender Zustand bleibt allemal das, was er ist, Bedrükung und Unglük allemal das, was si sind, Schein gewärt nimals di befridigenden Freuden der Wirklichkeit; aber glüklich ist doch noch der, so den Verlust irdischer Glükseligkeit noch durch irgend etwas zu ersezen weis und solte es auch nur durch ein Ideal seiner Einbildungskraft seyn!

So wi nun einzelne Menschen ire Ideale von Freiheit haben, so haben si ganze Nationen: eine iede Nation hat iren eignen Karakter, ire eigne Sitten, Gebräuche und Gewon-

wonheiten, und di veste enthusiastische Haftung an disen eingewurzelten Eigenheiten ist Ideal irer Freiheit, das sich durch den Schwung der Einbildung bis zum Nationalstolz erhebt. Wenn der Karakter einer Nation nun wirklich so gros ist, daß der Geist des Heldenmuts mit dem Geist des Fridens und der Verträglichkeit sich vereinigt; wenn ir Geist durch weise Geseze so ausgebildet ist, daß eine heilsame glükbringende Ordnung und Zusammenstimmung der unausbleibliche Erfolg davon ist; wenn ein freiwilliger Gehorsam di fruchtbare Wirkung der Weisheit und Güte ires grosen Regenten ist; wenn Tätigkeit, einträchtiges Verker im Umgang und gemeinschaftliches harmonisches Bestreben für das allgemeine Beste di Frucht einer zur Vollkommenheit ausgebildeten Nationaltugend geworden ist, dann ist ein Volk zum wirklichen Besiz der edelsten Freiheit gelangt und dem Volk, das dise Stufe der Vollkommenheit noch nicht erreicht hat, das dises Glük nur in den Entwürfen weiser Männer kent, di man für Ideal hält, bleibt

nichts

nichts übrig, als der heiſe Wunſch und tätige Eifer, diſes Ideal auf den Punkt hinzubringen, daß es zur Wirklichkeit reift.

IItes Kapitel.

Uiber di Freiheit der ganzen Welt.

Di ganze Welt ist ein freier Staat; wir mögen darunter den grosen Schöpfungsstaat Gotes verstehen, oder das Sonnensystem, wornach wir di Zeit unsers Daseyns meßen, oder nur disen Erdball, den wir bewonen. Alle Gestirne, di da vor unsern Augen flimmern und glänzen, bewegen sich nach den Gesezen einer ewigen Vernunft: eine ewige Weisheit macht, daß di Sonne ieden Morgen wider hervorgeht, wi eine Braut aus irer Kammer; eine ewige Weisheit leitet den Mond, als wi das Kind am Gängelband; unser Erdball wandelt di vorgezeichnete Ban einer ewigen Ordnung one auszugleiten; nach diser Ordnung richtet sich di Ebbe und Flut des Ozeans, darnach richten di Flüse, Winde

und

und Wolken iren Lauf und dise Ordnung ist es, di di Jarszeiten und iren Segen schaft.

Dise allgemeine Ordnung, dise Harmonie ist also das Werk einer unbegrenzten Weisheit, di di Regeln dazu entworfen hat, wornach sich alle Kräfte zwekmäsig bewegen, und wodurch alles freien ungehinderten Gang zur allgemeinen Zusammenstimmung bekomt. Wäre dise Ordnung nicht, wären keine Geseze einer allerhöchsten Vernunft da, di den Kräften ire zwekmäsige Bewegung und verhältnismäsige Bestimmung gäben und erhilten, würden di Bande der Natur zerreißen, und di ganze Schöpfung in Verwirrung und Zertrümmerung geraten. Di Müle, di Ur haben nur alsdenn iren freien ungehinderten Gang, wenn si nach den Regeln der Mechanik gehörig verfertigt sind und behandelt werden. Komt etwas dazwischen, das disen Regeln entgegen ist, stehen si stille und der freie Gang irer Bewegung hört auf.

Freiheit ist also Ordnung, Regelmäsigkeit, Harmonie, wovon di Vernunft di Schöpferin und Erhalterin ist und der höchste Grad der Freiheit ist eine eigentümliche wirkende Kraft der höchsten Weisheit, welche nach den besten Regeln alles auf di vollkommenste Art schaft und erhält.

Vermöge dises freien Gangs, den di Natur nach den einmal vestgesezten Regeln einer ewigen Weisheit nimt, gelangt si, one Aufenthalt und Hindernis, allemal zur Zwekmäsigkeit irer Bestimmung: Menschen erzeugen wider Menschen, Tire wider Tire, und di Erde bringt den reichen Vorrat hervor, der allen Geschöpfen des Erdbodens zur Erhaltung ires Lebens dint. Der Wurm in der Erde findet seine Narung, der Sperling findet sein Korn, der Elefant sein Futter, der Wallfisch seine Sättigung und das Schaf seine Weide. Alle Geschöpfe nemen also iren freien Anteil an dem Vorrat der Schöpfung, keines aber mer, als der Mensch: für ihn hat

nicht

nicht nur di Natur den beſten Vorrat von den Gütern der Erde beſtimt, ſondern di Vernunft lert ihn auch di Vermerung und Veredlung derſelben zu einem beßern Genus. Freilich reichen di Kräfte des Menſchen nicht ſo weit, auch nur ein Gräschen, auch nur einen Halm durch eigne Kraft hervorzubringen; aber der Natur zu Hülfe zu kommen, ſteht in ſeinem Vermögen und mit der höchſten Weisheit zu einem beſſern Zil fortzuarbeiten, iſt ein Vorzug ſeiner Kraft. Di Natur legt ihm tauſendfältige freiwillige Gaben vor; ſezt er di Arbeit mit ir fort und ſäet den Saamen in iren Schos, wird ſi ihm reiche Aeren dafür bringen, di ihm ſein Brod geben; pflegt er den wilden Stam, wird er ihm ſüſe Früchte bringen; denn di Natur geht den Gang, den di höchſte Weisheit ir angewiſen hat, und di Vernunft, di diſe Weisheit ſtudirt, fürt di Natur zum Zil.

Der freie Gang der Schöpfung richtet ſich nach den Regeln einer ewigen Weisheit; da nun der Menſch ein Glid der Schöpfung iſt

und

und das Glük des Bewustseyns besizt, kan seine Freiheit in nichts anders bestehen, als in den Regeln diser ewigen Weisheit, welche di Natur ihm in irer Ordnung und in irem Gang vor Augen legt, und di er mit seiner Vernunft erkennen und für seine Bedürfnise benuzen kan.

Alle Staaten, alle Nationen gehören zu dem grosen Staat Gotes, alle stehen unter der Ordnung der grosen Schöpfung und dise Ordnung der fysischen Welt ist das Muster für di moralische. Jemer di Einrichtung in politischen Staaten sich der Einrichtung näert, di Got in dem unermeßlichen Staat der Schöpfung gemacht hat, iemer di Geseze der politischen Welt mit den Gesezen der Natur übereinstimmen, iemer Harmonie des Ganzen ist, ie segensvoller di Anstalten für das allgemeine Beste sind, iemer dafür gesorgt ist, daß Ursachen, Wirkungen und Erfolg in di allgemeine Ordnung zusammenstimmen, iemer di Klugheit dafür gesorgt hat, daß selbst Mängel und Uibel

di Vollkommenheit des Ganzen befördern und ie gröser durch weise Aufsicht und Lenkung di Summe des Guten wird, destomer näert sich di moralische Welt der Vollkommenheit der Schöpfung, destomer gelangt si an das hoe Zil irer Bestimmung.

Alle Menschen, alle Völker, alle Nationen stehen unter der Aufsicht einer ewigen Weisheit und ire Freiheit ist in nichts anders zu suchen und zu finden, als in der Ordnung, di si gemacht hat: stimmen si in dise Ordnung mit ein, sind si mit diser Einrichtung zufriden, wenden si ire Vernunft an, Vorteile daraus zu zien, so machen si Gebrauch von irer Freiheit. Alle Wesen im Geisterstaat Gotes, alle Bewoner der Sfären, di über unserm Haupt schwimmen, können keine andere Freiheit geniesen, als di Freiheit einer ewigen Ordnung, di um so vil Grade glänzender und vollkomner seyn mus, ie mer si mit diser Harmonie einer ewigen Ordnung übereinstimt. Di Sonne geht über alle Völker und Staaten auf, aber

kein

kein Volk, kein Mensch, kan di Zeit ires Aufgangs oder den Grad irer Wärme bestimmen: Dafür sorgt eine ewige Weisheit, deren Anordnungen di Welt mit iren Bewonern unterworfen ist.

Solte der, so disen Erdboden zum freien Wonplaz der Menschen bestimt hat, gleichgültig seyn, wi si sich bei dem Genus irer Freiheit, irer menschlichen Existenz betragen, wi si solche anwenden? Solte derienige, der so weise Anstalten für di Bedürfnise der vernünftigen Erdenbewoner getroffen hat, gleichgültig dabei seyn, welche Anstalten si unter sich für ir geselliges Leben und für ire gegenseitige Glükseligkeit machen? Hat er inen nicht deswegen di Vernunft mitgeteilt? Und lert dise nicht einleuchtend, daß, so wi di Freiheit unsrer Existenz und unsers Genuses in der Natur von iren Gesezen abhängt, solche eben dise Abhängigkeit in der moralischen Welt haben mus? Was macht, daß so vile Völker teils in einem verächtlichen, teils in einem ser unvollkomnen Zustand leben?

Mangel an Ausbildung und Aufhellung irer Vernunft, di inen zur Wegweiserin und Lererin gegeben ist. Was macht, daß ganze Nationen in den Abgrund der Vernichtung gesunken sind? Ire Abweichung von der Vernunft. Und wenn ist unsre Vernunft in irer Vollkommenheit, wodurch erhält si Licht, Kraft und Dauer? Was macht si würksam für unser Glük? Welches ist ir höchster Gedanke, ir erster vornemster Begrif? Kein andrer, als der Begrif von irem Urheber, von der höchsten Weisheit, di alles das gemacht und angeordnet hat, was si hir siet und begreift. Di Erkentnis Gotes und seiner Anstalten, das ist es, was di Vernunft in iren vollkommensten Zustand versezt und si immer weiter, iren Geist bis über di Sterne hinfürt. Eine durch solche Erkentnis aufgehellte Vernunft näert sich der ewigen Weisheit und schaft den lichtvollsten Grad des Bewustseyns ires Glüks und irer Freiheit um sich her.

Vor dem Allweisen, vor dem Allmächtigen, deßen Allgegenwart aus jedem Stern, aus

iedem Tautropfen funkelt, müsen alle Nationen niderfallen und anbeten, denn er ist es, der den Erdboden mit seinen Bewonern erhält und da Wunder der Weisheit tut, wo di menschliche Vernunft nicht hinreicht. Dise Ehrfurcht lert erst di Pflichten, one welche keine Freiheit bestehen kan.

Di Erkentnis des grosen Urhebers aller Dinge ist di Grundlage aller Staatsverfaßungen. Durch si gelangen di Menschen zum Zil der Vollkommenheit, denn si lert Gehorsam, Abhängigkeit, Unterwürfigkeit, allgemeine Uibereinstimmung und Gefül der Dankbarkeit und der Hülfsbedürftigkeit beim Vorrat und Gebrauch der Dinge; si ist also der edelste Grad der Erkentnis, zu dem di aufgehellte Vernunft aus dem Staub sich aufschwingen kan und fürt di Menschen zum glüklichsten Genus der erhabensten Freiheit.

So wi man bei Einrichtungen der Staaten sein Augenmerk nicht auf den Urheber der

Welt

Welt und aller Ordnung richtet, werden alle Plane und Entwürfe keinen erwünschten Fortgang und Erfolg haben, sondern bald oder spät zertrümmern; denn di Menschen wollen einen vesten und sichern Grund irer Glükseligkeit wißen, der einleuchtend genug ist, sich mit Zuversicht darauf zu stüzen und ein solcher kan kein andrer seyn, als Got, der alles hält.

Anstalten und Einrichtungen des Staats, di di Ehre Gotes voraussezen, wird sein Segen krönen; denn es mus demienigen, der di Wolken lenkt, allerdings daran gelegen seyn, daß ditenigen ihn erkennen und vereren, di ihm ir Leben und ire Erhaltung zu verdanken haben, und di er mit Vernunft zu diser Erkentnis ausgerüstet hat. Eine Erkentnis, welche di Menschen für di Bedürfnise, Schikśale und Angelegenheiten diśes Lebens sichert, macht den besten, den stärksten Eindruk und hat das wichtigste Intereße für di Menschheit.

Je schwächer, unvollkomner und verdorbner di Vernunft ist, desto mangelhafter ist auch ire Einsicht in dise Erkentnis, desto mangelhafter ire Staatsverfaßung, desto armseliger und mangelhafter der Zustand irer Freiheit, selbst nach der Richtigkeit diser Erkentnis wird di Vollkommenheit dises Zustands sich richten. Di Weltteile auser Europa legen uns Beispile genug davon vor Augen. In den Finsternisen der Unwißenheit part sich Abgötterei und Sklavenstand, und Roheit und Wildheit sind di Gefärten der unangebauten Vernunft.

Wenn di Menschen alle so harmonisch zusammenstimten, wi di Schöpfung, wenn si, gleich der Natur, auf der vorgezeichneten Ban der Ordnung und der Vollkommenheit fortschritten, wenn si alle di richtigste und vollkommenste Erkentnis von irem Schöpfer hätten, und insgesamt mit gleicher Ehrfurcht ihm Dank und Anbetung brächten, würde di allgemeine moralische Freiheit der

Welt

Welt entstehen, di di Absicht des Schöpfers ist, und wozu er di Kraft der Vernunft verlien hat.

Da aber dise Kraft der Vernunft nicht gleich stark bei allen Menschen ist, so kan nur in sofern von einer allgemeinen Freiheit der Welt di Rede seyn, in sofern eine höchste Weisheit am Ruder sizt, di alles lenkt und für alles sorgt. Unter dem Schirm diser höchsten Aufsicht entstehen Menschen und Nationen, finden alle Geschöpfe Leben und Narung. Ire Fürsorge für di Menschen erstrekt sich von einem Pol bis zum andern, von der Sonne Aufgang bis zu irem Nidergang. Also auch der roe, ungebildete Erdenbürger steht unter diser allesumfaßenden, allesbelebenden, allesers haltenden Fürsorge und geniſt seine Speise, obgleich nicht von eigner Hand gebaut, gepflogen und zubereitet. Wo di Vernunft nicht sorgt, sorgt Got und di Natur.

Di Züge der Menschheit sind aber auch im Stand der Wildheit und der roen Natur sichtbar und erheben den Menschen noch über di übrigen Tire durch Merkmale des Nachdenkens, der Uiberlegung, der Beurteilung und der freien Wal. Freilich ist da nur ware Freiheit zu suchen, wo der helle Mittag der Vernunft leuchtet und di Menschen mit Bewustseyn sich irer Freiheit freun; in dem Land der Dunkelheit hingegen, wo di Vernunft erst Lichtschuppen von sich gibt, ist di Freiheit nur ein Traum, und beim Erwachen, reges Gefül. Indeß ist und bleibt dise Erde doch für alle ire Bewoner ein Land der Freiheit, über das eine allerhöchste Vernunft wacht. Wärend daß ein Volk der Erde zur Vollkommenheit sich emporarbeitet, und das andre schlummert und wider ein andres untergeht, läßt eine ewige Weisheit täglich di Sonne über dise Welt aufgehen, di dem Vernünftigen di Ban zeigt, auf der er frei wandeln kan.

12tes Kapitel.

Reflexion über das Ganze.

Di Menschen haben schon unzälige Versuche gemacht, sich in den glüklichen Stand der Freiheit hineinzuschwingen. Uiber dise Versuche sind Staaten und Königreiche gesunken und eine Staatsverfaßung ist aus dem Schut der andern emporgestigen. Wenn wird der grose Versuch gelingen? Oder ist er manchen Völkerschaften schon gelungen? Welches ist der grose Masstab, wornach sich der glükliche Zustand eines Volks mißt? Welches ist di Staatsverfaßung, di wir für di glüklichste preisen können? Oder welches ist der glükliche Zustand der Freiheit, worin ein Volk sein Glük sucht? Kein andrer, als wo Gesez und di daraus entspringende Ordnung, Gotesfurcht und di daraus entspring-

springende Tugend herscht, wo der Regent so gegen seine Bürger und Untertanen handelt, wi es di Geseze der Vernunft und Menschlichkeit erfordern, wo Bürger und Untertanen di Notwendigkeit einer weisen Ordnung so erkennen und schäzen, daß si es für das wesentlichste Stük derselben halten, in geselliger Eintracht ire Pflichten und iren Beruf treulich zu befolgen.

Alle Revolutionen, so in der Welt entstanden sind, wurden entweder aus Mangel an Gotesfurcht und Verachtung der aus ir entquellenden Tugenden, oder durch den Mangel an weisen Gesezen und der damit verbundnen Ordnung; durch Uibermut und Ausschweifung, oder durch übertribnes Elend, das übertribner Luxus gebar; durch Grausamkeiten, Gewalttätigkeiten und Ungerechtigkeiten, oder durch Vorurteile und irrige Begrife von Freiheit erzeugt. Traurig ist es, wenn ein Regent vergißt, daß das Menschen sind, di seiner väterlichen Fürsorge anver-

vertraut sind; traurig ist es, wenn durch di Nachläßigkeit höherer Aufsicht di Geseze iren Wert und ir Ansehen verliren und di Maschine des Staats in Unordnung gerät; traurig, wenn der Reichtum und Uiberflus eines Landes ein Volk zu solchem Uibermut verleitet, daß es auf di Torheit verfällt, seine eigene Glükseligkeit zu zerstören; traurig, wenn der Luxus einen so hoen Grad erreicht, daß er sich mit Ungerechtigkeiten wafnen mus, di Jammer und Elend verbreiten; am allertraurigsten aber, wenn Menschen sich von Vorurteilen und irrigen Vorstellungen eines erträumten Freiheitssystems hinreißen laßen und, indem si ir schimmerndes Gebäude aufrichten wollen, andere, di doch gleiche Freiheit mit inen zu denken haben, zu Schlachtopfern machen, ieden Schrit, ieden Stein ires Gebäudes mit Blut färben, und das durch Wut und tobende Leidenschaften suchen, was nur ruige Vernunft und weise Geseze geben können.

Staatsverfaßungen mit behutsamen Schritten, nach Erfordernis der Zeiten und Umstände, verbeßern und verändern, um si für di zu hellern Einsichten gelangte Vernunft und für di sich ändernde Denkungsart der Menschen paßend oder wenigstens erträglich zu machen, ist ein Werk weiser Regenten, zu deßen Unternemen gemeiniglich di tausendzüngige Stimme des Zeitalters wekt; aber eine Staatsverfaßung auf einmal von Grund aus umstürzen und zertrümmern — was ist damit gewonnen? Gemeiniglich nichts, als das Elend viler tausend Unglüklichen, di im Getümmel der Zerrüttung auf di Schlachtbank kommen, oder ire Güter dem Raub und der Verheerung preisgeben und ir Vaterland flien müsen; denn wenn auch aus dem Schut ein noch so scheinbar-glänzendes Gebäude emporsteigt, so findet man doch mit der Zeit wider eben so vile Unbequemlichkeiten und Mängel, als beim vorigen, obgleich von andrer Art, und ein Volk erhält dann auf solche Art nur das in einer andern, oft schlimmern Gestalt wider,

was

was es verworfen hat. Eben di Staatsverfaßung, di zu der einen Zeit gut war, ist zu einer andern Zeit schlim gewesen, und eben di, so zu einer andern Zeit schlim war, ist nachher wider gut geworden. Di Römer hatten Könige, Konsuln, Tribunen und Kaiser. Keine von disen Staatsverfaßungen hat sich auf immer erhalten, iede hatte ire gute und schlimme Perioden; aber keine gelangte zur Vollkommenheit, sonst wäre si, bei aller Wandelbarkeit menschlicher Denkungsart von beständiger Dauer gebliben. Es kan also sowol Königreiche, als Republiken geben, di glüklich sind und kan wider andre geben, wo es di einen so wenig sind, als di andern. Das Glük und di Freiheit eines Staats hängt also nicht von seiner äusern Form ab, sondern von seiner innern guten Einrichtung.

Ein Freiheitssystem, so auf vernünftigen Grundsäzen ruet, das di Menschheit in ire Rechte einsezt, di Menschen ire Pflichten lert und, bei Beobachtung derselben, inen das

Glük

Glük gönt, iren Einsichten zu folgen, das ist das angeborne System der vernünftigen Menschheit, das System der Glükseligkeit eines ieden Volks und seiner Glider, das einer ieden Staatsverfaßung angemeßen ist; aber dasienige Freiheitssystem, so auf Grundsäzen einer gänzlichen Unabhängigkeit und unbedungnen Willkür ruet, vermöge deßen es den Menschen erlaubt wäre, bei ieder Forderung irer Leidenschaften, einem blinden Willen zu folgen, den weder Vernunft, noch Vorschrift der Geseze lenkt, ist ein System der Schwärmerei und der Torheit; denn es würde nichts, als Zerrüttung und Unordnung daraus entspringen.

Eine absolute Unabhängigkeit findet bei Menschen gar nicht stat, di im Stand der Geselligkeit leben, so wi one Geseze keine menschliche Gesellschaft bestehen kan. Wer hingegen bei seinen Handlungen nach disen Vorschriften der geselligen Welt sich richtet, kan leben als der unabhängigste und freieste Man unter der Sonne.

Wenn man ie von einem Menschen sagen wolte, daß er in einer absoluten Unabhängigkeit lebe, so müste es von demienigen seyn, der als isolirter Mensch auf einer Insul allein wonte; aber ist das nicht ein Zustand der grösten Dürftigkeit und Hülfslosigkeit? Schildert man disen Zustand nicht als einen traurigen Zustand des Elends und des Unglüks? Legt ein solcher Zustand dadurch nicht dem Unglüklichen den grösten Zwang auf, da ihm alle Mittel felen, sich, wenn es auch di reichste, schönste und fruchtbarste Insul wäre, Notwendigkeiten und Bequemlichkeiten zu verschaffen, di man nur von geselligen Händen erwarten kan?

Di Geselligkeit ist das gröste Beförderungsmittel und das schönste Glük unsrer Freiheit. Welche Vorteile gewärt uns dise nicht! Welche Bequemlichkeiten! Welche Freuden! Wi ser ist durch si nicht für alle Bedürfnise unsers Lebens gesorgt! Wi vil würde uns hir nicht verloren geben, wenn di Geseze uns dise Vorteile nicht sicherten!

Das

Das gesellschaftliche Leben versezt di Menschen in den Zustand einer gegenseitigen Abhängigkeit, und dise bestimt di Freiheit der Menschen in der bürgerlichen Welt. Es darf keiner nach allem langen, was ihm vor di Augen komt und was seine Wünsche begeren, und dise Einschränkung ist kein Zwang, sondern das natürlichste Sicherheitsbedingnis für unsre Besiztümer; denn, vermöge diser Einschränkung, dürfen auch andre mir das meinige nicht rauben. Eben so sind Geseze und obrigkeitliche Verordnungen, di vernünftige und billige Absichten zum Grund haben, kein Zwang, sondern di nötigen und vorteilhaften Mittel zur Rue, zum Friden, zur Sicherheit, zur Ordnung und zur allgemeinen Glükseligkeit. Menschen also, di in geselligen Verhältnisen der bürgerlichen Welt leben, schöpfen aus irer Einrichtung das Mas irer Freiheit und können solche auf keine andre Art genisen, als wi dise Einrichtung es mit sich bringt; denn di Freiheit des einen steht im Verhältnis mit der Freiheit des andern und di Freiheit aller einzelnen Glid-

er im Verhältnis mit der Wolfart des Ganzen.

Der Vernünftige steht hir stille, überlegt mit ernster Betrachtung seinen Zustand und seine Verhältnise mit der Welt und denkt bei sich: ist es nicht beßer, unter einer guten Regirung und unter weisen Gesezen zu leben, als one solche? — und findet in disem Gedanken den Begrif, den Genus und den Wert seiner Freiheit.

Di Geseze schaffen eine heilsame Ordnung, und dise ist di Sele des Staats und des bürgerlichen Lebens, der sicherste Weg zum Zil, di eherne Stüze unsrer Freiheit und das zuverläßigste Beförderungsmittel für allgemeine Glükseligkeit. One solche würden alle Einrichtungen des Staats di Kraft irer Würkung und Zwekmäsigkeit verliren, so wi auch wir di Entwürfe und Unternemungen für unsern Wolstand durch tausendfältig dazwischenkommende Hindernise und Störung würden

scheidern sehen. Durch si aber bleiben alle Geschäfte und Anstalten im ruigen Gang, durch si erhalten wir aus allen Ständen tausendfältigen Zuflus für unsre Bedürfnise; durch si werden wir in den Stand gesezt, one alles Hindernis unsre Kräfte für unsre und andrer Wolfart zwekmäsig anzuwenden, di Früchte unsrer Bemüungen zu ernden und ruig zu genisen. Dise Ordnung macht es, daß wir zufriden im Schos des Fridens leben können, indeß daß andre für uns arbeiten, für uns sorgen, für uns wachen, für uns fechten und unsre Zwistigkeiten schlichten. Heist das nicht ein Stand der Freiheit und des Glüks?

Menschen, di sich täglich mancher Feler erinnern können, müsen, irer eignen Unvollkommenheiten eingedenk, in disem Lande der Unvollkommenheiten nicht zu grose Vollkommenheiten erwarten, sondern bedenken, daß di, so Kronen tragen, daß di, so auf dem Richterstul sizen und auf dem Pre-

digtstul stehen, alle auch Menschen sind, di das Los der Felerhaftigkeit an sich tragen und ehrfurchtsvolle Nachsicht mit der Schwachheit irer Vorgesezten haben, wenn si nicht allemal den erwünschten Erfolg für ire Erwartungen spüren, wenn anders ir Glük und ire Rue nicht vorsezlich mit Füsen getretten wird.

Rue, Zufridenheit, Freiheit und Glükseligkeit sind in manchem Betracht gleichbedeutende Wörter und äuserst wichtig für di Menschheit. Wenn Regenten das erwägen, werden si ni Gewalttätigkeiten in irem Lande ausüben, werden si irem Volk ni drükende, unerträgliche Lasten aufbürden, werden si di Kinder ires Landes stets als Väter behandeln. Wenn di Richter das erwägen, werden si gewißenhaft und behutsam in iren Aussprüchen seyn und, bei aller Würde des Warheitlibend- en Ernsts, mit Sanftmut und menschenfreundlicher Gerechtigkeitslibe stets der guten Sache aufhelfen. Wenn Lerer das stets lebhaft vor Augen haben, werden si es als eine irer vor-

nem-

nemsten Pflichten ansehen, iren Leren durch das allesvermögende Beispil ire würksame Kraft zu geben, und Vorträge und Handlungen so einrichten, daß si di Gewißen der Menschen schonen; dann wird Glük und Freiheit im Lande blüen.

Aber Menschen, wenn si auch gleich unter einer so glüklichen Aufsicht leben, werden den Genus diser Güter wenig empfinden und schäzen, wenn nicht der Beifall ires Gewißens inen solchen schäzbar macht; denn unsre Zufridenheit und unsre Freiheit gründen sich auf di Ausübung bürgerlicher Tugenden, auf di Beobachtung unsrer Pflichten, auf Gehorsam gegen heilsame Verordnungen und auf gegenseitige Menschenlibe. Nur derienige, dem sein Gewißen keine gerechte Vorwürfe der Vernachläßigung macht, hat das Glük, di edelsten Früchte der Zufridenheit und der Freiheit im Schos einer so beglükenden Aufsicht zu genisen.

Auch bei der besten Staatsverfaßung haben di Menschen an den Leidenschaften noch

Störer irer Rue und irer Freiheit; indeß haben si auch an der Vernunft einen Wegweiser, der si immer noch sicher und glüklich durch das Land der Sinlichkeit leitet, wenn si irer Stimme folgen. Jedoch sind auch selbst di Leidenschaften uns dazu eingepflanzt, unserm Glük Aufschwung und Vergröserung zu geben. Auch di Leidenschaften, wenn si aus der reinen Quelle eines guten und gerechten Eifers entspringen, können an der Hand der Vernunft unendlich vil Gutes wirken; entspringen si aber aus der trüben Quelle unreiner Absichten, oder Menschen laßen inen den Zügel, dann füren si iren Willen leicht über di Schranken und si verliren dann das Geleis der Zufridenheit, wenn di Vernunft si nicht wider auf di rechte Ban zurükfürt. Di Leidenschaften machen oft erst aufmerksam auf Dinge, di mit Kaltblütigkeit sind übersehen worden, machen oft erst di Wichtigkeit einer gerechten Sache fülbar, di gering geachtet worden ist, weken di Vernunft oft erst auf, Menschenrecht und Warheit in irem Licht zu sehen, wenn täuschender Trug gleichgültige, oder schläfrige Augen blenden; si weken

den

den edlen Funken, der zur Flamme des fürs Gute durchdringenden Eifers auflodert, beelen zu grosen Entwürfen, ermannen zu künen Entschlüsen, beleben zu edlen und erhabnen Handlungen, zu Handlungen, di Menschen aus dem Abgrund des Verderbens, aus dem unverdinten Kerker, aus dem Rachen des Todes reißen, spornen zu grosen Taten an, di ganze Völker beglüken und bauen Denkmäler von Erz und Marmor; aber si füren auch in den Abgrund des Verderbens, zwingen di Natur, daß si auch da straft, wo di Geseze nicht strafen, füren ins Arbeitshaus, ins Tollhaus, ins Spital und aufs Schafot.

Wenn di Freiheit der Menschen mit iren Leidenschaften bestehen soll, mus di Vernunft einen zur Seite seyn, oder si müsen, wenn ir Erwachen mit der Tat verbunden ist, di Wirkungen irer reinen Grundsäze seyn. Jede Leidenschaft, di zu einer schnellen und grosen Tat losbricht, ist nichts anders, als das Wetterleuchten einer edlen Vernunft, durch di di Gefüle des Herzens schon berichtigt sind und iede Leidenschaft, di zu

einer nidern aufbraust, der Schwefeldampf eines verdorbnen Herzens, an deßen Veredlung und Ausbeßerung noch gar nicht, oder wenigstens noch nicht genug gedacht und gearbeitet ist.

Heftige Leidenschaften der Unbesonnenheit, sind der Freiheit der Menschen auf ieden Fall gefärlich und können, selbst bei den besten vorhergegangnen Absichten, üble Folgen haben, können der Sache eben so leicht Hindernis und Verschlimmerung als Schwung und Beförderung geben. Di guten Leidenschaften tretten gemeiniglich da ein, wo di Vorstellungen der Vernunft lebhaft und durchdringend sind, und das Herz zu ser von seinem guten Entschlus erwärmt ist, und di bösen dann, wenn törichte Wünsche, böse Vorsäze und Absichten über das Herz herschen, wenn di Vernunft davon verfinstert und betäubt ist, oder schlummert. Im leztern Fall sind si onehin ausschweifend und schaden der Freiheit und im erstern können si, wenn si das Zil einer weisen Mäsigung überschreiten, den freien Gang guter Absichten in Gefar sezen, daß si verfelt werden.

Nur

Nur der wandelt den sichern Pfad der Zufridenheit, der der Leitung reiner Vernunft folgt. Wer, was ihm begegnet mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit betrachtet und reiflich beurteilt; wer ieden seiner Entwürfe weislich überlegt und, ehe er zur Ausfürung schreitet, di Folgen überdenkt, di seine Unternemungen haben können; wer stets mit ruigem Nachdenken handelt und ieden seiner Schritte mit Behutsamkeit tut; der hat sich wenigstens den Vorwurf nicht zu machen, daß er sich durch eigne Verschuldung den freien Genus seiner Glükseligkeit geraubt hat, wenn etwa Zufälle der Welt si ihm stören und kan frei und sicher seinen Gang wandeln.

Der vernunftmäsige Zustand des Menschen ist der Stand seiner Freiheit und di Geseze, als Vorschriften der Vernunft, di Grundpfeiler seines freien Zustands. Vermöge des Vorzugs, den der Mensch durch di Vernunft hat, kan er mit Recht verlangen, daß vernunftmäsig gegen ihn gehandelt wird. Di Vernunft

ist

ist es, di dem Regenten Achtung gegen di Rechte der Menschheit empfilt; di Vernunft ist es, welche di Herscher hernider zu den Hütten ires Volks fürt und si erinnert, daß si Menschen und keine Lasttire sind, — Menschen, di in dem engen und oft dürftigen Bezirk ires Lebens ir Bischen Glük und Zufridenheit auch genisen wollen; di Vernunft ist es, di ire Leidenschaften mäsigt, ir Herz fülbar gegen Menschenwol macht und di Regententugenden inen einprägt, di das Land beglüken; di Vernunft ist es, di inen den grosen Gedanken lert, Väter des Volks zu seyn, mit Güte für ir Bestes zu sorgen und inen nicht mer Lasten aufzubürden, als si ertragen können. Dann werden si aber auch sicher unter iren Kindern wonen, di Libe ires Volks wird dann ire Leibwache seyn und Segenswünsche ir Lon. Di Vernunft mus es den Völkerschaften einleuchtend machen, daß weise Ordnung in einem Staat eingefürt seyn mus, wenn ware Glükseligkeit damit bestehen soll, daß si durch schuldige und gebürende Unterwürfigkeit gegen ire Vorgesezten durch treuen

Ge-

Gehorsam gegen di Geseze zum Zil warer Freiheit gelangen, und daß unabhängige Zügellosigkeit, Leidenschaften und unbedungne Willkür ire Glükseligkeit zerstören. Menschen, di vernünftig denken, werden di Lasten des Staats willig tragen, di nach der verhältnismäsigen Einteilung inen zufallen, werden gerne di Abgaben geben, di nach dem Grad ires Vermögens von inen gefordert werden, denn di Vorteile der Rue, des Schuzes, der Sicherheit, so di höchste Fürsorge im Staat inen gewärt, überwigen das alles weit. Menschen, di vernünftig denken, werden, so vil als möglich, ir geselliges Leben in Friden füren und di schönsten Früchte daraus ernden; werden di Zufridenheit mit irem Zustand als eine Tugend ansehen, di si auch unter geringen Umständen glüklich macht und durch glänzende Umstände sich nicht zu Torheiten und Ausschweifungen verleiten laßen, di ire Rue und Glükseligkeit stören; werden ni von der nidrigen Begirde sich hinreißen laßen, mit gewaltsamer Hand nach fremden Gütern zu greifen,

en, oder dem blinden Affekt folgen, ire Nebenbrüder um irer Vorzüge, um ires Glüks, oder um irgend einer törichten Ursache willen zu beneiden, zu kränken, zu beleidigen und zu verfolgen. Was du nicht willst, das tue du auch andern nicht! Laß iedem das Seine! — Das ist di Stimme der Natur, der Vernunft, der Religion und der Freiheit.

Vernünftig handeln und vernünftige Begegnung dafür erwarten, das ist das System für Menschen, di in Verhältnisen der bürgerlichen Welt leben, das grose allesumfaßende System der Menschlichkeit, der Ordnung, des Fridens, der einträchtigen Geselligkeit und der allgemeinen Wolfart, das veste unumstösliche System, das sich auf di ganze Einrichtung der politischen Welt, auf di Bestimmung des geselligen Lebens, so wi auf di Rechte der Natur und Menschheit gründet.

Und

Und wenn der Nachdenkende bei sich erwägt, daß seine Freiheit so vile Einschränkungen leidet, so stellt seine Vernunft ihm dise Welt vor Augen und zeigt ihm, wi der Schöpfer in seinen Werken selbst nach einer bestimten Ordnung handelt. Und wenn sein Zustand, oder di Unvollkommenheiten der Erde ihn zu Seufzern zwingen — so erinnert si ihn: daß der, so dise Erde gebaut und uns zu Einwonern darauf gesezt hat, auch wol seine Augen über di Staaten offen haben und di Schiksale, di Wünsche, di Hofnungen und di Handlungen der Menschen, der Völker und der Regenten nicht mit gleichgültigen Augen ansehen wird! —

O heilige Vernunft! Beschüzerin und Fürerin unsers Lebens! Mutter aller Freiheit und Glükseligkeit! Licht der Menschen! Erleuchte di Regenten und ire Räte, daß si einzig und allein Dir bei iren Ratschlägen und Unternemungen folgen!

gen ! Regire di Gemüter der Untertanen, daß si nach deinen Vorschriften leben ! Damit Fride, Rue und Sicherheit im Lande hersche.

Bayerische Staatsbibliothek München

1000,-
Febr. 86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Christian A.

Uiber den wahren Begrif von Freiheit

Nürnberg u.a. 1794
Pol.g. 425 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769393-9
VD18 14668475-001